Paed. Pr.
440

Bildungs-Schule

Hauber (Mch.)

R

David und Jonathan

Bildungs-Schule

zur

Belebung

eines

frommen Sinnes und Wandels.

Gesammelt

von

einem katholischen Geistlichen.

Mit 1 Kupfer.

Bayerische
Staats
München

München, 1820.
Bey Jakob Giel.

Taglöhner=Arbeit, die ihm den bittern Schweiß auspreßt, stets munter und wohlauf ist, und oft mit seiner zitternden Stimme ein heiliges Lied hören läßt. Und wenn er dann heimkommt, so ist's gewöhnlich, daß ihm die Kinder noch etwas singen müssen; gar so gern hört er das Lied: „Die liebe Feyerstunde ꝛc.“ Ein solcher reiner Frohmuth kann nur aus ächter Frömmigkeit sproßen.

Seine Frau und Kinder würdet ihr nicht besser kennen lernen, als wenn ihr sie, von ihnen unbemerkt, einen ganzen Tag beobachten könntet. Doch die Geschichte ihres anderältesten neunjährigen Kindes giebt euch ein liebliches Bild von der ganzen Haushaltung. Ein christlich auferzogenes Kind ist das gültigste Zeugniß für die Rechtschaffenheit christlicher Eltern. Einen schönen sprechenden Zug ihrer christlichen Kinderzucht beweist das Folgende.

Die Mutter hält ihre Kinder so früh möglich zur Arbeit. Während der Vater als Taglöhner bald da, bald dort arbeitet, verfertigt sie mit ihren Kleinen zu Haus Brisnestel (Schnürbänder). Sobald die Kleinen ihre Fingerchen regieren können, bekommen sie ein, ihrer schwachen Kraft angemessenes Stück Arbeit. Um sie im Fleiß und kindlichen Frohsinn zu erhalten, kennt die Mutter kein besseres Mittel, als ihnen unter der Arbeit die Liebe unseres Gottes anzupreisen, und ihnen die großen Wunder seiner Allmacht und Güte zu erzählen. Oft hört man sie ihre Kinder anreden: „Kinder! wenn ihr brav und fleißig seyd, will ich euch wieder etwas recht schönes erzählen.“ Das ist genug, den Kindern wieder neues Leben und Freude zur Arbeit zu geben. Dann erzählt ihnen die Mutter von Jesus Christus, oder eine andere biblische Geschichte, und allemal mit einer solchen Freude

und Lebendigkeit, daß es die Kinder dünkt, sie hörten die Geschichte zum erstenmale.

Jetzt kam die Theurung, die unter allen Gegenden der Schweiz, Toggenburg, und besonders diese arme Gemeinde M. am härtesten empfand. Was that diese christliche Familie in dieser allgemeinen Noth? — Sie strengten so viel möglich ihre Kräften zur Arbeit an; aber die Theurung stieg mit jeder Woche, mit jedem Tage, und so auch ihr Mangel. Der Vater mußte zu Haus bleiben, weil niemand in selbiger Gegend mehr Taglöhner zu halten vermochte. Aber die Mutter verzagte nicht, sie wußte alle zu ermuntern und im Glauben zu erhalten.

„Verzage nicht zur Zeit der Noth.
Thu, was du sollst, und trau auf Gott!“

war ihr Sprichwort. „So sagte oft meine Mutter selig in der siebenziger Theurung. Und derselbe alte Gott, der mir und meiner seligen Mutter durch die Noth geholfen, lebt noch, und kann und will und wird uns allen auch durch diese Noth helfen, und wenn sie auch noch so groß wird.“

Wenn Vater und Kinder ihre Brisnestel, die von Tag zu Tag weniger Käufer fanden, so betrübt ansahen, sprach die Mutter:

„Nur die Hände nicht von der Arbeit, sonst zieht Gott die Seinen auch von uns. — Mir ist, als hör' ich noch meine Mutter selig sagen: Beth und arbeit; Gott hilft allzeit.“

Es hieß zwar überall: wir haben kein Geld, wir brauchen keine Brisnestel; aber sie legten dennoch die Hände nicht in den Schooß, sondern arbeiteten so fleißig fort, als wenn die Brisnestel schon bestellt wären. Es that ihnen im Herzen weh, wenn sie andere sagen hörten:

„Was willst du dich so plagen
beym leeren Magen.“

Ein gewisser Nachbar, der während der Theurung vor Hunger starb, führte das Sprüchwort oft im Munde:

„Ich will lieber einen leeren Darm,
als einen müden Arm.“

Die Mutter klagte diese schlechte Rede dem Vater, der eben von der Arbeit heim kam, und noch am nämlichen Tage diesem Müssiggänger, als er wieder ihn und die Seinigen mit so elendem Geschwätz beunruhigte, ernstlich sein Haus untersagte, wofern er nicht auch auf Gott vertrauen und arbeiten wolle.

Obschon sie oft den Mangel hart fühlen mußten, so hatten sie doch täglich Beweise der wachenden Vaterliebe Gottes erfahren. Einmal giengen sie zu Bette und hatten den letzten Rest ihres sorgfältig abgetheilten Speisevorrathes verzehrt; der Vater sprach wohl: „Was werden wir morgen essen?“ — Aber die Mutter sagte: „Jesus hat uns gelehrt bethen: Gieb uns heut unser tägliches Brod. Das wollen wir morgen, wenn wir noch leben, thun, und Gott wird sorgen.“ Früh Morgens kam schon Jemand, und berief den Vater zu einer nöthigen Arbeit. Am Abend brachte er mehrere Pfund Nothmehl (Grießmehl) und auch etwas weißes Mehl und ein Krüglein Milch für das Kleine in der Wiege; das alles war ihm als Lohn für seine heutige Arbeit gegeben. Wer will die Mutterfreude beschreiben, und das Jauchzen der Kinder; aber Vater und Mutter hoben ihre Hände empor, und die Kinder wußten schon, was sie zu thun hatten, sie knieten nieder; und nun wurde dem unsichtbaren Geber alles Guten, herzlich gedankt, und man hörte auch das Kleinste nachlallen: „Dank, Dank.“

Die Theurung war noch immer anhaltend; nun konnte nichts als täglich neu gefaßtes Vertrauen retten.

Eines Morgens sprach die Mutter zu den zwey grösseren Knaben, Joseph und Fridolin: „Liebe Kinder! nehmet da diesen kleinen Bündel Brisnestel, gehet in Gottes Namen ins Gebürg hinauf, und suchet, ob ihr davon verkaufen könnet.“ Auch der Vater war's zufrieden. Die Buben waren bald gerüstet, und zuerst voller Freuden, daß sie reisen, und vielleicht mit viel Geld und Brod heimkommen könnten. Als es aber zum „Behüt Gott!“ kam, da mußten beyde laut auf weinen. Die Mutter that noch eine ernste Ermahnung an sie und sprach: „In 14 Tagen müßt ihr wieder heimkommen, denn wem einmal der Bettelsack ist warm geworden, der läßt ihn nicht mehr aus den Händen; und wer im Betteln ein Paar Schuh zerrissen, der nimmt sie mit ins Grab. Auf dem Wege und in den Häusern rühret nichts an; denn eine treue Hand kommt durchs ganze Land. Wenn ihr eine Kirchthüre offen sehet, so gehet hinein und bethet; bethet, daß uns der liebe Gott Segen und Lust und Kraft gebe zum Rechtthun. Und nun gehet in Gottes Namen, und habet Ihn allzeit vor Augen, und vergesset nicht, was Jesus für euch gethan und gelitten, vergesset auch euern Schutzengel nie.“ —

Die weinende Mutter sah ihren schluchzenden Kindern nach, die das erstemal allein von Haus giengen. Hand in Hand wanderten die Brüderchen dem Gebirge zu. Wie oft sahen sie wieder zurück; aber die Mutter mußte mit ihren weinenden Augen dem Kleinen zu Hülf, denn es schrie: Mutter, Mutter!

Die Kinder kamen auf ihrer Wanderschaft hin und wieder zu Bekannten ihrer Mutter, und wurden oft

freundlich aufgenommen, doch bisweilen auch hart abgewiesen, und fanden wenig Käufer für ihre Brisnestel.

Einmal saßen sie unter einem Baume, und redeten mit einander von dem, was die Mutter ihnen zuletzt zugesprochen habe; auch sagte Fridolin wohl hundertmal: „Wenn ich nur wieder zu Haus bey Vater und Mutter und beym kleinen Anneli wäre!“ Aber Joseph erwiederte: „Ich wollte gern heim, wenn ich Vater und Mutter und dem Anneli und den andern etwas bringen könnte; aber es ist mir oft so angst und bang, wenn ich sie hungern sehe, und wenn ich ihnen noch so viel weg esse.“ Fridolin sprach: „Wir wollen beym Kloster Fischingen vorbey, meynst du nicht, daß wir ein großes Stück Brod kriegen?“

Nun standen sie auf und wanderten dem Dorfe zu; hier erst wurde Fridolin gewahr, daß er das Mehlsäckeli verloren, das ihm die Mutter mitgegeben hatte; er konnte sich nicht besinnen: Wo? Er weinte und jammerte, und sprach oft: „Jetzt darf ich nicht mehr heim.“ — Im Dorf kamen sie zu einer Bäurin, die redete freundlich mit ihnen, kannte sie und sprach: „Wie geht es der Mutter und dem Vater daheim, sie müssen gewiß auch großen Mangel leiden?“ „Ja wohl,“ antworteten die Kleinen, „und jetzt haben wir nichts mehr zu verarbeiten.“ „Und ich darf nicht mehr heim,“ sagte Fridolin, „denn ich habe gestern das Mehlsäcklein verloren.“ — „Sey ruhig, liebes Kind,“ antwortete die Bäurin, „ich will dir ein anderes geben, und noch etwas darein, welches du der Mutter heimbringen mußt.“ „Und dann,“ sagte Fridolin erfreut und holdselig, „bekomm ich im Kloster Fischingen auch noch ein Stück Brod dazu.“ Die Knaben sagten tausend „Dank Gott!“ und zogen mit dem Säcklein ihren

Weg. Sie waren nicht fern mehr von Fischingen, und Fridolin redete von nichts, als Nachhausegehen. Joseph aber sah traurig vor sich hin, und sagte lange nichts, endlich sprach er zum Fridolin: „Ich will noch nicht heim gehen; ich will in Gottes Namen weiter, und ein Hirt werden, wie der Knabe David, von dem die Mutter oft erzählte. Fridolin, sag es der Mutter, wenn du heimkommst, und die Mutter und der Vater sollen für mich bethen; ich will gewiß Gott vor Augen haben, und ihre Worte nie vergessen: sobald ich einen Dienst habe, will ich heimkommen, und euch erzählen, und bringen, was ich kann.“ — Und nun schieden die beyden Brüder.

Fridolin hatte von Fischingen nicht mehr weit nach Haus und kam noch selbigen Abend zeitlich heim. Aber wie die Mutter erschrack, als sie ihn allein kommen sah! „Wo ist der Joseph, daß er nicht mit dir kommt?“ rief sie dem Fridolin von weitem entgegen. Fridolin sagte ihr nun, warum, und wo Joseph ihn verlassen, und vergaß kein Wort von dem, was er ihm aufgetragen hatte. „Ach, die Hungersnoth,“ sagte hierauf die kummervolle Mutter, „hat ihn fortgetrieben. Ach mein liebes Kind, du bist sonst so gehorsam gewesen! Wie gern wollte ich hungern und leiden, wenn ich nur keines meiner Kinder verlöre.“ Der Vater tröstete sie und sagte ganz zuversichtlich: „Wir wollen jetzt fleißig für ihn bethen; der liebe Herr-Gott wird ihn dann wohl irgend wo unterbringen. Gottes Erdboden ist ja groß, und Joseph ist fromm und fleißig und folgsam; er wird gewiß bleiben können, wenn er einmal einen Meister gefunden hat.“

Joseph kam ins Thurgau, wo er oft an Thür und Fenster klöppelte mit den Worten: „Ich möchte

gern Hirtenbub werden, brauchen sie keinen? Ich will gewiß recht fleißig hüten!" — Die meisten Leute wurden durch seine kindliche, unschuldige Zutraulichkeit gerührt, und gaben ihm ein Almosen, wofür Joseph herzlich dankte und dazu noch einen Haussegen hersagte, der ihnen so wohl gefiel, daß ihn Joseph oft zweymal vorsprechen mußte. So kam Joseph im Thurgau herum und hinab bis unter Konstanz, wo er in Mitte des großen Wassers ein großes Stück Land und Häuser sah. Joseph setzte sich am Ufer des Wassers nieder, sah auf die Insel hinüber, und sagte zu sich selbst: „Dort drüben brauchen sie gewiß einen Hirten, weil man naß werden muß, um hinüber zu kommen. Ich will's in Gottes Namen probiren, ob ich durchkomme oder nicht." Joseph stieg wirklich hinab ins Wasser, fieng an zu waten, bis ihm das Wasser unter die Aermlein kam. Da schrie Jemand: „Steh still, Kleiner! und geh nicht weiter, du müßtest sonst ertrinken; ich will kommen, und dich hinüberholen." Joseph erschrack sehr, und setzte sich wieder an's Bord. Als der Mann mit dem Schifflein näher kam, war Joseph voll Erstaunen über den alten Mann, der ganz aufrecht in einem hohlen Baume stand und ruderte; denn so etwas hatte Joseph in Toggenburg nicht gesehen. „Das ist doch wunderbar," sagte er zu dem Manne, „daß man in ausgehohlten Bäumen (wie er die Schiffe nannte) auf dem Wasser, wie auf dem Lande mit Wägen, hin und her fahren kann." — — Der alte Mann fragte den Joseph: Warum er sich so tief in's Wasser gewagt, da er doch so leicht hätte ertrinken können. Joseph antwortete nicht viel, denn er war sehr furchtsam, eines-theils wegen dem alten Manne, der von Natur etwas rauh spricht, obschon er's von Herzen gut meynt; dann

war Joseph das erstemal auf einem Schiff, und hatte jetzt vor dem Ertrinken viele Furcht, weil dieser Mann davon gesprochen. Er hielt sich mit beyden Händen, und zitterte.

Wie nun Joseph am Gestade angekommen, ward ihm wieder auf einmal wohl, und gab dem alten Mann für seine Mühe manches: „Lohne euch's Gott!“ — „Aber,“ fragte er zuletzt, „wie werd ich zurück können, wenn ich wieder heimgehen will?“ „Sey ohne Sorge,“ versetzte der Mann, „ich will dich schon hinüberführen. Geh jetzt nur in diesen Hof hinüber, damit du dich trocknen und wärmen kannst. (Es war im May 1817.)

Joseph gieng hin, trocknete seine Kleider und nahm die Nachtherberge im warmen Stalle, wo ihm der Knecht des Hofes ein frisches Strohlager zurecht machte, und zum Abschied sagte: „Nun, gute Nacht, Kleiner, schlaf jetzt wohl.“ „Die Unschuld und ein gutes Gewissen ruhet auf hartem Stroh sanft und wohl, während im Flaumenbett der stille, von der Welt geehrte Verbrecher vom eigenen Gewissen gefoltert wird, und keine Ruhe findet.“ Früh Morgens stund Joseph erquickt und munter von seiner Schlafstätte auf; aber nicht wie das Vieh, neben dem er gelegen. Er kniete nieder, faltete seine Hände, sah durch das kleine Stallfensterchen hinauf zum klaren Himmel, und fieng laut an, sein Morgengebeth zu verrichten, weil er mit Gott sich allein glaubte. Es war aber der Knecht des Hofbauers schon in der Scheune, um das Vieh zu füttern; er wurde auf einmal auf Josephs Gebeth aufmerksam, hörte ihm lange zu, und konnte ihn durch eine Oeffnung ganz beobachten, und dem weinenden und bethenden Joseph, der auf den Knieen vor Gott sein kindliches Herz ausgoß, zu Maria, der Mutter Jesu seufzte, zusehen.

Der Knecht schlich nach einer Weile still zur Scheune hinaus, (als eben Joseph für seine lieben Eltern und Geschwister bethete) rief dem Meister, der sich ankleidete, und sagte: „Meister! kommet und höret doch, wie der kleine Bettelbub bethen kann, es geht einem durch Mark und Bein; nein, so hab ich Niemand bethen gehört.“ Der Meister und der Knecht traten still in die Scheune; Joseph aber war schon vom Gebethe aufgestanden. „Du kannst heut bey uns bleiben,“ sagte der Meister zum Joseph. Mit diesen Worten nahm er ihn an die Hand, und führte ihn heim zu den Seinigen, für die die Milchsuppe schon auf dem Tische stand. Joseph mußte miteßen, und die ganze Zeit durch erzählen, warum er von Hause gegangen, was ihm auf der Reise begegnete u. s. w. Hierauf sagte die Frau sehr gerührt zum Manne: „Wir wollen ihn bey uns behalten, bis wir für ihn einen Ort wissen; er ist ja so brav.“ — „Es wird nicht alles kosten;“ antwortete der Mann, „und wenn es auch was kostet,“ fiel die Frau ein, „Gott giebt es uns anderswo wieder.“ — „Nu“ antwortete der Mann, „wir wollen's mit ihm probiren.“

Tags darauf begegnete der Hofbauer der Herrschaft, die von einem Spaziergange heimkehrte. Er fieng gleich von Joseph zu erzählen an. Die Herrschaft wurde zum innigsten Mitleiden bewegt, und sagte: „Schicket den Kleinen zu uns, wir wollen ihn auch sehen und hören.“ Joseph erschien vor der Herrschaft, und antwortete bescheiden und sittsam auf alle Fragen; seine und seiner Eltern überstandene Noth, seine wunderbare Reise hieher, und seine kindliche Einfalt gieng ihnen so tief zu Herzen, daß sie sogleich den Drang fühlten, zu helfen, was sie könnten; sie beschlossen daher

unter sich, den Joseph aufzunehmen. Der Herr fieng nun an: „Kleiner! wenn du fleißig bist und gern folgest, so wollen wir dich zum Herrn Kaplan in die Schule schicken, dann mußt du unser Kutscher werden, wenn der alte treue Jakob (so heißt der Kutscher) mit Tod abgeht.“

Die vornehme Frau ließ dem Joseph in der Schlafkammer des alten Jakobs, sogleich ein kleines Bett zurecht machen. Mit ihm mußte er auch bethen und essen, und ihm in allem, wie der Herrschaft gehorsamen. Auch wurde noch am gleichen Tage für den Kleinen ein neues Kleid und Schuhe bestellt, und nach zwey Tagen gieng Joseph in seinem funkelneuen Kleide in die Schule, wo der Herr Kaplan seinen Schüler aufnahm. Joseph saß an seinem angewiesenen Orte wie angebunden und lernte so freudig, daß er die anderen fünf Kinder an Fleiß und Sittsamkeit bald übertraf, und in acht Wochen schon alles Gedruckte vom Blatt weglas. Der Herr Kaplan konnte ihn der Herrschaft nicht genug anrühmen, und nicht genug sagen, wie zufrieden er doch mit dem Schweizerseppeli sey. (So nannte ihn die Herrschaft, wenn sie mit Joseph recht wohl zufrieden war, und sie war es fast allzeit.) Auch der alte Kutscher sagte oft zur Herrschaft, wie Joseph so gern und freudig bethe, und für alles danke, und nach allem frage, ja schon alles angreifen wolle.

Joseph konnte aber seine lieben Eltern auf der Insel nicht vergessen; wenn er am frühen Morgen mit dem alten Jakob bethete, hörte man ihn oft die lieben Namen seiner Eltern und Geschwister aussprechen, als wenn sie der liebe Gott nicht schon alle beym Namen kennte. Da flossen denn oft Thränen der kindlichen Liebe über seine schönen rothen Wangen herab.

Noch mehr drang ihm die Erinnerung an die Seinigen zu Herzen, wenn er in der Kapelle dem heiligen Meßopfer beywohnte. Auch in der Schule, wo er wie unbeweglich saß, war sein Herz die meiste Zeit daheim, und oft sagte er zu dem Herrn Kaplan: „Wenn ich nun bald einmal heimkomme, o wie will ich den Eltern und Geschwistern schöne Geschichten vorlesen.“ Durch nichts konnte der Frohmuth des Knaben auf einige Zeit getrübt werden, als wenn er daran dachte, daß nun seine Eltern und Geschwister hungern müssen, während er hier voll auf habe. Oft hörte man ihn zum alten Jakob sagen: „O könnte ich doch heimlangen, und der Mutter und dem Vater diesen Bissen, diesen Trunk reichen, wie wohl würde es ihnen thun!!“

Joseph hatte nun auf der Insel keine Ruhe mehr, bis er sein beklommenes Herz der Herrschaft eröffnet, und von ihnen die Erlaubniß zur Heimreise erbethen hatte, die sie ihm auch willig ertheilte. Der vornehme Herr (wie ihn Josephs Eltern und Brüder zu Hause nennen, und den sein Herzensadel wahrhaft vornehm macht) setzte sich gleich nieder, und schrieb an Josephs Vater folgenden Brief: —

Werther Vater!

Euer geliebter Joseph ist seit acht Wochen bey uns auf der Insel, und hat sich in allen Stücken brav aufgeführt. Joseph will euch alle auch wieder sehen, denn er liebt euch alle sehr, so, daß er täglich von euch redet, und mit betrübtem Herzen daran denkt: wie ihr müßet Hunger leiden und wilde Kräuter essen, während er Brod und andere gute Speise genug habe. „Wenn er euch doch nur auch davon geben könnte!!“ das ist sein täglicher Spruch, das liegt Ihm stets im Sinn. Meine Frau und ich mußten uns oft wegwenden, wenn Joseph von euch und eurer Noth redete. Er ist uns so lieb geworden, als

wäre er unser eigenes Kind. Lieber Vater, lasset euren Joseph recht bald wieder zurückkehren, und ich ersuche euch, kommet selbst mit Ihm. Es wird euch und die lieben Eurigen, die ich alle freundlich grüße, gewiß nicht gereuen; also kommet bald.

Das wünschet Euer Gönner

N., den 8ten Heumonat 1817. N. N.

In aller Eil ließ die vornehme Frau dem Joseph noch ein neues Kleid machen, welches sie noch in ein weißes Tuch einnähete; dazu packte sie noch ein schönes Scharlachleiblein für den Vater, worein der Herr eilf Sechsbätzner legte für die zu Hause, damit sie auch wieder einmal etwas Besseres essen könnten. Joseph wußte nicht, was ihm alles die liebe Herrschaft mitzugeben gedachte. Der alte Jakob brachte nun den Schweizerseppeli auf das prächtige Zimmer, wo ihm die vornehme Frau den Bündel an den Rücken hieng, und ihm noch einige Sechsbätzner in den Sack schob; dazu Brod, und was sonst noch dieser edlen Frau die Liebe eingab, damit er auf dem Wege etwas zu essen habe. Die gute Herrschaft gab ihm diesen Zuspruch mit auf den Weg: „Lieber Joseph! habe Gott vor Augen, wie einst der ägyptische Joseph; Gott wird denn auch dich glücklich hin und zu uns zurückführen, und wir alle werden uns dann auf deine Ankunft freuen.“ — Joseph küßte und drückte der gnädigen Herrschaft die Hände, und dankte mit gerührtem Herzen; und gieng mit nassen Augen an der Hand des Kutschers die lange Stiege hinab, wohin ihm die Herrschaft nachrufte: „Lebe wohl, Joseph! Grüß uns alle groß und klein, und bring den Vater mit.“ Der Kutscher mußte den Joseph über's Wasser bis auf die Landstraße begleiten. Hier schieden sie, und Joseph eilte mit dem Bündel wohlgemuth davon, um nur recht bald heimzukommen. Am

ersten Abend übernachtete er auf einem einsamen Hofe, wo er Milch bekam, darein er nur etwas weniges von dem Brode bröckelte, welches ihm die Herrschaft mitgab. Denn sein Herz freute sich schon lange, unter Mutter, Vater und Geschwister dieses Stück Brod zu theilen. Schon früh machte sich Joseph auf, dankte für die Milch und Herberge, bethete vor sich her, und sein Herz klopfte vor Freude, wenn er dachte, wie es zugehen werde, wenn er heimkomme. Wohl mehr als fünfzig Mal fragte er: „Bin ich auf dem rechten Wege ins Toggenburg?“ und dankte allemal für die gütige Antwort. Am dritten Tage Abends um 9 Uhr trat Joseph wieder in das väterliche Haus, (als Vater und Mutter eben von ihm redeten) lief auf Vater und Mutter zu, begrüßte sie, küßte und drückte ihnen die Hände, und konnte vor Schluchzen kaum die Worte sagen: Vater, Mutter! „Er ist's, wahrlich, er ist's!“ rief die Mutter, die ihn an der Stimme erkannte; denn es war ziemlich dunkel. „Gott Lob und Dank, unser Joseph ist wieder da!“ „Ja, Mutter!“ antwortete Joseph, „ich bin's, aber werdet nur nicht böse, daß ich so lange nicht heimgekommen bin, ich will euch alles erzählen, wie gut es mir gegangen ist.“ Joseph nahm nun so geschwind er konnte, den Bündel ab, machte ihn auf, und zeigte der Mutter das funkelneue Kleid. Wie da die kleinen Geschwister um den Seppeli herumstanden; jedes wollte wissen, jedes fragte: „Seppeli, sag, wer hat dir dieses starke Gewand gegeben?“ „Das muß ja gar so viel kosten!“ sagte die Mutter. Jetzt legte Joseph erst noch 14 Sechsbätzner auf den Tisch. „Wo hast du doch die her?“ fragte der Vater. „Ich will euch alles erzählen;“ sagte Joseph ganz bescheiden, „helft mir nur noch dieß aus der Tasche thun.“

(Es waren die zwey grossen Stücke Brod, die sich Joseph auf dem Wege an seinem Munde erspart hatte.)

„Mutter!“ sprach Joseph, „nehmet es und theilet es jetzt aus.“ Da ruften die Kleinen nach der Kinder Weise: Mutter! Mutter! mir auch! Die Mutter wollte dem Joseph auch Brod geben; Joseph aber dankte und sagte: „Ich habe auf der Insel Brod genug. Esset jetzt für mich, und gebet dem Vater die Hälfte.“

Die Mutter zündete eilends ein Licht an, um den lieben Joseph nach Herzenslust zu sehen. Aber wie sie alle erstaunten über Josephs rothes und rundes Gesicht und seine fremde Tracht, als die Mutter mit dem Licht vom Kopf bis zu den Füßen leuchtete. Jetzt legte Joseph dem Vater den Brief in die Hand, mit den Worten: „Der ist von meinem Herrn.“ „Was, hast du schon einen Meister?“ fragte der freudige Vater. Und nun fieng Joseph zu erzählen an. Sie blieben alle bis um eilf Uhr beysammen, und konnten sich nicht satt hören und fragen. Oft mußte er den horchenden Eltern etwas zweymal erzählen, die dann die Hände falteten, und mit nassen Augen zu einander sagten: „Gott hat unser Gebeth erhört, hat uns über unser Hoffen und Erwarten erfreuet. O! wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut.“

Am Morgen stellte die Mutter eine Brühe von Rothmehl auf den Tisch. Joseph saß an seinem ehemaligen Platz, und aß so bescheiden und vergnügt von dieser Suppe, als wenn er allezeit daheim gewesen wäre. Fridolin sagte: „Mutter! warum habt ihr für den Joseph nur eine so dünne Brühe gekocht?“ „Still! still!“ antwortete ihm Joseph, „du mußt der Mutter nicht einreden; sie würde gewiß bessere Suppen machen, wenn sie die Sachen dazu hätte.“ Die liebe Mutter

bröckelte dann ihres und des Vaters Brod in die Brühe; Joseph ließ es den Kleinen, und begnügte sich mit der Brühe.

Die Eltern hatten es in der Nacht ausgemacht, daß Joseph mit dem Vater zu dem Herrn Pfarrer gehen müsse, um ihm alles zu erzählen, und den Brief von der Herrschaft zu zeigen.

Als es nun zur Pfarrmesse läutete, gieng der Vater mit dem Joseph in die Kirche, wo Joseph wie ein Engel kniete, und bald auf den Altar, bald in das Meßbüchlein sah, welches ihm der Herr Kaplan zum Zeichen des Fleißes und der Liebe schenkte. Nach dem Gottesdienste warteten die Kinder alle auf den Joseph, um ihn recht genau sehen zu können. Joseph redete so freundlich mit ihnen, und war um nichts verändert; er war noch immer der liebe, demüthige Nestelmachers Seppeli. Sobald der Vater winkte: Seppeli, komm jetzt, so gehorchte er aufs Wort.

Sie traten nun ins Pfarrhaus; der Vater wollte gleich mit der Thüre ins Haus hinein fallen, (wie man sagt) ohne vorher anzuklopfen. „Nicht, nicht! Vater!" sagte Joseph still zum Vater, „ihr müßt zuerst anklopfen." Als nun die Thüre aufgieng, trat Joseph zuerst hinein, neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Pfarrer, gieng noch näher auf ihn zu, und küßte ihm die Hand. Dann reichte ihm der Vater den Brief, den er selbst nicht lesen konnte; auch Joseph hatte das Geschriebene noch nicht lesen gelernt.

Der Herr Pfarrer war ganz erstaunt über den Inhalt des Briefes, und konnte ihn vor Freude fast nicht lesen. Joseph mußte nun dem Herrn Pfarrer Alles erzählen, wodurch er bis zu Thränen bewegt wurde. Joseph mußte auch bey dem Herrn Pfarrer zu Mittag

speisen; und der Vater mußte über Mittag da bleiben und mithalten.

Joseph kam nun täglich zum Herrn Pfarrer, der an ihm die größte Freude hatte, und besonders über seine Fertigkeit im Lesen erstaunt war.

Der Herr Pfarrer ermunterte nun den schüchternen Vater, daß er den lieben Joseph selbst nach der Insel begleiten solle, und versprach ihnen, Briefe mitzugeben.

Am Tage der Abreise, nachdem Joseph und der Vater schon von den Ihrigen Abschied genommen hatten, mußten sie noch einmal zum Herrn Pfarrer gehen, der ihnen an die Herrschaft folgenden Brief mitgab:

Hochzuverehrender, gnädiger Herr!

Was mein Herz empfunden hat beym Anblick des frommen Josephs und Ihres theuren Schreibens, wird Ihnen Joseph und sein rechtschaffener Vater mündlich sagen. — Ich kann nur danken — wenn ich an Sie und an die weise Vaterliebe unsers Gottes und Herrn gedenke, der ein so liebes Kind so würdigen Händen anvertrauet hat. Aber auch mich erfreuen, und Ihnen von Herzen Glück wünschen darf ich; denn der nämliche, der Ihnen das Herz bewegte, daß Sie sich über den Knaben erbarmt haben, derselbe sprach auch: „Wer immer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ Joseph wird Ihnen gewiß nicht weniger Freude machen, als uns; denn er ist ein gutes Kind, und verdient auch eine gute Herrschaft, wie er an Ihnen eine solche gefunden. — Der hagere und blasse Vater wird Ihnen mündlich besser sagen, als ich es schreiben kann, durch welche Prüfung uns der Herr heimgesucht hat. Er ist ein wahres Bild der Noth, die uns von allen Seiten umgiebt. Indem ich Ihnen, gnädiger Herr! gerührt danke für alles, was Sie an diesem Kinde thun, schließe ich mit dem segnenden Wunsche: Unser Heiland lasse Sie hören die Worte aus seinem holdseligen Munde:

„Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters! nehmet das Reich in Besitz, welches seit Grundlegung der Welt euch zubereitet ist. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet; ich bin ein Fremdling (Schweizer) gewesen, und ihr habt mich beherberget.“

Dieses wünscht mit Ihnen im Lande der Herrlichkeit anzuhören

Dero dankbarer Diener
N. N., Pfarrer.

M. Toggenburg, den 17. Heumonats 1817.

Auch an den Herrn Kaplan schrieb der Herr Pfarrer einen Brief folgenden Inhaltes:

Hochwürdiger Herr Kaplan!

Mein lieber Joseph, welcher Ihnen diese Zeilen der Liebe und des Dankes überreichen wird, sagte mir und seinen armen Eltern so viel von Ihrer Liebe und Güte, die Sie ihm erwiesen, daß wir nicht anders können, als Ihnen von Herzen danken. Unser Herr, der einst ein Kind umarmte, und sagte: „So viel ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Dieser sey Ihr Lohn. —

Um dieses bittet

Ihr gerührter Mitbruder und Mitpilger,
N. N., Pfarrer.

Zu M. im Toggenburg, den 17. Heumonats 1817.

Der Herr Pfarrer nahm nun den Joseph freundlich bey der Hand; stellte ihm die Geschichte des ägyptischen Josephs, der seinem alten Vater und den eilf Brüdern so viel Freude und Trost machte, nochmals lebhaft vor Augen, und ertheilte darnach dem knieenden und bethenden Joseph den priesterlichen Segen.

Fridolin begleitete den Joseph und den Vater noch eine Stunde weit, während die liebende Mutter zu Hause weinte und bethete.

Am dritten Tage, Abends, kamen sie auf der Insel an, wo sie gar freundlich und liebreich aufgenommen wurden. — Alle im herrschaftlichen Hause hatten ihre Freude an Josephs armen, aber rechtschaffenen Vater; denn auch die Dienstbothen waren gut wie die Herrschaft. Sie waren so gern bey ihm, und hörten den Vater so gern in seiner einfältigen Toggenburger Mundart reden.

Josephs Vater wurde zum herrschaftlichen Tisch geladen, und Joseph mit ihm. „Weil der Vater jetzt hier ist," sagte die edle Frau, „muß der Sohn auch bey uns seyn." Der vornehme Herr fragte unter anderm den Vater: „Hat euch der Joseph nichts heimgebracht?" „Ja freylich," antwortete der dankbare Vater, — „(Gott wolle es euch tausendfach wieder geben!) Brod und 4 Sechsbätzner und ein funkelneues Kleid." „Und sonst nichts?" fragte der Herr abermal. „Habt ihr im Bündel nicht noch mehrere Sechsbätzner und eine Scharlachweste vorgefunden?" „Nein," antwortete der Vater, „davon haben wir nichts gesehen."

Josephs Angesicht ward so roth wie das Scharlachleiblein, von dem man redete, denn ihm kamen nun die Worte: Habe Sorg zum Bündel, wenn du irgendwo übernachtest, in den Sinn, welche die vornehme Frau sagte, als sie ihm den Bündel an den Rücken hängte. Der Herr, der Josephs Furcht gleich bemerkte, redete ihn überaus freundlich an, mit den Worten: „Joseph! hast du auf dem Wege den Bündel nie aufgemacht?" „Gar nie, gnädiger Herr!" antwortete Joseph mit seinem offenen Auge, das noch durch keine Lüge entstellt worden ist. „Oder hast du

ihn etwa in der Stube liegen lassen, als du einmal im Stalle übernachtet hast?" „Ja, ja!" sagte Joseph aufrichtig. „Nun da wird man ihm die Sechsbätzner und das Leibchen herausgenommen haben," sprach der Herr. „Ja, so wird es wohl gegangen seyn," versetzte die vornehme Frau, ohne dem Joseph auch nur den geringsten Verweis zu geben; sie sagte vielmehr: „Joseph! wir glauben deinen Worten; sey nur guten Muthes, dein Vater wird schon wieder ein Leibchen bekommen" — „und noch etwas in die Tasche," fiel der Herr ein.

Die Herrschaft war so herablassend und huldreich, daß der Vater ganz redselig wurde.

Der Vater muß der Frau und den Kindern noch oft davon erzählen. Wie oft wiederholte er zu Haus, daß ihn die Liebe dieser Herrschaft mehr erfreut hätte, als die vielen vornehmen Speisen und der gute Wein, den er genossen.

Nach dem langen Nachtessen mußte der Kutscher den Joseph in die Schlafkammer abholen. Der Vater aber blieb noch länger bey der Herrschaft, die ihn nun fragte, ob er ihnen den Joseph zurücklassen wolle? „Gern, gern," antwortete freudig der Vater, „so lieb er mir auch ist; denn ich sehe wohl, daß er hier an Leib und Seele versorget wird. Wenn er nur gut bleibt, was ich aber hoffe, und mit Frau und Kindern von Gott erbethen will." „Vater!" sagte der Herr weiter, „wenn unser alte treue Jakob früher oder später sterben sollte, so muß denn euer Joseph unser Kutscher werden, denn wir hätten gern wieder einen treuen Menschen. Ich will eure Stelle vertreten an euerm Joseph;" — „und ich die Stelle der Mutter," versetzte die vornehme Frau, „so lang ich lebe. Und wenn es einmal zum Sterben kommt,

so wollen wir schon für die Aussteuer sorgen, wenn er anders fromm und fleißig seyn und bleiben wird; das versprechen wir euch in die Hand.“ Der Herr drückte nun dem gerührten Vater die Hand, „kommet recht oft zu uns auf die Insel, und bringet die Mutter auch mit, damit sie auf eine Zeitlang ihrer Noth und ihres Elendes vergessen kann.“

„Saget aber dem Joseph von obigem Versprechen kein Wort, damit er fortlerne, nur auf Gott, nicht auf Menschen zu trauen.“

Nach drey Tagen bekam der Vater eine neue Kleidung vom Kopf bis zu den Füßen. Was doch Joseph für eine Freude hatte, da er sah, wie gütig die Herrschaft auch gegen seinen Vater war. Vor der Abreise beschenkte ihn die Herrschaft mit so mancherley Dingen, daß er sie fast nicht packen konnte. Als ihm beym Abschied der Herr noch ein Stück Geld in die Hände drückte, sagte er dazu: „Kommet bald wieder und holet mehr.“ Darauf nahm er von der Herrschaft Abschied, die ihn selber die krumme lange Stiege hinab begleitete und die Worte öfters wiederholte: „Gott sey mit euch und mit denen zu Hause, die uns bald besuchen sollen.“

Joseph und der Kutscher begleiteten den Vater bis ans Wasser, wohin ein Knecht ihm den großen Sack nachtrug. Nun wandte sich der Vater zu Joseph und sprach: „Ich bitte und beschwöre dich, sey und bleib mein guter Joseph.“ Mehr konnte der gerührte Vater nicht sagen. Er zeichnete ihm nach christlicher Väter Weise ein Kreuz auf die Stirne, und stieg ins Schiff. Joseph sah dem Vater übers Wasser nach, bis ihn ein kleiner Hügel seinen weinenden Augen verbarg.

Die genossene Liebe stärkte den guten, alten Vater auf seiner Reise. Die Mutter und die Kindlein zählten

alle Stunden, und fragten einander: „Wird der Vater bald kommen, wie viel wird er doch erzählen können vom Seppeli“ u. s. w. Endlich kam der Vater wohl bewahrt in seiner Hütte bey den lieben Seinen an. Sein Wort, als sie von Joseph fragten, war: „Der liebe Gott brachte den ägyptischen Joseph von der Verstoßung auf den Thron; unsern Joseph führte er aus Noth und Elend in die schönste Versorgung an Seele und Leib.“

Darauf erzählte er der bewegten Mutter alles, was er bey der guten Herrschaft genossen und gehört habe; wie liebreich und herablassend der vornehme Herr und seine Frau gegen ihn gewesen seyen; wie sie versprochen hätten, für den Seppeli auf immer zu sorgen; wie sie ihn eingeladen hätten, und wie sie vielmal gesagt hätten, daß auch die Mutter kommen solle u. s. w.

Nach neun Wochen wanderte der Vater schon wieder nach der Insel, und wurde wieder mit Wohlthaten überhäuft nach Hause gelassen. In den ersten Wochen dieses Jahrs kam auch die Mutter nach der Insel Reichenau. Die vornehme Frau nahm sie mit Freuden auf, bezeigte ihr Ehre, und gab sich mit dieser armen Bauernfrau ab, als wenn sie eine edle Dame gewesen wäre.

* * *

„So erhört Gott das Gebeth der Frommen. Gott leitete den kleinen Joseph zu der christlichen Herrschaft nach R., und sendete durch ihn, wie einst durch den ägyptischen Joseph, seinen Eltern und Geschwistern Speise und Trost.“

2.

Die Holzlese, oder: Die Kraft der Liebe.

Zwey Knaben, die Söhne armer Eltern, giengen an einem Herbsttage in den Wald, dürre Reiser zu sammeln. Der eine, ein Sohn einer frommen Wittwe, hieß Erhard; der andere, Matthias, hatte eine harte Stiefmutter, die oftmals auch mit dem Vater im Unfrieden lebte.

Als die Knaben in den Wald kamen, beschlossen sie, auch gemeinsam wieder nach Hause zu gehen, und trennten sich, um dürre Reiser zu suchen. Erhard sammelte emsig, und wo er einen verdorrten Ast auf einem Baume sah, kletterte er hinauf und brach den Ast ab. In kurzer Zeit hatte er ein schweres Bündel bereitet, und schnürte es fest zusammen.

Darauf lief er nach der andern Seite, und rief seinem Gefährten. Dieser antwortete aus der Tiefe des Waldes; und als Erhard hinzulief, fand er ihn zwischen den Nußsträuchen. Als Erhard ihn sah, sprach er zu ihm: „Komm jetzt zur Heimath. Wo hast du dein Bündel?“ — Aber Matthias antwortete: „Wie? Bist du schon fertig? Ich habe noch nichts gefunden.“

Da wunderte sich Erhard, und als er vernahm, daß er nach Nüssen gesucht habe, sprach Erhard: „Komm, ich will dir sammeln helfen, die Mutter harret meiner; sonst können wir nicht zusammen gehen.“

Da zog Matthias ein krummes Messer hervor, und sah umher, ob er auch jemand gewahre. Erhard

aber fragte: „Was willst du beginnen?“ Da antwortete jener: „Sammle du nur einige trockne Reiser, die ich auswärts um das Holz lege, für das Innere will ich schon sorgen.“ Darauf wollte er eine junge Eiche mit seinem Messer abschneiden.

Da erschrack Erhard, und rief: „Behüte dich Gott, daß du solchest thuest an den jungen Bäumchen. Das wäre ja eine Schande und Sünde. Und wenn der Forstmeister solches erfährt, so verbiethet er allen, Holz zu lesen, und du wärest Schuld, daß alle arme Leute im Winter das Holzen entbehrten. Da sey Gott vor, daß wir ein solches Uebel thun! Warte nur ein wenig, ich will schon Rath schaffen!“

Da sah Erhard sich um, und entdeckte eine alte Eiche mit vielen abgestorbenen Zweigen, und kletterte hinauf, wie ein Eichhorn, und brach die dürren Zweige herunter. Matthias aber erstaunte.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatten sie Holzes genug, und Erhard machte ein Bündel, und trug es dahin, wo er das seinige hatte, und stellte es hin, und sprach zu Matthias: „Nun nimm es auf deine Schulter.“

Aber Matthias sprach: „Gieb mir lieber das andere; denn es ist kleiner und leichter.“ Da lachte Erhard, und sagte: „Du bist doch größer und stärker als ich; aber wie du willst.“

So nahmen sie die Bündel, und giengen. Aber Matthias keuchte sehr und klagte, und ehe sie aus dem Walde waren, bath er Erhard, daß sie sich ausruhen möchten; denn er war sehr matt. Und wo ein Nußstrauch stand, wollte er hinan, zu sehen, ob einige Nüsse darauf wären. Aber Erhard hielt ihn ab, und sagte: „Ich muß zu meiner Mutter.“

Als sie aber auf der Landstraße eine Strecke gegangen waren, wurde Matthias unwillig, warf das Bündel zur Erde, und rief: „Du hast es zu schwer gemacht,“ und zog einige Stäbe heraus, und sprach: „Mag dieses nehmen, wer Lust hat!“ — Erhard aber hob sie auf, und nahm sie zu den seinigen. „Ich will sie dir tragen,“ sagte er, „bis vor die Stadt.“

Da erstaunte Matthias über die Güte und Kraft seines Gefährten, und sah ihn an, und sprach: „Wer lehrt dir alles dieses, und was giebt dir solche Stärke?“

Erhard antwortete: „Die Liebe meiner Mutter.“ Matthias aber seufzte und stöhnte.

3.

Geschichte eines alten Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.

Bertram, der arme Bettelknabe, war nun sechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage, gegen Abend, einen hohen Bergrücken herabwandelte, um unten im Dörfchen sein Abendbrod zusammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheure sein Nachtlager zu suchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob, und wie dem lieben Gott seine Lebensart gefiel? — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die jubelnden Sänger des Waldes, die prächtig untergehende Sonne, und alle Reize der Natur machten bey weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüsselchen sauere Milch mit einem Stück Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre saß, und sich in seinem schönen Gegenbilde, der untergehenden Sonne wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabey zu denken, sagte er: „Gebt mir doch etwas um Gotteswillen! — Der Alte sah ihn eine Weile durchdringend an, dann antwortete er: „Geh, ich gebe dir nichts; du bist gesund und stark, du mußt arbeiten, und dein Brod ehrlich verdienen.“ Bertram versetzte: „Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner giebt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.“

Der Greis bedachte sich ein wenig, und sagte zu sich selbst: Es ist doch auch wahr, was der Junge da sagt; ein Jeder wirft ihm vor, er soll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen. „Setz dich da, Junge!“ sprach er zu Bertram, und rief dann seiner Töchter, welche Frau im Hause war, zu, sie sollte dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe setzte sich, und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wunderlich mit den Menschen verführe? — Dieser gesunde wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden, und sey überflüssig; dagegen viele andere Menschen, die so nöthig wären, stürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Berufe unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt wie Asaph, und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrod gegessen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter in ein Dorf gehen, wo er ein besseres Nachtlager

zu finden hoffte, als hier. Indem er nun so längs der Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke saß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und bethete. Bertram sahe das, es gieng ihm ans Herz, er trat zu ihm, und sahe nun, daß der alte arme Mann blind war. „Was weint ihr, alter Vater?“ fragte er. „Ach!“ sagte der Alte, „ich bin ein armer blinder Mann; ich hatte einen Buben, der mich leitete, und der ist mir vorhin entlaufen. Da sitze ich nun, und weiß mir nicht zu helfen.“

Bertram freute sich; er dachte, den Mann willst du führen, dann wirft dir Niemand mehr das Arbeiten vor. „Guter Alter,“ sagte er, „ich bin auch ein Bettelknabe, ich will euch führen, und euch nicht entlaufen.“ Der Blinde knieete nieder auf dem Rasen, und sagte: „Ich danke dir, lieber Vater im Himmel, daß du mich erhört hast!“ — Bertram sahe und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von seinem Vater wußte er nichts, und seine Mutter hatte er im sechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends, und vor dem Essen und nach dem Essen die Hüte oder Mützen abnahmen, die Hände falteten und viele Worte sagten, er wußte auch, daß dieses Bethen hieß, aber so Bethen, wie da der Blinde, das hatte er nie weder gesehen noch gehört.

Er nahm nun den Alten am Rock, gieng vor ihm her, und führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war; denn da wollte der Blinde hin. So wie sie giengen, fragte ihn Bertram, was er da gesagt habe, als er geknieet hätte? Der alte Leonhard erstaunte über diese Frage. Er erkundigte sich nach Bertrams Alter, wo er her wäre, und wie er gelebt habe, und

hörte nun Alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und seinem Worte nichts wußte, er sagte also: „Mein Sohn Bertram! du bist doch bey deiner Armuth recht glücklich, daß du nicht in schlechte Hände, sondern zu mir gekommen bist; denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tode ewig glücklich werden kannst.

Bertram freute sich, das zu hören; denn er war im Grunde ein guter Junge, nur mangelte es ihm an einer guten Erziehung. Er kam also mit seinem alten Blinden wieder ins Dorf; der alte Greis saß noch vor seiner Thür, und sah die beyden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an, und sagte: „Da bin ich wieder.“ Der Alte aber dachte weiter; er war noch am Grübeln, wie es doch käme, daß unser lieber Herr-Gott Leute, die zu Nichts zu brauchen seyen, in der Welt leben ließe, und dagegen so viele nützliche und nöthige Leute sterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: Sieh! da braucht ja unser lieber Herr-Gott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter, ist das nun nicht Berufs genug? — Ist's nicht genug, daß er einen Menschen ernährt?“ — Nun schämte sich der Alte seines schnellen und kurzsichtigen Urtheils, und war begierig zu wissen, wie Bertram zu dem blinden Manne gekommen war; er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Almosen, und fragte: Wo er den blinden Mann gefunden habe? Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch hinzu: er sey von seinem Führer verlassen worden, er habe einsam da gesessen, und zu Gott gebethet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt.

Der alte Paul hörte den blinden Mann so fromm reden, das gefiel ihm; er fieng also ein Gespräch mit

ihm an, und hieß ihn bey sich sitzen, und Bertram auch; sie sassen unter einer Linde auf einer steinernen Bank. „Nun erzählet mir,“ sagte Paul, „eure Geschichte; der Knabe da, der euch führte, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte so meine Gedanken darüber, warum doch der liebe Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da sie so wohl zu entbehren wären, und so viele nützliche und wohlthätige Menschen ließ er sterben — das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich noch so nachdachte, siehe, da kommt er, und ist euer Führer geworden, da schlug mir das Herz, und ich dachte: Da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann.“ Der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand und sprach:

„Gott sey gelobt, lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denket, und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott so gefügt habe, daß ich zu euch kommen mußte, damit ich euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben so gedacht, wie ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will euch erzählen, wie es mir ergangen ist.“

„Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich sein Brod hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine kreuzbrave Frau, sie war aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind, sie wurde dann drey Jahre bettlägerig, und starb an der Auszehrung; ich war immer um sie, und wartete ihr auf; auch ich war schwächlich, und voller Flüsse, doch war mir diese Zeit sehr nützlich; denn meine selige Mutter sprach immer vom Christenthume mit mir,

und pflanzte wahre Gottseligkeit in mein Herz; sie starb auch so freudig und so voll innigen Vertrauens zu ihrem Herrn und Heilande, als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.“

„Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig das Bett hüthen mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und begieng da den Fehler, daß er auf Geld und Gut sahe; er bekam auch eine reiche Frau, aber sie wußte es auch, daß sie reich war, und ließ es ihn täglich bitter fühlen; sie machte ihm das Leben so schwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit schlimmer. Kaum bekam ich so viel Brod, daß ich den Hunger stillen konnte.“

„So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette, und flehte zu Gott um meine Auflösung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fieng ich an, wider Gott zu murren, und mich zu beklagen, daß er mir so eine Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darin zu thun hätte.“

„Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war, er war viel jünger als sie, hatte auf seinem Handwerke gewandert, und kam nun wieder, als ich schon drey Jahre von meiner Stiefmutter geplagt worden war; er war dreyßig Jahre alt, und wollte sich nun auf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns, und sahe bald, was zu thun war; er kam zu mir, und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte ihm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch auf derselben nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verstand es besser, er antwortete mir: Du versündigst dich sehr, Vetter Leonhard! Wie kannst du wissen, warum du auf der Welt bist, und

wozu dich unser Herr-Gott noch brauchen will? Durch deine lange Kränklichkeit wirst du in der Geduld geübt; da lernst du besser Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienst du zur Probe; sie versündigt sich jetzt an dir, aber sie wird noch zur Erkenntniß kommen, und sich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dieß selbst gewählte Kreuz tragen, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich will aber dem Dinge ein Ende machen, dich zu mir nehmen und verpflegen, und versuchen, ob du nicht kurirt werden kannst.“

„Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er sprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und sie waren beyde wohl zufrieden, daß er mich zu sich nahm; es währte auch nicht lange, so holte er mich ab.“

„So bald ich bey ihm war, befand ich mich besser, er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneyen, und in einem halben Jahre konnte ich anfangen, bey meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.“

„Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr Mann ihr alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte, er schlug sie täglich; wenn er betrunken nach Hause kam, mußte sie wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam sie zu uns; sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn sie fühlte selbst mit schmerzlicher Reue, daß sie sich gegen mich und meinen Vater schwer versündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Trost.“

„Endlich, da ich mein Handwerk sehr wohl verstand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter, und etwas Geld hatte; dabey war sie recht fromm und brav; sie willigte gern in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten, ich gieng also hin, und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit; denn ihr Mann hatte alles durchgebracht; — und sie waren nun blutarm; die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße so kränklich geworden, daß sie bey uns drey Jahre zu Bette lag, und endlich starb. Wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern wir pflegten sie so gut wir konnten.“

„Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich: denen Gutes zu thun, die mir Uebels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht selbst gedrückt worden wäre.“

„Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig; es gieng uns recht wohl; wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten, es würde nun immer so fort gehen. Mein ältester Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich sahe gerne, daß er auf die Wanderschaft gieng; er reiste auch fort, schrieb mir die ersten Jahre einige Mal; aber ich habe leider in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört noch gesehen; er soll auf die See gegangen seyn.“

„Die mittelsten drey Kinder starben innerhalb einem Jahre an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich; ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und mein Hauswesen gieng allmälig hinter sich; ich konnte nicht viel arbeiten; denn ich mußte meiner kranken Frau auswarten, und so wurde ich bald auch arm.“

„Wie ernstlich ich während der Krankheit meiner Frau gebethet habe, der liebe Gott möchte sie mir doch am Leben lassen, das könnt ihr nicht glauben, aber Er erhörte mich nicht. Genug, meine Frau starb und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.“

„Nun fieng ich wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden; ich fragte einen geschickten Wundarzt um Rath, und dieser sagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erschrack, als wenn mich jemand vor den Kopf geschlagen hätte, aber was halfs? Binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Meine Haabe, Haus und Gut wurde jetzt völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde in's Hospital gebracht, und darin erzogen. Dieß Mädchen ist recht brav, sie dient jetzt bey ehrlichen Leuten, und hat gut haushalten gelernt.“

„Wie hart mich das Betteln ankam, könnt ihr leicht denken; allein ich mußte. Ich bethete wieder, unser Herr-Gott möchte mich doch aus dieser Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze; aber Er erhörte mein Flehen nicht, und ich lernte auch da einsehen: Warum? —

„Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich war mir auch das nicht mehr möglich.“

„Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da gieng es mir ganz sonderbar.“

„Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden, endlich hörte ich von einem Diebe, der hingerichtet werden sollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: Solche Kinder seyen in der Welt verlassen, und würden gescheuet und verachtet; ich wollte

also die Kinder annehmen, sie mit mir herumführen, und in allem Guten unterrichten. Ich gieng zu einem braven Manne, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und entdeckte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, gab sich Mühe, die Kinder aufzusuchen, fand sie, und brachte mir beyde."

„Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterwies sie, so gut ich's vermochte, in der heiligen Religion, und leitete sie zur Tugend und Rechtschaffenheit an, und Gott segnete mein schwaches Vorhaben; es wurden zwey wackere Burschen. Ich hatte sie vier Jahre bey mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer, versorgte sich endlich, und ist jetzt ein rechtschaffener Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bey mir, dann vermiethete ich ihn auch bey einem Bauer, und auch er führt sich brav und gut auf."

„Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu seyn will, so kann auch er brav und glücklich werden." — Bertram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: — Ob er ihn wohl dürfe Vater nennen? — „Ja," antwortete Leonhard, „das darfst du; ich will dein Vater seyn und bleiben."

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fieng er an: „Hört, guter alter Leonhard! Wo seyd ihr her?" — Er antwortete: Von Diesburg, sechs Stunden von hier. —

„Wo haltet ihr euch denn des Winters auf?“ „Der liebe Gott beschehrt mir immer ein Plätzchen, bald hier, bald da; sonst geht's mir wie unserm lieben Heiland, ich habe keinen eigenen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.“

Der alte Paul gieng in's Haus, und sprach mit seiner Tochter und mit seinem Schwiegersohn, diese ließen sich bereden; man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer und ein Bette, worin sie beyde schlafen konnten. Leonhard schaute mit Augen voll Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun seine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bey Paul und seinen Kindern gewohnt, als ihn diese gar nicht mehr entbehren konnten. Denn sein Umgang war ausnehmend gefällig und erbaulich; auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hülfe kam. Auch Bertram leistete, wenn er seinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienste.

Dieß mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgelesen wurde: Wer da wüßte, wo sich der blinde Leonhard aufhielte, der sollte es zu Diesburg bey dem Amtmann melden. — Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte sich, was das wohl bedeuten möchte. Er konnte unmöglich glauben, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hause erzählte er es Leonhard, dieser erstaunte auch; aber er blieb ruhig, und bath Pauls Schwiegersohn, doch nach Diesburg zu gehen, und sich zu erkundigen, warum man ihn aufsuche, da er selbst jetzt nicht so weit gehen könnte? Doch dazu kam's nicht; denn nach dem Mittagsessen, als sie Alle in der Stube beysam-

men saßen, und Paul eben im Begriff war, aus der biblischen Geschichte etwas vorzulesen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten; er stieg schleunig ab, und kam in die Stube. Er sah den alten Leonhard starr an, und gieng auf ihn zu. Doch bedachte er sich wieder, und setzte sich hin. Paul und seine Leute verwunderten sich sehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt sich aber still, und sagte kein Wort. Nun fieng der Fremde an: „Seyd ihr der Schuhmacher Leonhard, der in Diesburg gewohnt hat?“ — „Ja!“ antwortete der Blinde. — „Habt ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen ist?“ — Leonhard versetzte: „Leider ja! allein ich habe achtzehn Jahre nichts mehr von ihm gehört.“ Dem Fremden liefen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: „Wie habt ihr denn die Zeit her gelebt? guter, alter Vater!“ Leonhard erwiederte: „Ich habe mein Brod leider vor den Thüren suchen müssen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, so, daß ich nicht klagen kann.“ Der Fremde weinte noch mehr, und fuhr, nachdem er sich gefaßt hatte, fort: „Ich habe wohl gehört, daß ihr ein frommer, braver Mann seyd; allein jetzt hat auch all euer Elend ein Ende; denn euer Sohn hat sich wieder gefunden, er ist ein reicher Mann, ich soll euch von ihm grüßen.“ —

Leonhard wurde ganz bestürzt und blaß vor Freude; er stand auf, als wenn er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte sich aber nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut und sagte: „Ich bin euer verlorner Sohn, liebster Vater! Ich bin euer verlorner Jakob!“ Der Alte klammerte sich an

seinen Jakob an, weinte schluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und seine Leute weinten, Bertram aber lachte in reinster Freude.

Nachdem dieser rührende Willkomm ein Ende hatte, fieng der Alte an, nach tausend Sachen zu fragen; Jakob aber erzählte ihm, wie er vor achtzehn Jahren von Seelenverkäufern sey weggenommen, und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgestanden, wie er hernach in Ostindien glücklich geworden sey, und eine Frau mit 50,000 Gulden geheirathet habe, und nun mit ihr in Amsterdam wohne, und jetzt hieher gereist sey, seinen Vater und seine Freunde aufzusuchen, und sie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit, und ließ ihn in einer Kaletsche nach Diesburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver, treuer Knabe sey, der seinem Vater redlich gedient habe, so nahm er ihn auch mit, und versprach ihm, wenn er sich gut aufführen würde, so wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Paul's Hause weggieng, weinten Alle. Paul drückte Leonhard die Hand und sagte: „In der Ewigkeit sehen wir uns wieder!“ — Ja,“ antwortete Leonhard, „wer christlich gelebt hat, der kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird.“ Paul fuhr fort: „Darum bekümmert euch nun nicht mehr; habt ihr als ein blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie vielmehr werdet ihr es können, wenn euch unser Herr-Gott glücklich macht.“ Jakob versprach ihm, Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und sein Vater reisten nun ab, und nahmen Bertram mit. — Jakob kaufte in Diesburg ein Haus

mit einem Garten, und spendete es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu schicken, mit der er zum Besten der Menschen schalten und walten könnte; Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen, und man ihn mit der Zeit brauchen könne; dann nahm Leonhard seine Tochter zu sich, die seine Haushaltung besorgte.

Jetzt aber drückte den Alten seine Blindheit doppelt; er hätte doch auch seinen Sohn gerne gesehen. Dafür aber hatte dieser schon gesorgt; denn da er am grauen Staar erblindet war, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte.

Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiste nach Holland zurück, und schickte jährlich die versprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte, und eine große Spinnerey anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend ward. Nun wurde aber auch Paul mit seiner Familie nicht vergessen. — Er hatte nur ein kleines Gütchen, dieß mußte er verkaufen; dann schenkte ihm Leonhard nahe bey Diesburg ein größeres, wohin der fromme Alte sofort mit seinen Kindern zog. Die beyden Patriarchen besuchten sich oft, und lobten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst; Leonhard betrauerte ihn brüderlich. —

Mit der Zeit wurde Bertram, sein Gehülfe, Gatte seiner Tochter, und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerey, mit welcher er nun auch die Weberey verband, und als ein frommer und wohlthätiger Mann lebte und starb.

4.

Alfred.

In alter Zeit wohnte an den Ufern des Ruhr-Stroms ein rauhes und wildes Volk. Es bethete grausame Götzen an, und lebte gleich den Thieren des Feldes. Das Land selbst aber war eine Wildniß, voll verderblicher Sümpfe, oder bedeckt mit verworrenem Gesträuch und schädlichem Unkraut. Nur der Kampf mit den wilden Thieren, oder der rohen Menschen untereinander, erscholl in der stummen Einöde.

Da kam ein Mann aus der Ferne, und trat auf die Höhe des Landes, und schauete umher, und ihn jammerte des traurigen Anblicks. Denn er war ein Mann von edelm Sinne, gleich den Aposteln, auf welchem der Geist des Herrn ruhete. Und er nannte sich Alfred; denn er sprach: „Ich möchte gern aller Welt den Frieden Gottes bringen.“

Also trat er zu den wilden Bewohnern des Landes, und sie empfiengen ihn mit Vertrauen und Ehrfurcht. Denn er war ernst und freundlich, und der Geist des Herrn war mit ihm.

Nun lehrte er sie die Sümpfe und das Gesträuch ausrotten, und den Acker bauen, und gab ihnen Korn zu säen, und pflanzte fruchttragende Bäume. Also erneuete Alfred die Gestalt des Landes, und die Wildniß wurde wie ein blühender, lieblicher Garten.

Als nun eines Tages das Völkchen auf der Anhöhe um Alfred versammelt war, da erstaunten sie über alle diese Schönheit des Landes und dessen liebliche Gestalt und Ordnung, und sie frohlockten und wollten Alfred anbethen, und sprachen: „Du bist unser Gott! Du

bist vom Himmel zu uns kommen! Wozu sollten uns die stummen Götzen!"

Da lächelte Alfred, und sprach: „Wohl möget ihr euch der Schönheit eures Landes freuen; aber nun führt euch das Gefühl des Schönen zur Erkenntniß der Wahrheit." Und Alfred redete zu ihnen von der ewigen Liebe Gottes des himmlischen Vaters, und von Jesus Christus, dem Heiland und Herrn, und von dem ewigen Leben. So unterwies er einen jeglichen; und alle, so ihn hörten, nahmen es zu Herzen, und thaten ihre Götzen ab, und glaubten der Wahrheit.

Nach einiger Zeit kamen sie wieder zu Alfred, und sprachen: „Du hast uns das Höchste und Beste gegeben, wie sollen wir dir dafür danken?" —

Da sprach Alfred: „Danket dem Vater, der mich zu euch gesendet. So wie euer Land, durch euren Fleiß veredelt, jetzt in mancherley Blüthen und Früchten euch dankbar erfreuet; so werdet nun selbst ein Acker Gottes, und bringet Früchte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe."

„Wenn ihr solches thut, werdet ihr des Friedens theilhaftig werden, den ich euch verkündet habe, und eure Todesstunde wird seyn, wie der Abend eines Frühlingstages."

Nach diesen Worten entschlummerte Alfred, und die Gestalt des Todten war freundlich.

Die Bewohner des Landes aber weinten um Alfred, wie um ihren Vater, und begruben ihn auf der Höhe des Landes, wo er zuerst die Gegend beschauete. Und sie pflanzten einen Baum auf sein Grab, und darneben ein Kreuz zu seinem Gedächtniß."

5.

Der Scherenschleifer,

oder:

Die belohnte Rechtschaffenheit.

Der Schauplatz dieser Geschichte ist ein kleines Städtchen im Mecklenburgischen. Daselbst lebte ein Bauersmann Namens Ignaz Gebhard. Dieser hatte kürzlich seine Frau verloren, welche ihm vier Söhne hinterließ, die ihm aber nicht viel Freude machten. Der älteste Sohn hieß Georg, und war auf und davon gegangen, man wußte nicht wohin; der zweyte hieß Valentin, und war bey einem Leinweber in der Lehre; der dritte hieß Heinrich, und lernte das Schneiderhandwerk; und der vierte und jüngste hieß Jakob, und war erst sechs Jahre alt. — Der alte Gebhard konnte aber wegen seiner starken Familie, und wegen verschiedener in seinem Ehestande gehabten Unglücksfällen nichts vor sich bringen; sein Häuschen, und seine Ländereyen waren sehr mit Schulden beladen; Gram, Sorgen, und nun auch der Verlust seines Weibes warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstand. Kurz vor seinem Ende ließ er seine Söhne vor sein Bett kommen. Er ermahnte sie zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit und zur Liebe gegen einander, und sagte ihnen: „Es thut mir leid, daß ich euch nichts hinterlasse als Schulden; dieses erschwert mir das Scheiden von euch sehr. Doch Gott wird euch nicht verlassen, wenn ihr arbeitsam und ehrlich seyd. Ihr kennt alle meine noch lebende, alte Schwester, die jetzt nahe an die 70 ist. Aber ohne Trost und Stütze steht sie auf der Welt;

ich allein war ihr Umgang, ich brachte die meisten Abende bey ihr zu, und stand ihr überall mit Rath und That, wo ich nur konnte, nach allen Kräften bey. In ihrem Alter kann sie nicht mehr viel arbeiten; als einzelne Person, und bey ihren eingeschränkten wenigen Bedürfnissen aber braucht sie auch nicht viel. Ich habe manchmal meine Gedanken gehabt, daß die Alte wohl hinterm Berge halte, und mehr hat, als sie vorgiebt; wie dem auch sey, eine gute Frau ist sie, und eure Baase bleibt sie immer. Daher bitte ich euch, ihr Kinder, daß ihr nach meinem Tode, sie pflichtmäßig kindlich behandelt, ihr treu, und jederzeit gehorsam und ergeben seyd, und nie vergesset, daß sie eures Vaters leibliche Schwester ist. Auch euer eigner Vortheil könnte euch schon hiezu vermögen; denn wenn sie, wie die Rede geht, Geld hat, so seyd ihr die leiblichen Erben, und durch eure Liebe und Ergebenheit gegen sie, werdet ihr sie hindern, das Eurige Fremden zuzuwenden. Also nehmt zu Herzen, und thut, was ich euch gesagt habe.“ Der alte Gebhard wurde immer kränker, und nachdem er seine Kinder nochmal gesegnet, und sie der Liebe und Vorsorge Gottes empfohlen hatte, verschied er den andern Tag darauf; sogleich ließ seine alte Schwester den jüngsten Knaben zu sich holen, um ihn zu erziehen.

Sie war eine fromme, schlichte Frau, die aber alle die Fehler hatte, die ein kränkliches, schwächliches Alter gewöhnlich mit sich bringt; dabey war sie karg und eigensinnig, aber bey allem liebte und behandelte sie Jakob wie eine Mutter.

Obgleich seine Erziehung etwas Einförmiges hatte, so war sie doch für ihn von trefflichem Nutzen.

Die Alte hatte sich von ihrem Seelsorger einige gute Bücher für ihren Pflegesohn angeschafft. Daraus mußte

Jakob alle Abende abwechselnd einiges vorlesen, Sonntags aber, Morgens und Nachmittags, las er seiner Pflegemutter noch überdieß aus dem betrachtenden Evangelium, und ein Paar Kapitel aus der biblischen Geschichte vor. Dabey hielt sie ihn fleißig zur Schule an, wo er eine schöne Handschrift schreiben, richtig lesen, und gut rechnen lernte.

Vorzüglich bestrebte sich der gottesfürchtige Schullehrer, das Leben und die Lehre Jesu seinen Schülern mit Wärme täglich vorzutragen. Kindliche Ehrfurcht gegen das Göttliche, Sittsamkeit und Gehorsam gegen Eltern und Lehrer, und zuvorkommende Liebe gegen die Mitschüler waren bey ihm Grundbedingnisse, die er streng von seinen Schülern forderte. „Ihr könnet euch,“ sagte er oft zu seinen Zöglingen, „nicht zu der Lehre Jesu bekennen, wenn ihr euch nicht durch kindliche Ehrfurcht gegen Gott, durch sittsames Betragen, durch Gehorsam und Menschenfreundlichkeit empfehlet; dieses ist die Grundlage zu einem tugendhaften Wandel, und die Quelle eurer künftigen Glückseligkeit.“

Bis nach dem zwölften Jahre besuchte Jakob die für ihn so nützliche Schule. Nun dachte seine Baase darauf, ihn für die Zukunft auch etwas zu seinem Brodserwerb lernen zu lassen. Sie that ihn zu ihrem Nachbar, einem Scherenschleifer, in die Lehre auf vier Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit hatte er dieses Handwerk ziemlich gelernt; sie kaufte ihm nun das vollständige Werkzeug, nebst Karren zum Scherenschleifen, und hieß ihn in der Gegend herumfahren, sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Jakob war ein fleißiger, höflicher und sittsamer Mensch geworden. Ueberall in der Gegend both er mit seiner schönen, hellen Stimme seine Dienste an. Billig=

keit und gute Arbeit verschafften ihm beständig zu thun; so brachte er seiner Pflegmutter manchen Tag oft 20 Groschen und mehr nach Hause, die ihn dafür in Kleidung und Wäsche erhielt.

Dieser gute Mensch hatte die letzte Ermahnung seines Vaters mit aller Strenge erfüllt. Er war gegen seine alte Baase ein dankbarer Pflegesohn, und liebte sie wie seine rechte Mutter; obgleich sie oft sehr ärgerlich und verdrüßlich war, so that er doch, was sie haben wollte, und wo er ihr nur immer eine Freude machen konnte, erfreute er sie. Es war ihm ein rechtes Seelenvergnügen, wenn er sie aufheitern konnte; dagegen hatte sie ihn bey allen ihren mürrischen Launen aber auch recht lieb, und ließ es ihm an nichts fehlen.

So dachten aber nicht seine beyden andern Brüder, die hatten die Lehren ihres Vaters gleich aus dem Sinne geschlagen. So wie ihr Vater todt war, bekümmerten sie sich weder um ihren jüngsten Bruder, noch viel weniger um ihre alte Baase; diese letztere betrübte sich sehr darüber, daß sie solche nicht einmal besuchten.

Jakobs alte Baase wurde indessen so schwach und krank, daß sie gar nicht mehr aus dem Bette konnte. Jetzt bekümmerte er sich nicht mehr um sein Scherenschleifen. Tag und Nacht kam er nicht von ihrem Bette; das Arzneyreichen und alle Pflege geschah durch seine Hände. Die 88jährige Frau spürte den herannahenden Tod; sie ließ ihren Seelsorger zu sich kommen, und nachdem sie die heiligen Sterbsakramente, und die himmlischen Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen hatte, sagte sie ihm, daß die Kiste, die hier gegenwärtig wäre, mit ihrem ganzen Inhalte ihrem lieben Pflegesohn Jakob sey. Sie habe ihm nicht allein ihr ganzes Vermögen darin gerichtlich vermacht, sondern auch alles,

was er täglich von seinem Verdienste ihr heimgebracht, demselben darin aufbewahrt; sie bath ihn, vor ihren Augen die Kiste zu versiegeln, und gleich nach ihrem Tode ihrem Pflegesohn einzuhändigen, und denselben gegen seine zwey undankbaren Brüder in Schutz zu nehmen, welches ihr der ehrwürdige Geistliche auch versprach.

Nun empfahl sie sich ganz der Obhut Gottes, dankte und segnete ihren braven Pflegesohn für seine Liebe und Treue, die er so aufrichtig und unverdrossen gegen sie stets bewiesen habe, und ermahnte ihn, ferner rechtschaffen zu bleiben, wo auch in Zukunft Gottes Gnade und Segen gewiß nicht ausbleiben würden. Auch machte sie ihn mit dem Auftrage bekannt, den sie seinetwegen dem Geistlichen gegeben habe, und bath ihn, die versiegelte Kiste nicht aus den Händen zu lassen, welche sie ihm als sein rechtmäßiges Eigenthum übergebe. Der brave Geistliche benutzte jeden Augenblick, den seine übrigen Amtsgeschäfte ihm erlaubten, an ihrem Bette zuzubringen. Nach einigen Tagen entschlief sie sanft und ruhig im Herrn.

Jetzt sorgte der Pfarrer dafür, daß Jakob seine Kiste auf seine Kammer trug, und nun eilte derselbe, das Absterben der alten Frau dem Gerichte anzuzeigen, und für ein anständiges Begräbniß zu sorgen.

Kaum war der Todesfall der alten Baase bekannt, so kamen die beyden andern Brüder gelaufen. Der Schmid und der Leinweber, welche beyde verheirathet waren, sich aber nie um ihre alte Baase, so lange sie lebte, bekümmert hatten, und wollten nun ihre Hinterlassenschaft in Empfang nehmen. Auch machten sie den Antheil, der dem Jakob von Rechtswegen zukam, streitig, indem sie sagten, er hätte für seinen Theil 16 Jahre

Pflege und Nahrung unentgeltlich erhalten; habe also daher keine Ansprüche auf diese, ohnehin so geringe Erbschaft zu machen. Jakob, der mit seinen Brüdern sich nicht veruneinigen wollte, ließ ihnen ihren Willen, und bath bloß um den alten Sessel, den seine liebe Baase, so lange sie lebte, so werth gehalten und benutzt hatte. Dieses waren die beyden Brüder recht wohl zufrieden, und lachten heimlich über die Einfalt ihres Bruders; denn diese verderbten Menschen hielten Güte des Herzens für Einfalt. „Schreiben sie," sagten die beyden ältesten Brüder zu dem Herrn Amtsschreiber Frühling, der mit dem Siegelabnehmen und der Aufnahme der Sachen beschäftiget war, „daß unser jüngster Bruder, außer dem alten Sessel, auf die ganze Hinterlassenschaft Verzicht thut."

Jakob nahm seinen alten, lieben Sessel, und trug ihn auf seine Kammer. Seine Brüder theilten sich nun in das wenige übrige Zinn, Leibgeräth und Hausrath; denn die Baase hatte in ihren alten Tagen nicht viel Neues mehr angeschafft, auch fanden sie nur weniges Silbergeld, welches ihnen gar nicht behagte, indem sie glaubten, weil ihre Baase so karg gelebt, müsse sie bedeutende Summen hinterlassen haben. Sie fanden aber nichts, was eigentlich ihre Habbegierde befriedigt hätte, sie mußten vorlieb nehmen mit dem, was da war. Der gute Pfarrer, welcher Jakob wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seine Baase lieb gewonnen hatte, schlug demselben vor, einstweilen bey ihm ein Stübchen zu beziehen, bis er Gelegenheit habe, eine für ihn schickliche Wohnung zu bekommen. Dieses war Jakob wohl zufrieden; er trug seine ziemlich schwere Kiste, als das einzige Vermächtniß, und seinen alten Sessel in die Wohnung des Pfarrers.

Jetzt entlöste er nun in dessen Gegenwart die Kiste ihrer Siegel und Schlösser, öffnete solche, und fand zu seinem Erstaunen einen Sack mit Silbergeld von 210 Thaler 16 Groschen, welche seine Baase ihm von seinem täglichen Verdienst, den er ihr heimbrachte, aufbewahrt hatte. Ferner fand er einen Sack mit 75 Louisd'or, 40 Friedrichsd'or und 60 holländische Dukaten, ungefähr 900 Thaler. Er hatte also mit seinem Silbergelde beynahe 1200 Thaler, dabey lag noch eine gerichtliche Verschreibung, daß ihr Pflegesohn Jakob, jüngster Sohn des verstorbenen Ignaz Gebhard, einziger Besitzer und Erbe sey von Allem, was in dieser Kiste sich befände. Ferner lagen dabey noch einige goldene Ringe, und einiger Schmuck mit Edelsteinen, so wie etwas Silber; so, daß deren Werth in allem über 1500 Thaler angeschlagen werden konnte.

Der Pfarrer und unser Jakob wußten vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollten. Dankend sank letzterer auf seine Knie, und bethete den Vater der Waisen an, der sich auch seiner so liebreich angenommen hatte. Gott segne dich, und vergelte dir's in seinem Himmel mit der höchsten Seligkeit, daß du mir Mutter warst.

Kaum wurde es im Städtchen bekannt, welchen Schatz die alte Baase ihrem Pflegesohn hinterlassen habe, so kamen die beyden Brüder zu Jakob gelaufen, verlangten durchaus gleiche Rechte, und wollten ihn zwingen, mit ihnen zu theilen. Da sie aber das gerichtlich verfaßte Testament umzustoßen nicht im Stande waren, rächten sie sich an dem guten Jakob nach Art aller niederträchtiger Menschen, sie lästerten, schimpften und verwünschten ihn.

Allein der Segen des vierten Gebothes ruhete auf ihm, und auf allen seinen Unternehmungen. Ein wohl-

habender frommer Landmann both ihm die Hand seiner einzigen Tochter, und mit ihr sein weitläufiges Landgut an.

Frömmigkeit und Gottesfurcht, Liebe und Treue wohnten in der Mitte dieses glücklichen Ehepaars, und hoffnungsvolle Kinder umhüpften ihren Tisch, und streuten Rosen auf ihren Lebenspfad.

Geachtet und geliebt von allen, die ihn umgaben und näher kannten, verlebte Jakob 8 Jahre, als sich eine Begebenheit ereignete, die seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Eines Tages kam vor seine Thüre ein armer Reisender, der angelegen bath, mit Jakob allein zu reden.

Der junge Gebhard, der in dem Reisenden einen Unglücklichen vermuthete, ließ ihn gleich zu sich ins Zimmer herein bitten.

Als der Reisende eintrat, schien es ein Mann von ungefähr 40 bis 50 Jahren zu seyn, er hatte ein bräunliches Gesicht, war aber sonst gut gehalten, doch von Kleidung äußerst arm; dieser fragte: „Habe ich die Ehre, den wackern Herrn Jakob Gebhard zu sprechen?“ Als dieses bejahet wurde, fuhr der Fremde fort: „War der hiesige Bürger und Ackersmann, Ignaz Gebhard, ihr Vater, und sind die Bürger und verheiratheten Männer, Valentin Gebhard, ein Leinweber, und der andere, Heinrich Gebhard, ein Schmid, beyde als hier wohnhaft, ihre leiblichen Brüder?“ Als auch dieses mit einem kräftigen Ja beantwortet wurde, da reichte der arme Fremdling beyde Arme hin, und sprach bewegt: „Erschrick nicht, ich bin dein längst vermißter Bruder Georg, der seine Familie aus jugendlichem Leichtsinne verließ. — Der junge Gebhard stutzte Anfangs nicht wenig, und sah den auf Willkommen harrenden Bruder mit Forschung und Verwunderung einige Augenblicke an.

Mochte er einige Züge an ihm erkennen, oder riß ihn das bewegte brüderliche Herz zu ihm hin? Genug! nach einer kleinen Weile nahm er beyde dargestreckte Hände, zog ihn an sich, und rief mit Rührung: „An mein Herz, geliebter Bruder!“ —

Als sich die erste Ueberraschung und Empfindung etwas gelegt hatte, traten auch des Jakobs brave Gattin und die zwey anwesenden Kinder hinzu, und bewillkommeten denselben auf das liebreichste. Jetzt mußte auf die Bitte Jakobs sein Bruder den schlechten, alten Rock ausziehen, und statt dessen einen herbeygeholten neuen Ueberrock anziehen; und nun eilte man zu Tische, um den armen hungrigen Bruder nach Genüge zu laben. Als sich alles gesättiget hatte, war die Familie neugierig, die Schicksale dieses so lange entfernten armen Bruders zu vernehmen. Sie bathen ihn daher einstimmig, ihnen doch etwas von seinen Lebensumständen zu erzählen, welches er denn auch nach einigem Besinnen that.

„Ich bin,“ hob er an, „wenn du dich, mein lieber Jakob, noch wirst zu besinnen wissen, in meinem neunzehnten Jahre, — du warst kaum fünf alt, und unsere gute Mutter ungefähr ein Jahr todt, — fortgegangen; eigentlich aus Ueberdruß, weil ich in der Welt mir etwas versuchen wollte, der Vater aber schlechterdings darauf bestand, ich sollte ein Ackersmann werden, um einst die Güter zu übernehmen. Es war Sonntags in aller Frühe, als ich mit ein Paar Gulden Geld und etwas Lebensmitteln, nebst einigen nöthigen Kleidungsstücken versehen, über die Gränze eilte; gegen Abend kam ich in ein Dorf, wo es in einer Schenke fröhlich und lustig hergieng. Als ich eintrat, waren ***sche Werber da, und die Stube voll Neugeworbener, die jauchzten. Die Werber kamen gleich auf mich zu, sprachen freundlich

mit mir, und luden mich ein, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Sie mochten es mir wohl ansehen, daß dieses meine erste Ausflucht war; nach meinem linkischen, blöden Benehmen, und nach dem mangelnden Reise-Schein, nach welchem sie sogleich fragten, mochten sie mich schon für eine gemachte Eroberung halten, die ihnen nicht entgehen würde, und sie hatten nur zu gut geurtheilt; denn ich eilte in die Fremde ohne Reisezettel, ohne Zweck und ohne Aussicht; kurz, ehe eine Stunde vergieng, hatte ich meine Freyheit und mein Leben auf 6 Jahre für einige wenige Thaler verhandelt. Kaum war ich ein Paar Monate unter den ***schen Kriegern, und gut geübt in den Waffen, als der Fürst einige tausend Mann an die *** gab, wo er für jeden Kopf eine bestimmte Summe bekam, und worunter auch ich begriffen war. Wir wurden in verschiedenen Abtheilungen den Rhein hinunter nach Amsterdam gebracht, wo wir auf ***schen Schiffen nach unserer Bestimmung geführt wurden, nämlich nach Amerika. Da ich mich aber nicht an die *** verkauft hatte, mich auch nicht als ein Stück Waare betrachtete, das man nach Gefallen wieder verhandeln könne, so nahm ich die erste Gelegenheit wahr, und gieng zu den braven Amerikanern über, wo ich nach meinem Wunsche vollkommen glücklich wurde. Ich wäre noch ein reicher Mann, wenn ich nicht einen so starken Drang in mir gefühlt hätte, meine Vaterstadt und die lieben Meinigen zu sehen; leider aber habe ich das Unglück gehabt, auf der Herreise durch einen Schiffbruch Alles zu verlieren, nur ein Boot mit 20 Mann, worunter ich mich gleichfalls befand, hatte sich mit dem, was wir auf dem Leibe trugen, gerettet. Vollkommen gerettet wurden wir erst, als uns ein holländisches Schiff begegnete, und uns ausgehungerte Menschen liebreich

aufnahm. Durch diese Rettung sind wir zwar glücklich in Europa angekommen, aber ganz arm, ohne das Vermögen, das auf dem Schiffe war, retten zu können; und so muß ich leider, anstatt meine Geschwisterte glücklich zu machen, ihnen zur Last fallen.“ „Darüber gräme dich nicht, lieber Bruder!“ fiel ihm Jakob in die Rede, „du bist mir nicht zur Last, wenn du meinen andern Geschwistern nicht zur Last fällst, mir gewiß nicht, was ich für dich thun kann, will ich nach meinen Kräften thun!“ Nun erzählte er ihm, daß seine beyden andern Brüder etwas neidisch wären, und wer neidisch sey, sagte er, der sey gewöhnlich auch hartherzig; er sollte sich aber dieses nicht zu Herzen nehmen. „Durch deine Armuth,“ fuhr Jakob fort, „giebst du mir erst Gelegenheit, mich als deinen aufrichtigen Bruder zu zeigen, jetzt vor allen Dingen sollst du eine vollständige Kleidung haben, und meine Frau wird mit Vergnügen deine Wäsche besorgen; dann hilfst du uns in der Wirthschaft, so lange es dir gefällt, und bleibst bey mir, bis sich für dich eine andere Aussicht öffnet. Gefällt dir dieses nicht, so bestimme selbst, was ich für dich thun kann.“

„Alles was du sagst, gefällt mir, aber noch mehr gefällt es mir, daß du ein guter, lieber, redlicher Bruder bist. Wären deine Brüder nur halb so gut, so würde es mich freuen. Ich muß dir gestehen, lieber Bruder, ich war schon bey unsern zwey unnatürlichen Brüdern, sie wiesen mich als einen Bettelkerl ab, und sprachen: sie wollten keinen Tagedieb ernähren, ich sollte wieder Soldat werden, da wäre mir genug geholfen; denn zu etwas Besserm taugte ich doch nicht u. s. w. Aber es soll die Thoren ihre abscheuliche Gefühllosigkeit gewiß reuen.“

Jakob und seine gute Frau besänftigten ihn, und freuten sich sehr, daß der Bruder Georg geneigt war, dieses Anerbiethen von ihnen anzunehmen.

„Lieber Bruder!“ sagte Georg, „heute kann ich noch nicht bey dir bleiben; aber morgen komme ich wieder zu dir, um auf immer bey dir zu seyn, und ich hoffe, daß wir in Zukunft noch recht glücklich seyn werden.“

Georg empfahl sich auf baldiges Wiedersehen, um, wie er vorgab, noch einige andere dringende Geschäfte abzuthun.

Den folgenden Mittag, als sich Jakob mit seiner Familie zu Tische setzen wollte, und nicht begreifen konnte, warum der Bruder Georg nicht wieder gekommen sey, fuhr ein vierspänniger prächtiger Wagen vor, und sogleich ward unserm Jakob die Ankunft eines vornehmen Herrn gemeldet, der ihn zu sprechen verlange; als derselbe voll Verwunderung hierüber hinauseilte, kam der Gemeldete ihm bereits mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es war der arm geglaubte Bruder Georg. „An mein Herz, theuerster, geliebter Bruder!“ rief er, Jakob mit Thränen umarmend, aus. Die Familie war ganz starr vor Verwunderung, und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. „Ich bin,“ hob der Bruder an, als er sich eine Zeitlang an der Verwirrung, und dem Erstaunen der Familie ergötzt hatte, „dein gestriger armer Bruder Georg, heute aber dein glücklicher, und mit Glücksgütern überhäufter Bruder, die er nun mit dir brüderlich theilen will.“ Nun erzählte Georg der Familie, die sich nach und nach von ihrem Erstaunen erholt hatte, wie er diese Verstellung absichtlich vorgenommen habe, um die würdigsten seiner Brüder kennen zu lernen. Leider aber sehe er, daß er künftig nur einen einzigen lieben könne. Nun wurde eine Kiste

von zwey Dienern in das Zimmer gebracht, und die darin enthaltenen kostbaren Geschenke an die Familie vertheilt; dann erzählte er, daß es bereits schon 14 Tage wären, daß er hier sey, und daß er sich in dieser Gegend ein großes Gut für 50,000 Thaler gekauft habe; zweymal so viel habe er noch in der englischen Bank stehen, die er nach und nach herauszuziehen entschlossen sey, um die Summe in seiner Vaterstadt sicher anzulegen. „Ich war Anfangs willens," sagte Georg, „dich als Wirthschafts-Aufseher auf meinen weitläufigen Gütern anzustellen, und dann erst mich dir zu erkennen zu geben. Aber ich habe für gut befunden, meinen Entwurf zu ändern, und einen so lieben, edlen Menschen und Bruder noch zu belohnen. Ich schenke das gekaufte Gut dir und deinen Erben, und mache dich zum unumschränkten Gebiether dieser großen Besitzung; ich hoffe, du wirst mir nun wohl den Gefallen thun, und mit mir gehen, um deine Güter selbst in Ordnung zu bringen, und zu verwalten." Als die hocherfreute Familie am Tische saß, wurde noch Vieles von der so glücklichen Zukunft gesprochen. Nachmittags wurde die Verwandlung des armen Georg im Städtchen bekannt, und nun eilten die beyden schlechten Brüder, voll Bestürzung und Aerger zu ihrem verkannten Bruder Georg, fielen demselben zu Füßen, bekannten demüthigst ihren Fehler, und bathen denselben um Verzeihung. Georg handelte da ganz im Geiste seines göttlichen Lehrmeisters; vergalt nicht Böses mit Bösem, sondern nachdem er ihnen ihr unbrüderliches Betragen recht ans Herz gelegt, und sie zur Erkenntniß ihres Fehlers gebracht hatte, reichte er ihnen Hand und Mund zur Versöhnung, verbesserte ihre Lage, und versprach für ihre Kinder, wenn sie fromm und geschickt würden, väterlich zu sorgen; dann zog er

mit seinem lieben Jakob auf dessen Güter, wo er in Friede und Liebe selige Tage verlebte, bis ins hohe Greisenalter.

6.

Attalus und Meno,

oder:

Der Wiedergeborne.

In der Gegend von Antiochia in Syrien lebten zwey Familien von Altersher in bitterer Feindschaft, welche die Söhne von den Eltern ererbt hatten. Die beyden Hausväter, Attalus und Meno, fügten einander jedes Herzeleid zu, wie sie vermochten, und ihre Erbitterung wuchs mit jeglichem Tage.

Meno aber hatte einen Sklaven, der war ein Jünger des Herrn, und wandelte würdiglich dem Evangelio, und war getreu in allen Dingen, also, daß Meno ihn lieb gewann, und über sein ganzes Hauswesen setzte. Und in allem, was Silas — so hieß der Sklave — that, war Gott mit ihm, und segnete das Haus seines Herrn um seinetwillen. Deßhalb unterredete Meno sich oft mit seinem Hausvogt, und dieser bekehrte jenen, so, daß er gläubig wurde, und sich taufen ließ auf den Namen des Herrn.

Von nun an wurde Meno ein ganz anderer Mensch als zuvor, und redete kein böses Wort von Attalus, seinem Feinde, obwohl dieser ihn noch mehr haßte und verfolgte, und ihm täglich neues Herzeleid zufügte.

Durch solche Sanftmuth war Attalus noch mehr erbittert, und er dingte böse Menschen, die mußten Menos Garten verwüsten in der Nacht, und seine schönsten Bäume zerstören, die Meno besonders liebte.

Da traten Menos Freunde zu ihm, und sprachen: „Wirst du das ungerochen lassen, so wird er noch Größeres beginnen.“

Meno aber antwortete ihnen, und sprach: „Die Bosheit ist bey Nacht geschehen, er wird sie läugnen. Mir aber dient es zur Uebung in der Geduld. Hat mich doch früherhin derselbe Geist erfüllt.“

Bald darnach brachten die Freunde zwey von den bösen Buben, die Attalus erkauft hatte, den Garten zu verwüsten, und die Freunde sprachen: „Diese haben es gestanden, nun kannst du Strafe an ihm nehmen.“

Aber Meno antwortete: „Ich habe ihm vergeben, und will der Bitterkeit in meinem Herzen nicht Raum lassen, obwohl es mich schmerzet um der Bäumchen willen.“ — Darüber zörnten Menos Freunde.

Einige Zeit nachher ward das Haus des Attalus von einer heftigen Feuersbrunst ergriffen. Meno eilte mit allem seinem Gesinde herbey, und rettete zwey Kinder seines Feindes aus den Flammen. Darauf trat er zu Attalus, reichte ihm die Hand und sprach: „Ach, laß nicht ferner Feindschaft seyn zwischen mir und dir, und zwischen meinem Hause und deinem Hause.“

Und Meno erboth sich ihm zum Beystande bey dem neuen Bau seines zerstörten Hauses.

Aber Attalus wandte sich hinweg, ergrimmte im Geiste und sprach: „Die Feuersbrunst ist Menos Werk!“ Und viele glaubten seinen Worten.

Solches betrübte das Herz des Mannes über die Maaßen, und seine Freunde sprachen: „Laß den Bösewicht, und übergieb ihn dem Satan!“

Meno aber sagte: „Er ist ein Mensch, und trägt ein zerrissenes menschliches Herz in seinem Busen. Ich will ihm nicht fluchen.“

Nach einiger Zeit verlor Attalus sein ganzes Vermögen, und ward sehr arm, und litt Noth mit Weib und Kindern, und Attalus selbst ward krank vor Noth und Kummer. —

Da faßte Meno ein Herz, und gieng wieder zu ihm, und sprach: „Ach, Attalus! laß nicht ferner Zwiespalt seyn zwischen mir und dir, sondern laß uns einander die Hände reichen, bevor sie erkalten. Siehe, was mein ist, sey auch dein! So laß uns brüderlich miteinander wandeln.“

Als Attalus diese Liebe vernommen, sah er Meno an mit hohlen Augen, und verzerrete sein Angesicht und wandte sich hinweg. Sein Weib aber und die Kinder weinten, und Meno weinte auch.

Da verhöhneten Meno seine Freunde, und sagten: „Jetzt hat sich dein Herz an dem Unwürdigen erschöpft, was wirst du ferner an ihm thun?“

Meno antwortete, und sprach: „Mir bleibet nur übrig, für ihn zu bethen.“ Und Meno unterstützte Attalus und sein Haus heimlich, also, daß sie keinen Mangel hatten.

Nach diesen Tagen ward Attalus kränker, und verschied. Als Meno solches vernahm, weinte er um ihn, und begleitete ihn zum Grabe, und ward der Tröster der Wittwe und Waisen.

Die Leute aber sprachen: „Wie vermag ein Mensch solches zu thun?“ Sie kannten aber den Geist nicht, der in ihm wohnte.

7.

Der Dragoner von Vincennes.

Vielwisserey mißfällt an Frauenzimmern; aber noch mehr empört an Männern Unwissenheit und Rohheit. Die Natur hat jedem Geschlechte zugetheilt, was ihm geziemt, hat jedem seine Bahn und seine Gränzen vorgezeichnet. Die schönste Zierde der Schönheit, Bescheidenheit, und selbst eine gewisse Schüchternheit schmückt die erste Jugend. Francastel, ein vormaliger Ingenieur-Officier, war, nach einer zehnjährigen Abwesenheit von seiner Familie, von weiten Reisen über's Meer zurückgekommen, und bewohnte seit kurzem ein schönes Landhaus, nahe bey dem Schlosse Vincennes, wo er im Wohlstande, die Früchte seines langen Dienstes genoß, und die Erziehungsfehler seiner einzigen Tochter Cornelie zu verbessern strebte; denn bis jetzt zeigte sie sich seines Namens noch nicht würdig. Freylich war ihre Mutter kurz nach des Vaters Abreise gestorben, und sie im vierten Jahre der Frau eines Schloßwächters von Vincennes anvertraut, also gleichsam in einer Wachstube erzogen, und von Kindheit auf an einen so rauhen Ton, so seltsame Ausdrücke gewohnt worden, daß Francastel, trotz der sorgfältigsten Bemühungen, diese ersten Eindrücke nicht vertilgen konnte.

Sie schleppte die schwersten Dinge, zankte sich weidlich mit den Kindern im Dorfe, baxte sich mit ihnen, kam ohne Kopfzeug, mit beschmutzten, zerrissenen Kleidern nach Hause, kletterte auf steile Felsen, auf Mauern und hohe Bäume, um wilde Früchte zu naschen, oder Vogelnester auszunehmen; holte Dünger aus dem Viehstalle, trug ihn in den Garten, arbeitete dort mit Schaufel und Hacke, zertrat und zerhackte auch wohl was ihr in den Wurf kam, fütterte die Pferde selber, schwang sich ohne Sattel darauf, ritt im vollem Galopp jauchzend durch das Dorf, und erlangte auf diese Weise den Beynamen: Dragoner von Vincennes.

Oft leuchteten jedoch, mitten durch diese Rohheit, die angebornen Eigenschaften ihres Herzens hervor, und erwarben ihr Verzeihung für jene.

Wenn es Streit im Dorfe gab, so mischte sie sich stets darein, stand aber immer dem Schwächern bey, und gewöhnlich stiftete sie Versöhnung. Armen, Kranken oder Verstümmelten, die nicht arbeiten konnten, trug sie alles zu, und beraubte sich nicht selten ihrer eigenen Kleidung, um den Dürftigen damit zu bedecken, oder eine Wunde zu verbinden. Gewöhnlich sah man sie in Mannskleidung, oder in Amazonen-Tracht, mit der Jagdflinte in der Hand, der Waidtasche auf dem Rücken, und wenn sie, so heraus staffirt, einen Wagen antraf, der in einem Gleise steckte, so half sie schieben und heben, auf die Gefahr, sich vom Kopfe bis zum Fuße zu besudeln, sich die Hände zu schinden, oder den Arm zu quetschen.

Hatte ein junger Hirt in dem unermeßlichen Walde von Vincennes ein Lamm verloren, so durchstrich sie den Wald, den sie besser kannte als irgend jemand, und ruhte nicht eher, bis sie das Verlorne gefunden hatte;

kurz, sie war eine unbegreifliche Mischung von Sanftmuth und Rohheit, von Geduld und Lebhaftigkeit. Ihre Sprache, ihre Manieren stießen zurück, ihre Güte, ihre Offenheit und Dienstfertigkeit gewannen alle Herzen. Sie war schön, obgleich von der Sonne gebräunt, und besonders nahmen ihre Züge ein, weil ihr Herz in ihnen sich abdrückte. Ein schlanker Wuchs zeichnete sie aus. Durch Uebung hatte sie ihre Kräfte so vermehrt, daß sie, kaum der Kindheit entwachsen, schon völlig ausgebildet schien.

Francastel gab sich vergebens alle Mühe, den seltenen Charakter zu bezähmen, der sich mit ihrem Geschlechte so wenig vertrug. Er brachte sie in die besten Erziehungs-Institute von Paris, aber sie kletterte über die Gartenmauer, und lief nach Vincennes zurück. Er gab ihr eine ehrwürdige Gouvernante, aber Cornelie machte sich lustig über sie, und wußte sich beständig deren Wachsamkeit zu entziehen. Ließ man einen Bedienten ihr von weitem folgen, so machte sie sich den Spaß, ihn im Walde irre zu führen, bis er athemlos nicht weiter konnte, und sie aus den Augen verlor.

Jagen, Graben, Laufen, Springen, Reiten, und überall sich einfinden, wo die Armuth ihrer bedurfte, das waren die täglichen Beschäftigungen des Dragoners von Vincennes. —

Nähen, Stricken, Zeichnen, Musiciren, und besonders der mindeste Anschein von Studiren, waren ihr eine unerträgliche Qual, und so befand sie sich beym Eintritte in ihr fünfzehntes Jahr, noch völlig unwissend; ja sie konnte nicht einmal lesen. Francastel, von der Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen und väterlichen Warnungen überzeugt, beschloß, ihre Aenderung nun von der Zeit und ihrer eigenen Ueberlegung zu erwarten. —

Er stellte sich, als wolle er sie ganz sich selbst überlassen, und als lache er herzlich mit über ihre wilden Streiche. Der Zufall, der oft mehr bewirkt, als die am besten berechneten Entwürfe, kam ihm zu Hülfe, und verschaffte ihm Gelegenheit, die Soldatensitten seiner Tochter mit Vortheil zu bekämpfen.

Das Schloß von Vincennes war seit mehreren Monaten wieder ein Staatsgefängniß geworden. Eines Abends, als Cornelie von der Jagd zurück kam, und in ihrer Waidtasche Hasen, Wachteln und Rebhühner trug, wurde sie, am Fuße des großen Thurmes, an dem sie vorüber gieng, ein Körbchen gewahr, welches zwischen den eisernen Stäben eines Fensters längs der Mauer an einem Bande herabgelassen wurde, das aus vielen kleinen zusammengeknüpften Streifen von Leinwand bestand. Sie stutzt, wartet bis sie das Körbchen erreichen kann, schaut hinein, und findet ein Billet, dessen sie sich begierig bemächtigt. „Vermuthlich," sagte sie, „erwartet man irgend einen Dienst, oder man wünscht Jemanden irgend eine wichtige Nachricht mitzutheilen. — Sapperment! wer doch lesen könnte! — Pfuy, schäme dich! du bist so alt, die Tochter eines Ingenieur-Hauptmanns, und kannst noch nicht einmal lesen. Wer weiß, ob der unglückliche Gefangene, der meines Beystandes bedarf, nicht gerade nur diese einzige Minute sein nennen darf? — Sapperment! warum kann ich nicht lesen!" — Gar zu gern hätte sie Hülfe geleistet. Aber so viel begriff sie wohl, daß es gefährlich seyn würde, den ersten besten zum Vertrauten ihres Abentheuers zu machen, und sie beschloß, Niemanden als ihrem Vater das Billet lesen zu lassen. Hastig lief sie zu ihm, erzählte, was ihr begegnet, und lieferte das Billet ihm aus. Es enthielt bloß die Zeilen: „Darf ein alter General

hoffen, daß Sie den Muth haben werden, ihm einen Dienst zu erzeigen?“ — „Sapperment ja! ich werde den Muth haben!“ rief Cornelie dazwischen. „Antworten Sie mir, ich bitte flehentlich, am Rande dieses Billets, und zum Signal zupfen Sie leise an dem Körbchen, das Ihre Antwort mir bringen wird.“ „Vater! schreib flugs in meinem Namen: Sie können auf mich zählen.“ „Halt, halt, meine Tochter! einen Augenblick Ueberlegung. Unglücklichen beystehen, ist ohne Zweifel eine heilige Pflicht; aber mit einem Staatsgefangenen sich einlassen, ohne zu wissen, wer er ist, was er vor hat, was er begehrt?“ — „Ey, was kümmert's mich? er bedarf meiner, es ist die Rede von einem wichtigen Dienste, wer kann da widerstehen? Denke dir, Vater, du wärest an der Stelle dieses Generals, wie schmerzlich würde eine abschlägige Antwort dich kränken? Verhindere mich nicht, Gutes zu thun. Antworte geschwind! ich bitte dich. — Verdammt! daß ich auch weder lesen, noch schreiben kann.“

Francastel, durch die großmüthige Hitze seiner Tochter verleitet, und über einem Entwurfe brütend, dessen Ausführung den stärksten Eindruck auf sie machen sollte, schrieb die von ihr begehrten Worte an den Rand des Billets, und Cornelie lief sich außer Athem zu dem Thurme, zupfte an dem Körbchen, nachdem sie das Billet hineingelegt, sah es aufsteigen, und wenige Augenblicke nachher wieder herunter kommen. Dießmal lag ein Packet unter fliegendem Petschaft darin, welches Cornelie abermals ihrem Vater brachte. Von außen standen die Worte darauf: Lesen Sie es, und der Himmel vergelte Ihnen! Francastel öffnete das Packet. Es enthielt ein Miniatur-Portrait eines ehrwürdigen Greises in General-Uniform, und einen Brief der also lautete:

„Meine geliebte Tochter! Einer unserer Gefangenen hat so eben dieses Porträt vollendet, welches ich bey unserer ersten Zusammenkunft Dir zustellen wollte: da aber Deine Krankheit mich so lange des Glückes Dich zu sehen beraubt; so habe ich versuchen wollen, es Dir zu Deinem Geburtstage zu übersenden. Möchte meine Hoffnung mich nicht täuschen! Das Mittel, dessen ich mich bediene, ist ein halbes Wunder. So scharf diese Festung auch bewacht wird; so wird sie doch bisweilen von Schutzengeln der Unglücklichen umschwebt, und Einer dieser Schutzengel will bey dir mein Dollmetscher seyn. Segne ihn, wie ich ihn segne. Küsse Deinen alten Vater in diesem Bilde. Höre nicht auf, ihn zu lieben. Fasse Muth, vertraue auf Gott, und glaube, daß unter einem gerechten Monarchen die Unschuld früh oder spät über die Verläumdung triumphiret. Der General S**.“ Nachschrift: „Ich habe keine Bücher, keine Blumen, keine Früchte mehr.“ Die Addresse war: An die Gräfin von *** in der Straße St. Dominique, Nr. 14.

„Ich schwinge mich sogleich zu Pferde, und sprenge hin!“ rief Cornelie. „Sachte, sachte, meine Tochter! bedenke, daß eine einzige Uebereilung deinen Schützling und uns obendrein ins Verderben stürzen kann. Ich kenne deine Unbesonnenheit. Zu dieser Gräfin, deren Namen wir noch nicht einmal wissen, muß man mit Vorsicht zu gelangen suchen; man muß ihr Zartgefühl schonen. Nur ich übernehme diese Bothschaft.“ „Daran erkenne ich dich!“ erwiederte Cornelie, und bedeckte ihn mit Küssen. „Geh, geh, mein guter Vater! bringe der Tochter meines lieben Gefangenen Frieden und Gesundheit; ich will ihn indessen mit Allem versorgen, was er bedarf.“ —

Francastel begab sich auf den Weg nach Paris, und Cornelie lief in den Garten, pflückte die schön-

sten Blumen und Früchte, that mehrere Bücher aus ihres Vaters Bibliothek hinzu, lief zum Thurme, und ließ das Körbchen, mit ihren Gaben belastet, mehr als einmal hinauf steigen. Aber da die Unwissenheit des Dragoners von Vincennes der Güte seines Herzens gleich kam, so fand der arme Gefangene zu seiner Unterhaltung keine andere Bücher, als eine Abhandlung von der Wappenkunde, und ein Paar alte Kalender.

Cornelie hatte nämlich die ersten Bücher ergriffen, die ihr in die Hände fielen.

Der General erstaunte. Er glaubte Anfangs, man wolle seiner spotten, und fieng an zu fürchten, er habe sein Vertrauen übel an den Mann gebracht. Wenn er aber wieder die schönen Früchte und Blumen betrachtete, so konnte er doch nicht zweifeln, daß man es gut mit ihm meyne. Cornelie war überzeugt, ihre Sachen vortrefflich gemacht zu haben, und trollte sehr zufrieden nach Hause. Francastel kehrte zurück, und theilte mit seiner Tochter die rührende Freude, welche er eingeflößt und mitempfunden, die Segnungen, mit welchen er überschüttet worden. Er brachte dem alten General einen Brief, den Cornelie am andern Abend zur gewohnten Stunde bestellen und mit neuen Geschenken von Blumen und Früchten begleiten wollte.

Francastel hatte während seiner Abwesenheit den Entwurf ins Reine gebracht, wie er Cornelien das, wodurch ihr Geschlecht so sehr geziert wird, Sanftmuth und ein sittsames, gefälliges Betragen einflößen wollte. Als ein alter verdienter Officier gehörte er zu dem gesellschaftlichen Zirkel des Gouverneurs von Vincennes. Er nahm die Zeit wahr, wo Cornelie zu dem Thurme gieng, um den Gouverneur zu bitten, daß er seine väterlichen Absichten unterstützen wolle. Welcher Anstrengungen, wel-

cher Opfer wäre ein Vaterherz nicht fähig! Cornelie hatte indessen ihren Auftrag ausgerichtet, und kehrte lustig heim. Unter dem Arme trug sie 5 bis 6 Bücher, die der Gefangene mit folgendem Billet herabgelassen hatte: „Ich gebe Ihnen ihre Bücher zurück. Ich bin schon zu alt, um die Wappenkunde noch zu studiren, und in alten Kalendern finde ich nur die glücklichen Tage, die mir entflohen sind.“ Francastel, nachdem er das Billet gelesen hatte, warf einen Blick auf die Bücher, lachte aus vollem Halse, und erklärte Cornelien ihren Mißgriff. „Wie?“ sagte sie, erröthend vor Aerger und Scham, „Ich habe dem ehrwürdigen Greise alte Kalender geschickt? Er muß geglaubt haben, ich wollte seiner im Unglück spotten! Sapperment! warum kann ich denn nicht lesen?

„Ich bin nicht Schuld daran;“ antwortete Francastel sehr ernst, „ich habe Alles gethan, was Geduld und väterliche Zärtlichkeit nur einflößen können, um dich der schimpflichen Unwissenheit zu entreißen.“

„Sey nicht böse, Väterchen!“ erwiederte Cornelie, „man weiß wohl, daß du dir nichts vorzuwerfen hast. Es ist peinlich für dich, und empörend für jedermann; ich fange an, das einzusehen. Ach, wenn ich die verlorne Zeit wieder einbringen könnte! Wenn mein Köpfchen nur Einmal unter der Herrschaft meines Herzens stünde!“ Sie sprach diese Worte mit so vieler Wärme und Treuherzigkeit, daß ihr Vater die günstigsten Vorbedeutungen daraus zog. Am andern Morgen beym Frühstück knüpfte er das Gespräch wieder an, und schilderte die Vortheile einer guten Erziehung, die Eigenschaften, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen, als plötzlich der Gouverneur mit finsterer, geheimnißvoller Miene hereintrat, und insgeheim mit Vater und Tochter zu

sprechen begehrte. Man verschloß die Thüren, und nun erklärte der Gouverneur, es thue ihm leid, ihnen die Befehle mittheilen zu müssen, die er so eben empfangen habe. Er zog ein Papier aus der Tasche, welches er Francastel überreichte, der den Erschrockenen spielte, und folgendes las: „Da wir in Erfahrung gebracht haben, daß der Hauptmann Francastel, zuwider dem Verboth, mit den Staatsgefangenen von Vincennes die geringste Gemeinschaft zu haben, geheime Briefe nach Paris bestellt, und die Antworten abliefert, letzteres durch Demoiselle Cornelie Francastel, seine Tochter, welche noch gestern Abends am Fuße des großen Thurmes gesehen worden, wie sie mehrere Effekten in einem Korbe hat aufziehen lassen: so befehlen wir dem Gouverneur von Vincennes, sich dieser beyden Personen zu bemächtigen, sie in die Festung zu sperren, und verborgen zu halten bis zu strenger Untersuchung. Der Kriegsminister.“ —

„Ist es denn ein Verbrechen,“ rief Cornelie mit funkelnden Augen, „einem ehrwürdigen Greise beyzustehen? Ein Opfer der Verläumdung in Schutz zu nehmen? — Uebrigens bin ich allein die Strafbare, und mein Vater kann nicht entgelten, was nur ich gethan habe, und jeden Augenblick wieder thun würde!“

„Wozu würde es dienen, wenn wir läugnen wollten, daß ich dein Mitschuldiger bin?“ sagte Francastel mit verstellter Resignation. „Dem wachsamen Auge der Regierung entgeht nichts. Es ist nur zu wahr, daß ich Brief und Portrait selbst nach Paris gebracht; ich habe gefehlt, und werde meine Strafe mit dem Muthe eines alten Soldaten zu tragen wissen. Herr Gouverneur! ich bin bereit, Ihnen zu folgen.“

„Du, mein Vater, ins Gefängniß? Ich sollte das leiden? — Sapperment! wenn ich einen Säbel erwische.“ —

„Keine Widersetzlichkeit, Mademoisell,“ unterbrach sie der Gouverneur, „oder Sie würden mich nöthigen, Gewalt zu brauchen, und ein Aufsehen zu erregen, welches zu vermeiden, ich Ihnen so eben einen Vorschlag thun wollte.“

„Welchen?“ fragte Francastel. „Es wird Ihnen leicht werden, eine Reise vorzuwenden, als hätten Sie Befehl erhalten, einige Festungen zu untersuchen; Sie nehmen Ihre Tochter mit; Sie reisen wirklich vor den Augen von ganz Vincennes ab; in Paris machen Sie Halt, und diese Nacht, Punkt 11 Uhr, kommen Sie aufs Schloß, wo ich Sie beyde erwarte. Ich vertraue Ihrer Rechtlichkeit, und Sie sind bis dahin mein Gefangener auf Ihr Ehrenwort.“

Francastel reichte ihm die Hand, versprach pünktlich Wort zu halten, und dankte ihm für den Antheil, den er in dieser Lage ihm bezeige.

„Also Punkt 11 Uhr!“ wiederholte der Gouverneur, indem er gieng. „Ich werde selbst bey der Schildwache seyn, und Sie, ohne daß Jemand erfährt, wer Sie sind, nach dem Ihnen bestimmten Zimmer führen!“

Als Cornelie mit ihrem Vater allein war, überließ sie sich der Verzweiflung. „Ich bin es,“ schluchzte sie, „die zum Lohne für alle deine Liebe und Zärtlichkeit dich um deine Freyheit bringt, vielleicht gar dein Leben verkürzt! Ich habe mich vor dem verdammten Gouverneur des Weinens enthalten, um ihm zu zeigen, daß ich auch Kraft und Muth habe, wie mein Vater; aber jetzt muß ich weinen — Reue und Wuth pressen mir diese Thränen aus! O mein Vater! ich leide unaussprechlich!“

„Man muß sich darein schicken,“ antwortete Francastel, „ich hatte freylich nicht erwartet, in meinem 62sten Jahre, nach so langen treuen Diensten, als ein Verbrecher — doch weg mit diesen marternden Vorstellungen! Laß uns an unsere Abreise denken.“ Cornelie, in Thränen gebadet, raffte in der Eile Alles zusammen, was sie nöthig hatte. Ihr Vater packte seinen Koffer, bestellte Postpferde, sagte seinen Leuten und Nachbarn, daß er mehrere Festungen besuchen müsse, und fand sich zur bestimmten Stunde mit Cornelien im Schlosse ein. Sie brachte die erste Nacht ihrer Gefangenschaft in der schrecklichsten Bewegung zu, sich unaufhörlich das Unglück ihres Vaters vorwerfend und den Entschluß fassend, ihn keinen Augenblick zu verlassen. Am andern Morgen begann ihr Vater sie zu trösten, zu ermuntern; und als sie schwur, sie werde sich nimmer darüber trösten, ihren geliebten Vater der Freyheit beraubt zu haben, sagte er: „Es wird nur von dir abhängen, meine Tochter, mich reich dafür zu entschädigen, und zu machen, daß ich meine Gefangenschaft segne. Nimm Unterricht von mir, laß uns die Zeit, die wir hier verweilen müssen, auf die Bildung deines Geistes verwenden, und ich verspreche dir, daß wir hinter diesen dicken Mauern Freuden finden werden, die du nicht ahndest.“

„Du kommst meinen Wünschen zuvor!“ rief Cornelie, ihn umarmend, „von heute an bin ich deine gehorsame Schülerin. Ich will alles thun, um mich des Namens deiner Tochter würdig zu machen, und dir die Gefangenschaft zu versüßen.“ Sie hielt Wort. Die Sapperment! die alle Teufel! und was dergleichen mehr ihr sonst alle Augenblicke entfuhr, besudelten ihre Lippen nicht mehr. Ihre Mannstracht, selbst ihr Amazonen=

Kleid machten einer weiblichen anständigen Kleidung Platz. In weniger als drey Monaten lernte sie die Lehren unserer heiligen Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Dann fieng sie an, Geschichte, Sprache und Erdbeschreibung zu studiren, machte hierin reissende Fortschritte, und fand täglich höhern Genuß in den erworbenen, so lang entbehrten Kenntnissen. Nach und nach wurde ihr Anstand edel und bescheiden, ihre Manieren sittsam, ihre Stimme sanft und einschmeichelnd. Kurz, in sechs Monaten war sie völlig verwandelt, und gleichsam zum zweytenmal geboren.

Jetzt erklärte der Gouverneur, er habe Befehl erhalten, ihre Gefangenschaft so viel möglich zu erleichtern. Sie durften spazieren gehen, und wurden auch zu seinen Gesellschaften eingeladen, wo Cornelie unvermerkt den Ton der gebildeten Welt lernte. Sehr schmeichelhaft war es ihr, daß, auf ihr inständiges Bitten, ihr vergönnt wurde, den ehrwürdigen Gefangenen zu besuchen, für den sie so viel unternommen. Dieser, überzeugt, er sey die Ursache von dem Verluste ihrer Freyheit, konnte keine Worte finden, ihr seinen Kummer darüber, und seine Dankbarkeit auszudrücken. Es war ihm unbegreiflich, wie man wegen Bestellungen eines so unbedeutenden Briefes, ein junges Mädchen so hart habe strafen, sogar ihren Vater darein habe verwickeln können.

Der Gouverneur schwieg bey solchen Klagen, und verbiß ein Lächeln. Er erlaubte, daß der General, Francastel und seine Tochter täglich beysammen seyn durften, wobey Cornelie unendlich gewann; denn jener liebenswürdige, sehr unterrichtete Greis vervollkommte ihre Kenntnisse immer mehr und mehr, und pflegte, sie nur sein liebes Schlachtopfer zu nennen.

Einige Monate später wurde, wie er's vorausgesagt, seine Unschuld anerkannt, und der Gouverneur trat freudig in sein Zimmer, um ihm seine Freyheit anzukündigen. „Meine erste Sorge wird seyn," sagte der General zu Francastel und Cornelie, „auch ihre Freyheit zu erlangen."

„Man ist ihren Wünschen zuvorgekommen," antwortete der Gouverneur, „denn ich habe Befehl erhalten, auch den Herrn Hauptmann nebst seiner Tochter auf freyen Fuß zu stellen."

„Mein Vater ist frey!" rief Cornelie entzückt. „Er ist es immer gewesen;" erwiederte der Gouverneur, „nur seine Zärtlichkeit für Sie hat ihn zu meinem Gefangenen gemacht." Nun klärte sich alles auf; Cornelie erfuhr das große Opfer, welches die Vaterliebe ihr gebracht. Sie sank zu ihres Vaters Füßen, sie hatte keine Worte, sie stammelte, sie schluchzte — Francastel drückte sie an sein Herz, und schwur, dieß Jahr der Gefangenschaft sey das schönste seines Lebens gewesen. Der General von dieser Scene tief gerührt, mischte seine Liebkosungen in die des Vaters, und widmete dem edlen Manne seine ganze Freundschaft. Cornelie fuhr fort, ihren Geist auszubilden, und alle weiblichen Tugenden sich anzueignen. Man rühmte sie als ein Muster der Sanftmuth und weiblichen Grazie, und der glückliche Vater sagte oft, wenn er seinen freudetrunkenen Blick auf die verwandelte Tochter heftete: „Wer sollte es glauben, daß sie einst der Dragoner von Vincennes war?"

8.

Die Sünde.

Erich, der Sohn frommer und liebevoller Eltern, feyerte an einem schönen Herbsttage seinen zwölften Geburtstag. Seine Eltern hatten ihn reichlich beschenkt mit schönen Gaben, und ihm erlaubt, eine Gesellschaft seiner Freunde zu sich einzuladen.

Sie spielten zusammen in dem geräumigen Garten, in welchem auch Erich sein besonderes Gärtchen hatte mit Blumen und Obstbäumen. An der Mauer des Gartens aber standen etliche junge Pfirsichbäume, welche die ersten Früchte trugen. Diese begannen zu reifen, und durch den zarten Flaum, der sie bedeckte, schimmerten die röthlichen Wangen. Der liebliche Anblick reitzte die Lust der Knaben.

Aber Erich sagte: „Diese Pfirsiche zu berühren hat mir der Vater verbothen; es sind die ersten Früchte der Bäumchen; auch habe ich selber mein Gärtchen mit allerley Früchten. Kommt alle von hinnen! Sie möchten uns reizen.“

Da sprachen die Knaben: „Heute bist du Herr des Gartens, es ist dein Geburtstag. Bist du nicht auch ein Jahr älter geworden? Du wirst doch nicht immer ein Kind seyn, so man leitet und gängelt. Komm nur einmal in unsern Garten! Da wehret uns Niemand.“ — So redeten die Knaben.

Erich aber sagte: „Ach nein, kommet mit mir, der Vater hat es verbothen.“ — Da antworteten die Knaben: „Dein Vater siehet es nicht, wie will er's erfahren? Und frägt er, so sagst du: du wissest es nicht.“

„Pfuy!“ antwortete Erich, „da müßte ich ja lügen, und die Schamröthe meiner Wangen würde mich bald verrathen.“

Da sagte der Aelteste: „Erich hat Recht. Hört, ich weiß ein anderes Mittel. Sieh, Erich, wir wollen sie pflücken; dann kannst du darauf schwören, du hättest es nicht gethan.“ Dem stimmten Erich und die andern bey, und brachen die Früchte und verzehrten sie untereinander.

* * *

Als nun die Dämmerung kam, giengen die Knaben nach ihrer Heimath. Erich aber blieb noch im Garten; denn er scheute das Angesicht seines Vaters, und wenn er die Thür des Hauses hörte, erschrack er, und es grauete ihn in der Dämmerung.

Da kam der Vater selbst, und als Erich seinen Fußtritt vernahm, lief er eilends in das andere Ende des Gartens, wo sein eigenes Gärtchen war. Der Vater aber gieng, und sah, wie sie die Bäumchen beraubt hatten, und rief: „Erich! Erich! wo bist du?“ — Als der Knabe seinen Namen hörte, erschrack er noch mehr, und zitterte.

Aber der Vater kam zu ihm, und sprach: „Ist das dein Geburtstag, und mein Dank, daß du meine Bäumchen beraubtest?“

Erich antwortete darauf, und sprach: „Ich habe die Bäume nicht angerührt, mein Vater! Vielleicht hat es einer der Knaben gethan.“

Da führte ihn der Vater in das Haus, und stellte Erich vor sich in der Helle des Lichtes, und sagte zu ihm: „Willst du deinen Vater noch täuschen?“

Da erblaßte der Knabe und zitterte, und gestand es dem Vater mit Thränen und Bitten.

Der Vater aber sagte: „Von nun an bleibt dir der Garten verschlossen.“

Darauf wandte sich der Vater. — Erich aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen; ihn grauete im Dunkeln, und wenn er schlummerte, erschreckten ihn böse Träume. Es war die schlimmste Nacht seines Lebens. —

* * *

Des andern Tages erschien Erich blaß und verzagt, und die Mutter jammerte des Knaben. Darum sprach sie zu dem Vater: „Siehe, Erich trauert und ist sehr bekümmert, und der verschlossene Garten ist ihm ein Bild des verschlossenen Vaterherzens.“ —

Der Vater antwortete: „Das soll er, darum habe ich den Garten verschlossen.“

„Ach,“ sagte die Mutter, „er beginnet so traurig das neue Jahr seines Lebens.“ —

„Damit es ihm ein freudiges werde,“ antwortete der Vater.

* * *

Nach einigen Tagen sagte die Mutter abermals zum Vater: „Ach, ich fürchte, Erich zweifelt an deiner Liebe.“

„Nicht doch;“ erwiederte der Vater, „dem wird sein schuldiges Herz widersprechen. Bisher genoß er unserer Liebe, jetzt lerne er sie erkennen und verehren, damit er sie von neuem gewinne.“

„Aber,“ sagte die Mutter, „erscheinet sie ihm nicht in gar zu ernster Gestalt?“ —

Der Vater antwortete: „Von der Weisheit gekrönt erscheine sie ihm als Gerechtigkeit. So lerne er kindlich

sie ehren und fürchten, dann wird sie ihm zu seiner Zeit in mütterlicher Gestalt erscheinen, und er ohne Furcht sie wieder Liebe nennen. Das wird er, dafür bürgt mir sein Trauren."

* * *

Als wiederum einige Zeit verflossen war, kam Erich des Morgens aus seinem Schlafgemach ruhig und mit heiterm Angesicht. Und er hatte alle Geschenke und Gaben seiner Eltern zusammengelegt in ein Körbchen; das trug er, und setzte es vor seinen Vater und seine Mutter.

Da fragte der Vater: „Was willst du Erich?" und der Knabe sprach: „Ich bin nicht werth gewesen der Güte und Liebe meiner Eltern, so bringe ich die Gaben, die ich nicht verdiene. Aber mein Herz zeuget mir, daß ich von nun an ein neues Leben beginne. O, so vergebet mir, und nehmet mich und alles, was ich von eurer Liebe empfieng, zum Opfer."

Da schloß der Vater sein Kind in seine Arme und küssete es, und weinte über ihm. Also that auch die Mutter.

9.

Kanitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut wie in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksale, wenn auch nicht viel gebratene Tau-

ben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse, und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür.

Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden: „Guter Freund!“ redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?“ Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kanitverstan;“ und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drey, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte.

Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kanitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus, Gaß ein kam er endlich auf den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte Anfangs nicht, wie er es mit seinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug

zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde.

Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reiß und Pfeffer darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. Kanitverstan war die Antwort. Da dachte er: Ha, ha! schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherley Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bey sich selbst an, was er für ein armer Mensch sey unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kanitverstan es hat! kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein.

Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorüber geht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch

machte er sich an den letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um 10 Gulden aufschlüge, er griff ihn sachte am Mantel, und bath ihn treuherzig um Excüse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenkend mitgeht?“ Kanitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kanitverstan!“ rief er aus, „Was hast du nun von allem deinen Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: Ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeynten Herrn Kanitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab.

Endlich gieng er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger-Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kanitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

10.

Die Waisen,

oder:

Das Lehramt.

Als der fromme Winfried, vom Geiste getrieben, ausziehen wollte aus seinem Vaterlande und von seiner Verwandtschaft, das Evangelium unter den abgöttischen Deutschen zu verkünden, wehreten ihm seine Freunde und Verwandte, und sprachen: „Bleibe in deiner Heimath; da magst du auch des Guten genug schaffen, wofern du nur dieses begehrest.“

Winfried aber antwortete, und sprach: „Höret zuvor eine Geschichte, darnach urtheilet: Als vor etlichen Jahren des Krieges Wuth unsers Landes Gränzen verheeret hatte, zog ein reicher Mann durch die verwüstete Gegend. Da traf er auf dem Gebirge ein Häuflein Kinder nackend und bloß, und sie nagten an den Wurzeln, die sie aus der Erde wühlten. Da jammerte ihn der Kinder, und er fragte sie: Wo ist euer Haus und euer Vater, und die Mutter? — Die Kinder sagten: Unser Haus ist verbrannt, und wir haben keinen Vater noch Mutter mehr. Der Krieg hat sie getödtet. Darauf nahm der reiche Mann die Kinder in seinen Wagen, und führte sie in sein großes Haus, und gab ihnen alles, was sie bedurften; auch lehrte er sie arbeiten, und ließ sie unterrichten in aller Kunst und Weisheit.“

„Nach einiger Zeit kamen die Kinder zu ihm, und sagten: Du bist so groß und reich; aber noch größer als dein Reichthum ist deine Güte, womit du dich unser

erbarmest — ach, sage uns, mit welchem Namen sollen wir dich nennen?"

„Da neigte sich der barmherzige Mann zu den Kindern, und sagte: Nennet mich Vater; denn ich will euer Vater, und ihr sollet meine Kinder seyn." —

Als der fromme Winfried diese Geschichte erzählet hatte, lobeten alle die Güte des reichen Mannes. Da erhob er sich, und sagte: „Dort, wohin mein Herz verlanget, ist ein ganz verwaisetes Völkchen. Gold und Silber habe ich nicht; aber ich will ihnen Besseres geben. Ich will sie zum Vater führen."

Darauf zog er hinaus gegen Deutschland, und that die Götzen hinweg, und lehrete sie das Evangelium vom Glauben, und von der Liebe. Und sie nannten ihn Bonifacius, das heißt: der Wohlthäter, und sprachen: Er hat ein gutes Werk an uns gethan.

11.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigten Gebirges erreicht; hier befand er sich auf einem grünen, gegen Westen abhängigen Rasenplatz, der von einem düstern Büchenwald umkränzt wurde, über welchem hin sich seinem matten Thränenauge eine unermeßliche Aussicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm, wie ein buntes Gemählde, das die dem Untergange sich nahende Sonne höchst mahlerisch beleuchtete.

Theodor, müde vom Laufen und Weinen, ließ sich auf dem Rasenplatze nieder; er schaute trübe in die schöne Natur hin, und sprach: „O himmlischer Vater! Welche Schönheit, und welch ein Reichthum! — Ich Armer bin müde, hungrig, durstig, betrübt bis zum Sterben, und alle diese Schönheit, dieser Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod, und keinen Trunk Wasser übrig. O Du, der Du einst so viele tausend Menschen mit wenig Brod und ein Paar Fischlein speisetest, erbarme Dich mein! Aber hier ist leider nichts, was Du segnen, und mich damit sättigen könntest, und ich Armer kann nicht weiter.“

In dem Augenblicke neigt sich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seite her, und sprach mit theilnehmender Stimme: „Es sind doch noch Krümchen Brod und Quellen in der Nähe, die Er segnen kann, komm mit mir, und siehe es. — Theodor erschrack wie vor einer Erscheinung aus der Geisterwelt, er fuhr auf, schwieg und staunte; er sah da vor sich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit; auf ihrer Stirne sah man die Spuren des christlichen Starkmuths, durch viele Kämpfe errungen, in ihren Augen strahlte Wahrheit und Redlichkeit, und um ihren Mund her spielte die himmlische Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freylich diese Sprache noch nicht lesen, aber doch empfinden; er fieng laut an zu weinen, und rief: „O Herr, Gott! ich danke Dir!“ —

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen, und in der rechten Hand hielt sie einen Krückenstab, auf den sie sich stützte. „Nun komm, du Engel!“ sagte sie lächelnd, und

stieg dann krumm und mühsam vorwärts. Theodor folgte mit den Worten: „Ach liebe, gute Mutter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer sündiger Junge.“

Sie. „Desto besser! Die armen sündigen Jungen können noch Engel werden, komm du mit mir; mir bist du jetzt schon Engel.“ — Bey diesen Worten nickte sie ihm freundlich zu, und lächelte.

Theodor wußte nicht, was er sagen sollte; halb furchtsam und schüchtern folgte er ihr, und dachte an Feen-Mährchen, die er ehemals hatte erzählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum sichtbaren Fußpfad rechts, links, aufwärts, abwärts durch den düstern Wald in ein einsames mit Bäumen umkränztes Wiesenthälchen, an dessen obern Ende ein kleines, mit Stroh bedecktes Häuschen stand, in dessen Glasfensterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glitzerten. An der einen Seite war ein Gemüßgärtchen, und an der andern ein Höfchen mit einigen Obstbäumen. Vor der Thüre stand eine schattigte Linde, und daneben ein immerlaufender und plätschender Röhrbrunnen.

Dieß Oertchen war so heimlich, freundlich und einladend, daß es dem guten Jünglinge wohl ums Herz wurde.

Unter der Linde saß ein alter Greis, welcher sein Pfeifchen rauchte. Das Mütterchen sah ihn freundlich an, und sagte: „Jakob! Da bringe ich einen Gast, er will mit unserm Herrn diesen Abend essen, und bey Ihm herbergen; es fehlte ihm nur an ein wenig Brod und ein Paar Fischlein, die er Ihm bringen könnte, sie zu segnen; ich denke, damit helfen wir ihm aus.“

Der Greis neigte das Haupt, anstatt so zu sagen, und sah dabey so freundlich und vergnügt aus, als wenn der liebe Heiland selbst in diesem armen Knaben bey ihm

eine Nachtherberge genommen hätte. — Theodor folgte nun, wohlgemuth und voll innigen Dankes gegen Gott, der Alten in das reinliche Stübchen, er setzte sich, und die Ruhe im Gefühle der Sicherheit that ihm so wohl, daß er nur danken — und immer danken konnte dem Vater der Waisen. So traf ihn das menschenfreundliche Hausmütterchen, die mit einem Schüsselchen süßer Milch, und einem Stück Brod in den Händen hereintrat, und es freundlich mit den Worten vorsetzte: „Iß und trink, der Herr segne es dir!“ — Theodor ließ sich das nicht zweymal sagen; er aß und trank.

Mittlerweile fand sich noch eine vierte Person ein; ein junger schöner Mann im leinenen Kittel, er schritt rasch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Quersack von der Schulter, hieng ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus, hieng ihn dazu, und eilte hinaus zum alten Vater.

Eine Stunde später deckte die Großmutter den Tisch, der Patriarch kam auch, und dann auch der Sohn, der das Essen in einer irdenen Schüssel auf den Tisch setzte; es war eine gebrannte Mehlsuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indessen er hatte schon gegessen und getrunken, und war damit wohl zufrieden. Ehe sich die drey niedersetzten, stellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tisch, und nun sagte der Alte, freundlich mit den Augen einladend: „Komm, setze dich hieher, mein Sohn!“ — Blöde und schüchtern erwiederte Theodor: „Ich danke, ich habe gegessen.“ Nun wendete sich der Alte zu seiner Frau, und sagte: „Wie war das, Elisabeth! mit dem wenigen Brod und ein Paar Fischlein?“ — Die Mutter verstand den Wink; freundlich, wie die aufgehende Frühlingssonne, blickte sie den Jüngling an, und sprach: „Komm, mein En-

gel! Du empfingst vorhin das wenige Brod und die Fischlein, jetzt will es dir der Herr segnen!" — Theodor konnte für inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob sich der Hausvater; alle vier standen; er bethete das: Himmlischer Vater! segne — er bethete es aber mit einer solchen Kraft und Innigkeit, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war seine selige Mutter eine große Betherin gewesen, die ihm stets Anleiterin und Muster war.

Während dem Essen beobachteten alle drey ihren Gast genau; dann sahen sie sich zuweilen an, und lächelten freundlich, so, als ob sie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tisch folgte das alte kernhafte: Himmlischer Vater! wir danken dir — mit der nämlichen Kraft und Salbung, dann machten Vater und Sohn ihre Tabackspfeifen zurecht, und die Mutter hatte ihre Kunkel und Spindel, und rüstete sich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren, und man sich wieder gesetzt hatte, so foderte der Greis den Theodor zur Erzählung seiner Geschichte auf, wenn er aber zu müde wäre, so möchte er es anstehen lassen, bis morgen. Dieß war dem Jüngling eben recht; denn er hätte schon längst gern seinem geängsteten Herzen Luft gemacht, aber die Ehrerbiethung für diesen frommen Menschen hatten ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden. Mit einem tiefen Seufzer fieng der gute Jüngling an: „Ich bin von Hillshofen, und heiße Theodor Killsberg." — Die beyden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund, und starrten den Erzähler an, die Mutter saß da, wie eine Bildsäule, die Spindel in der Rechten, und den Hanf in der Lin-

ken, und bohrte mit ihren Sternaugen Theodorn ins Angesicht.

Dieser erschrack, und schwieg.

Allmählig nahten sich die Pfeifen wieder dem Munde, die Spindel wurde gedreht, und der Hanf gezupft.

„Nun weiter!“ sagte der Vater.

Theodor fuhr fort: „Mein Vater war herrschaftlicher Pachter auf dem dortigen großen Domainen-Gut, und meine Mutter war die Tochter sehr frommer Aeltern, die sich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten.“

„Der Pachter zu Hillshofen hat den Amtmanns-Titel, und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deßwegen muß er sich einen Rechtsgelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Mein Vater hatte einen alten, braven Mann, der hieß Gotthold, und der alte selige Fürst hatte ihm den Raths-Titel gegeben, weil er so außerordentlich treu und rechtschaffen war.“

„Als ich zwey Jahre alt war, so starb der alte Fürst, sein Bruder, Prinz Johann, wurde Vormund des jüngern Prinzen, und bekam auch die Regierung, die er aber dem geheimen Rathe von Wildhausen übertrug, dann den Prinzen mit seinem Hofmeister auf Reisen schickte; er selbst aber gieng nach Paris, wo er noch ist. Bald darauf starb mein lieber Vater, als ich ungefähr dritthalb Jahr alt war. Als die Trauerzeit vorbey war, so fand sich ein schöner, junger Mann ein, der ein ansehnliches Vermögen hatte, und meiner Mutter einen hohen Grad von Rechtschaffenheit und Frömmigkeit vorheuchelte, bis er endlich meine Mutter geheirathet hatte.“

„Jetzt warf er die Maske ab, und zeigte, wer er war; der ehrliche Rath Gotthold wurde zur Ruhe ge-

setzt, er lebte aber nicht lange mehr, sondern er starb bald; an seine Stelle kam ein junger Mensch, der weder Himmel noch Hölle glaubte, und man sagt, daß er ein wilder Sohn vom geheimen Rathe Wildhausen sey, bey dem er auch alles galt. Jetzt fieng nun der Jammer in Hillshofen an. Das Erste, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er meine Großältern wegjagte, und zwar unter den schändlichsten Vorwänden, von denen allen auch nicht einmal der Schein wahr war. Da halfen keine Vorstellungen, keine Zeugen, keine Beweise, genug — sie waren meinem Stiefvater und seinem Freund, dem Gerichtshalter, ein Dorn in den Augen, weil sie gar verständige, fromme und gottesfürchtige Leute waren, und die größte Achtung und Liebe der ganzen Gemeinde genossen; sie mußten ihr Gütchen verkaufen und das Land meiden; sie duldeten alles christlich, und verließen ihr väterliches Erbe. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von ihnen gehört."

„Die Leiden meiner armen Mutter stiegen nun aufs Höchste; ich war nächst Gott ihr einziger Trost; sie bethete täglich ein Paar Mal auf den Knieen mit mir und für mich, und dann auch für ihre Feinde um Verzeihung, Erleuchtung und Besserung."

„Meinen Stiefvater bekam ich selten zu sehen, weil er mich immer entweder mit Worten oder mit der That mißhandelte, so oft er mich sahe. Ich war also den ganzen Tag in der Schule, und der Herr Pfarrer, ein recht frommer, guter Mann, tröstete mich oft, wenn meine Leiden zu schwer wurden, und lud mich zu sich ein."

„Meine Mutter erlag endlich unter dem schweren Druck; sie starb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und so bald es eben angieng, holte mein Stiefvater eine alte Kammerjungfer der Frau ge-

heimen Räthin von Wildhausen, und ehlichte sie. Ihr könnt nun denken, was ich seit einem Jahre — so lange ist meine gute Mutter todt — ausgestanden habe. — Wegschicken konnten sie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienste thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überstiegen, und man hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb satt und schlecht zu essen, und eben so knapp gieng es mir mit den Kleidern."

„Vor etlichen Tagen aber schickte mich mein Stiefvater in sein Zimmer, um aus seinem Schreibpult ein Papier zu holen. Dieß that ich Vormittags; am Nachmittag aber entstand ein Lärmen im Hause, es seyen 100 Gulden aus der Casse gestohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinne habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Herrn Pfarrer; dieser rieth mir, mich alsofort aus dem Lande zu machen, sonst sey ich verloren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für schuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unschuld würde gewiß an den Tag kommen, Steckbriefe würde man mir nicht nachschicken; denn man würde froh seyn, wenn man meiner los wäre."

„Ich lief also fort. Der Pfarrer gab mir ein kleines Reisegeld; er ist selber arm. Das habe ich in verwichener Nacht verzehrt; heute habe ich den ganzen Tag gelaufen ohne etwas zu essen und zu trinken; Kleider habe ich keine, als die ich auf dem Leibe trage; was das nun geben soll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlassen wird."

Der alte Jakob nahm die Pfeife aus dem Munde, und sprach mit zutraulicher Rührung zu seinem Sohne: „Thomas! du nimmst ihn morgen mit in den Wald! Du lässest ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeste ausschneiden, und dergleichen. Er bleibt bey uns,

bis wir sehen, was der liebe Gott mit ihm vorhat.“ Die alte Elisabeth fügte noch hinzu: „Für Hemder und Kleider werde ich sorgen; sey du vergnügt, Theodor! und traue auf Gott.“ —

Nun waren die Pfeifen ausgeraucht, und am Kamine ausgeklopft. Thomas stand auf, und gieng zu einer großen hölzernen Uhr, die an der Wand hieng, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf sie leise zu rasseln anfieng, und nun einen vortrefflichen Choral vierstimmig flötete, den dann die drey mit dem schönen Abend-, Dank- und Gebeth-Lied begleiteten. Und dann bethete der Alte auf den Knieen ein gemeinschaftliches Abend-Gebeth in Form einer Litaney, mit solcher Inbrunst, daß man glaubte, die Annäherung glänzender Thronfürsten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winter-Abenden selbst gedrechselt und geschnitzelt.

Theodor knieete weinend in einem Winkelchen der Stube und sang schluchzend mit — ach! es war das nämliche Abend-Lied, welches seine fromme Mutter ihn gelernt, und was sie alle Abende in seines Vaters Hause sangen, als ein Erbstück des Großvaters. Ihm war so wehmüthig, und doch so wohl, so friedlich von Innen, daß er sich im Vorhof des Himmels fühlte. Er gewöhnte sich an diese selige Einöde, und bekümmerte sich um die ganze Welt nicht mehr. Die heilige Religion glänzte hier in ihrer göttlichen Schönheit und Reinheit, wie die Sonne am schönsten und heitersten Frühlings-Morgen. Er saß in ihren Strahlen, sonnte und wärmte sich, und war innig in seinem Gott vergnügt. Die ganze Woche über freute er sich schon wieder auf den pfärrlichen Gottesdienst, und auf die Predigt und christliche Lehre; denn der Herr Pfarrer war ein wahrer Apostel

Jesu in Lehre und That, der kindlich und einfältig das heilige Evangelium verkündete, und den lieben Vater und Jesum Christum dem Menschen-Herzen recht nahe brachte. Ein guter Hirt, der mit unermüdeter Treue für seine Schäflein wachte, und für das Seelenheil eines jeden willig sein Leben hingeopfert haben würde, wenn es die christliche Liebe gefodert hätte.

Ein halbes Jahr hatte er bey diesen gottseligen Einsiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit seinem Freunde Thomas, bey ihrer Heimkunft, einen Herrn bey dem alten Vater antraf, der mit diesem in einem vertraulichen Gespräche begriffen war, welches aber bey der Ankunft der beyden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde Herr blieb die Nacht da, und bis spät wurden fromme, erbauliche und tröstende Gespräche geführt, die Theodor voll Ehrfurcht, wie Goldkörner in seinem Herzen bewahrte. — Als am Morgen der Tag kaum grauete, so spielte die Uhr einen herrlichen Choral, alle fünfe sangen das fromme Morgenlied, dann folgte das gemeinschaftliche Morgen-Gebeth; „denn,“ sagte der Alte, „woher soll der Mensch Kraft und Muth für die Hitze und Last eines ganzen Tages nehmen, wenn nicht von Gott gleich beym Erwachen; nicht bethen und nicht leben ist bey mir wohl ganz gleichviel.“

Der Fremde, ein reicher Holländer, der einen großen Holzhandel hatte, und deßwegen hieher gereiset war, nahm nun Abschied, und drückte besonders traulich Theodors Hand; eine leise Ahnung, als müßte dieser Mann ihm noch recht wichtig werden, durchschauerte ihn; er sprach aber nichts darüber, und empfahl die ganze Sache dem lieben Gott. — Thomas und Theodor giengen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit; als sie aber

des Abends wieder kamen, so rief der alte Jakob Theodorn zu sich unter die Linde, und sprach: „Setze dich zu mir, mein Sohn!“ Theodor gehorchte; nun fuhr der Patriarch fort: „Du kannst hier dein ganzes Leben nicht zubringen; du bist noch jung, und Gott hat dir schöne Gaben anvertraut, mit denen du auch in der Welt wuchern mußt; der Herr van der Horst, der verwichene Nacht hier war, will dich in seine Dienste nehmen, er ist ein reicher, großer Kaufmann, der mit Holz handelt, und mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da bist du wohl aufgehoben; wir werden dann hernach weiter sehen, was der liebe Gott mit dir vorhat.“

„Mutter Elisabeth hat für die nöthigen Kleider gesorgt, morgen bringt dich mein Thomas nach Geißhübel. Dort ist Freund van der Horst, der dich in Empfang nehmen, und als ein Vater an dir handeln wird. Habe nun Gott vor Augen, und wandle vor Ihm, und Er wirds dann recht mit dir machen!“ —

Diese Aussichten, und dieser Antrag überstieg alle Erwartungen des guten frommen Jünglings; denn so gern er auch bey diesen lieben Menschen war, so fühlte er doch eine geheime Ahnung in sich, daß ihm diese einförmige Lebensart endlich lästig werden, und er sich nach einem größern und wohlthätigern Wirkungskreis sehnen würde. Er dankte also dem alten Jakob für seine väterliche Fürsorge, und versprach ihm, unter Gottes Beystand Freude zu machen.

Den folgenden Morgen nahm er also seinen Bündel, den ihm Mutter Elisabeth schon gepackt hatte. Die beyden Alten segneten ihn, und so gieng er weinend und doch froh hinter Thomas her, der ihn nach Geißhübel, wo sie den Mittag ankamen, begleitete. Van

der Horst empfieng unsern Theodor väterlich, ernst und freundlich.

Van der Horst wohnte auf einem Landgute an der Yssel in Holland, Vreendenshoope genannt; es bestand aus einem hübschen geräumlichen Wohnhaus, einem Paare großer Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yssel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Brettern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geschnitten wurden, und dann aus einigen Häusern, worin die Arbeitsleute wohnten.

Die Familie bestand aus ihm, seiner Frau, und einem Sohn und einer Tochter, welche beyde ungefähr von Theodors Alter waren; Johannes mochte etwas älter, Maria aber ein Paar Jahre jünger seyn.

Hier im Kreise dieser frommen Menschen bildete er sich zu einem wahren, kernhaften Christen, und zu einem Werkzeuge, das Gott zur Beglückung seiner Menschenkinder brauchen konnte. Mit Johannes und Maria lebte er brüderlich; denn der Vater wollte durchaus keinen Unterschied unter ihnen dulden; er sagte: „Ihr seyd meine lieben Kinder durch die Geburt, der ist es durch die göttliche Fügung.“ Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäsche im Ueberfluß, und monatlich ein hübsches Taschengeld, welches er zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit dem alten Einsiedlers-Leuten blieb er in Verbindung, indem er mit dem Thomas eine vertraute Correspondenz führte.

Theodor mochte etwa drey Jahre zu Vreendenshoope gewesen seyn, als Thomas schrieb, er möchte schleunig nach Hause kommen, der junge Fürst habe nun die Regierung angetreten, und eine Commission niedergesetzt, welche die bisherige Verwaltung des Mi-

nisters von Wildhausen untersucht, und solche Verbrechen entdeckt habe, die den Fürsten bewogen hätten, ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft zu bestrafen. Seine Stiefeltern seyen ebenfalls gefangen, und ihr gottloser Gerichtshalter sitze in Ketten und Banden. Nun sey noch Verschiedenes zu berichtigen, wobey seine Gegenwart durchaus nothwendig wäre.

Theodor berathschlagte sich mit seinem Principal und dessen Familie, welche alle die Reise für nöthig hielten, aber auch sehr wünschten, daß er sich zu Hause durch nichts fesseln lassen, sondern sobald als möglich wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: „Irdische Vortheile können mich nicht von ihnen trennen; wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jetzt keine errathen konnte.“ Nun machte er sich reisefertig, und begab sich auf den Weg.

Während unser Theodor reist, muß ich erzählen, was im Fürstenthum Strahlenburg und zu Hillshofen vorgegangen war. Prinz Johann war in Paris, und bekümmerte sich um die Regierung gar nicht; dem geheimen Rathe von Wildhausen war alles überlassen; dieser gewissenlose Wohllüstling hatte also keinen andern Zweck, als seine Lüste zu befriedigen, seine Familie empor zu bringen, und zu bereichern.

Den Baron Tellsburg hatte der alte fromme Fürst seinem Sohn Christian zum Führer und Hofmeister gegeben, weil er ein frommer, rechtschaffener Mann, ein ächter Patriot, und in der Staatskunde äußerst erfahren war. Da er nun oft zu Hillshofen gewesen war, und den alten Jakob Kernmann als einen treuen, wahrheitsliebenden und einsichtsvollen Mann kennen gelernt hatte, so faßte er ein unumschränktes Zutrauen in diesen wackern Biedermann; als er daher mit dem Erb-

prinzen auf Reisen gieng, so verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit schreiben möchte, wie es im Lande zugienge, und da sie die Reise über Holland nach England machten, so schlug Kernmann den Freund van der Horst vor, an den beyde ihre Briefe senden wollten. Als aber Kernmann von Hillshofen vertrieben wurde, und sein Gütchen verkaufen mußte, so sagte er niemand, was er vorhabe; da nun damals viele Leute nach Amerika zogen, so urtheilte man von ihm auch nicht anders; er ließ die Leute in diesem Wahne, und zog in die benachbarte Grafschaft Wüstenhagen, wo er sich in der abgelegensten Gegend der Waldung die Einsiedeley einrichtete, die wir aus dieser Geschichte schon kennen.

Tellsburg wußte also alles haarklein, was im Lande vorgegangen war, und hatte auch den Fürsten vor dem Antritte seiner Regierung davon unterrichtet; daher konnte nun auch die niedergesetzte Commission in allen Punkten gar leicht ins Reine kommen.

Theodor beschloß, zuerst die liebe Einsiedeley zu besuchen, weil sie nicht weit aus dem Wege lag, und weil es auch der alte Jakob verlangt hatte. So wie er am Abende da ankam, eilten ihm alle drey, nicht mehr geheimnißvoll, sondern offen und heiter entgegen. Jakob kam mit offenen Armen, und sagte: „Komm an mein Herz, ich bin dein Großvater Jakob Kernmann.“ Theodor staunte und konnte kein Wort sagen; dann zog ihn auch die alte Elisabeth in ihre Arme, und sagte: „Bist du nun nicht mein Engel? Und segnet der Herr die Paar Brode und zween Fische nicht reichlich?“ Endlich umarmte ihn auch der Oheim Thomas mit wenigen Worten, und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater seinem Enkelsohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Minister war, und sagte: „Gott sey mit dir! Rathen kann ich dir nicht; bethe nur recht innig und gläubig zu Gott um Rath und Erleuchtung, dann gieb fleißig auf die Umstände und auf dein Herz Acht, und es kann nicht fehlen, es wird dir nach dem Willen Gottes geschehen. Und nun — geh mit Gott!“ —

Das zu thun versprach Theodor mit kindlich willigem Gehorsam; er nahm Abschied von seinen Verwandten, und reiste nun mit ganz andern Empfindungen in sein Vaterland, als diejenigen waren, mit denen er ehemals herausgieng; er fand die ganze Natur viel schöner, als damals. Er gieng gerade zu nach Strahlenburg. Der Minister empfieng ihn als einen Freund, und als er den Brief gelesen hatte, so sagte er: „Freund Killsberg, Sie wohnen bey mir, so lange Sie hier sind.“ Dann erzählte er ihm, wie die Sachen zu Hillshofen standen. Seine Stiefeltern waren der Herrschaft die Pacht von mehreren Jahren schuldig, und an Theodorn hatten sie dreytausend Gulden zu bezahlen. Man hatte all ihr Eigenthum an den Meistbiethenden verkauft, und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen können. Nun fügte der Minister noch hinzu: Der Fürst werde ihm, dem Theodor, die Hälfte von dem Erlöse baar bezahlen; denn er verlange keinen Vorzug vor anderen Creditoren, und am wenigsten vor ihm.

Theodor antwortete: „Ich schenke meinen Stiefeltern die ganze Schuld, und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich ebenfalls für solche gnädige Gesinnungen, ich werde nichts von dem Gelde annehmen.“

Tellsburg erwiederte: „Man hat aus dem Verkauf tausend Gulden gelöst; fünfhundert müssen Sie annehmen; eine abschlägige Antwort würde dem Fürsten mißfallen.“ Theodor schwieg, das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von der Uebernahme der Pachtung der Domaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anspruch machen konnte. Hierüber erklärte sich der edle Jüngling folgender Gestalt: „Ich übertrage mein Recht an dieser Pachtung an meinen Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Kaution stellen kann, und das ist: kluge Wirthschaft, und unerschütterliche Rechtschaffenheit; wenn Ihre Excellenz damit zufrieden sind, so ist der Pacht-Kontrakt bald geschlossen.“

Dem Minister drangen die Thränen in die Augen. „Sie sind ein Engel, Killsberg!“ rief er. — „Der Fürst wird sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen.“ Auf der Stelle gab der Minister Befehl, daß der Kontrakt ausgefertigt würde. Das Pachtquantum blieb beym Alten.

Diesen Kontrakt überreichte nun Tellsburg dem Fürsten, und erzählte ihm dabey, was für eine edle Seele jetzt unter seinem Dache wohne. Der Fürst unterschrieb den Kontrakt, und ließ dann Theodor zu sich kommen, den er in den gnädigsten Ausdrücken anredete, und ihn dann auffoderte, in seine Dienste zu treten. Hierauf antwortete Theodor: „Ich danke Euer Durchlaucht für dieses so ehrende Zutrauen; ich suche jeden Augenblick dem Willen Gottes gemäß zu handeln, und kümmere mich um die Zukunft nicht; wird mich nun die heilige Vorsehung in Eure Durchlaucht Dienste führen, so werde ich willig folgen; nur jetzt ist das der

Fall noch nicht.“ Die bescheidene Würde, mit welcher Theodor sprach, respektirte der Fürst, er drückte ihm die Hand, und entließ ihn.

Von Strahlenburg begab sich nun Theodor nach Hillshofen, wo seine Stiefeltern nebst ihrem saubern Gerichtshalter gefangen saßen; er kehrte bey seinem lieben alten Freunde, dem Pfarrer ein, der ihn mit Freudenthränen und inniger Umarmung empfieng. Nun erkundigte er sich zuerst nach den Gefangenen, und erfuhr, daß sie bloß der Schulden wegen gefangen säßen. Was aber den guten Jüngling bis zu Thränen freute, war, daß ihm der Herr Pfarrer versicherte: Beyde hätten sich im Gefängnisse gründlich bekehrt. Nun verlangte sie Theodor zu sehen und zu sprechen, er bath also den Herrn Pfarrer, er möchte vorher zu ihnen gehen, und sie auf den Besuch vorbereiten; dann gab er ihm die 500 fl., die er vom Fürsten empfangen hatte, und bath ihn, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. — Dem frommen Pfarrer war die Last der Empfindung beynahe zu schwer, er konnte kein Wort sagen, sondern nur weinen; und so eilte er fort zu den Gefangenen. Beyde krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte; er mußte alsofort den Theodor holen. — Den Auftritt vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Besiegten, und dieser auch jenen krönt.

Bey dem Abschiede sagte Theodor: „Seyd getrost, liebe Eltern! Bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft red-

lich. Ich werde suchen, euch zu befreyen, und dann — wills Gott — auch weiter sorgen.“ — Beyde fielen auf dem kalten Pflaster auf ihre Kniee, und verstummten. Theodor riß sich los, und eilte wieder nach Strahlenburg zum Minister, dem er erzählte, wie er seine Eltern gefunden hätte, und nun schüchtern und schamroth fragte: Ob ihnen der Fürst wohl auf seine Bürgschaft die Freyheit schenken würde? Der Minister lächelte, und erwiederte: „Ich zweifle nicht daran; denn Sie können ja die nämliche Kaution stellen, wie ihr Oheim Thomas?“ Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung, und schwieg. Kurz, auch dieser Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und seine Eltern in Freyheit gesetzt. Diesen war nun zu Muthe, wie dem verlornen Sohne, als ihm sein Vater entgegen lief, und ihn in seinen Lumpen ans Herz drückte. —

Theodor eilte nun wieder zu seiner Einsiedeley, wo er den Abend spät ankam, eben als seine Großeltern und Thomas sich zum Abendessen rüsteten. Er erzählte ihnen überhaupt seine Reisegeschichte; nach Tisch aber überreichte er seinem Oheim den Pacht-Kontrakt mit den Worten: „Leset diesen Brief, und erlaubet mir, daß ich mich zu Bette lege, ich bin müde, gute Nacht!“ —

Thomas las — Staunen, Bewunderung, Dank und Halleluja strömte aus jedem Munde; die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie enthielten sich und respektirten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bett, umarmte und küßte ihn, und sagte: „Hatte ich nun Unrecht, daß ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden?“

Theodor antwortete: „Liebe Großmutter! ich bitte euch, verschonet mich! Ich bin noch nicht stark genug, Lob zu ertragen; ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll?“

Elisabeth schwieg und gieng; ihrem Manne und Sohne sagte sie Theodor's Antwort, die nun auch ihre Maaßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, so kam ihm der alte Jakob entgegen, und sprach mit Thränen in den Augen: „Theodor, du sollst deinen Lohn nicht dahin nehmen; aber ich will den großen Vergelter bitten, daß er ihn im Himmel und auf Erde vervielfältigen soll.“

Thomas aber drückte ihm die Hand, und sagte: „Nun Vetter, gieb mir Aufträge, was willst du, daß ich thun soll?“ Theodor antwortete: „Daß ihr nur eurem Verstande und Herzen in Befolgung des Willen Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieses euer Häuschen und Gütchen überlaßt.“ „Das sollen sie haben!“ sagte der alte Jakob. — Theodor fuhr fort: „Aber Eins fällt mir bey, liebe Großeltern! Wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, so muß er doch Geld in der Hand haben, und sich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geschirr anschaffen; auch dafür muß ich noch sorgen.“ — „Nein!“ versetzte der Vater, „dafür brauchst du nicht zu sorgen, dafür ist schon gesorgt.“ Nun bereitete sich Theodor wieder zur Reise nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer gesiegt, oder ein großer General eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freuet er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht bey, die der wahre Christ genießt, wenn ihm eine edle That gelungen ist. Theodor's Empfindungen waren Vorge-

fühle himmlischer Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Engel begleiteten. Man freut sich da nicht seiner eigenen Wirksamkeit, sondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in seiner Hand zu seyn.

Gesund und vergnügt kam Theodor zu Vreensdenshoope wieder an, und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder aufgenommen. Nun mußte er seine Geschichte erzählen, welches er mit vieler Bescheidenheit that, so, daß er soviel möglich dasjenige verschwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horst war aber klug und erfahren genug, und er kannte Theodorn hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fieng er an: „Du bist also dem Fürsten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden? Wie hoch belaufen sie sich?“ Theodor antwortete: „Sechstausend Gulden.“ — „Woher willst du die nehmen?“ fuhr Van der Horst fort. Der edle Jüngling versetzte: „Ich bezahle einstweilen die Interesse von meinem Taschengelde, bis mir der Herr zum Kapital verhilft, und das wird er thun, so bald es nöthig ist; denn ich habe mich nicht aus Leichtsinn, sondern im Glauben und Vertrauen auf ihn verbürgt.“ „Gut!“ erwiederte der Vater, „ich will dir einstweilen die Summe vorschießen, so lange, bis dir der Herr dazu verhilft.“ Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann schickte nun das Geld in Wechseln an den Minister von Tellsburg. Der Fürst durch so viel Edelmuth von allen Seiten gerührt, schenkte diese Summe dem Armenhause zu Strahlenburg.

Theodor lebte und wirkte nun im Van der Horstischen Hause im Segen fort; zu Zeiten machte er Geschäftsreisen nach England, Frankreich und in's nördliche Teutschland, auch einmal nach Amerika, und

so nahm er an Welt- und Menschenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er sechs Jahre in diesem edlen Verhältnisse verlebt hatte, ließ ihn van der Horst zu sich in sein Kabinet kommen; tief gerührt sprach er: „Setze dich zu mir, mein Sohn!“ — Mit gespannter Erwartung setzte sich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: „Ich und meine Frau kränkeln schon lange an Geschwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müssen täglich gewärtig seyn, daß uns der Herr abruft; ich muß dir also sagen, was ich in Ansehung deiner beschlossen habe; du hast mir treu gedient, und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du bist fromm und mit uns einstimmig, ich nehme dich also für mein drittes Kind an; du hast von nun an in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beyden Kindern. Diese, und meine Frau freuen sich dieses Entschlusses, und du wirst auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.“

Theodor staunte, so etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Dankes flossen seine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Van der Horst übergab ihm nun die Obsorge auf sein ganzes Geschäft, da sein leiblicher Sohn Johannes immer kränkelte; seine Tochter Maria sollte diese Sorge mit dem edlen Jünglinge, den sie hochachtete und liebte, theilen, und so wurde sie nach ihrem und ihrer Eltern Willen Theodor's Gattin.

Die beyden Eltern kränkelten nach diesem noch ein Jahr lang, dann giengen beyde bald nacheinander in ihr wahres Vaterland hinüber, und ein Vierteljahr hernach folgte ihnen auch ihr Sohn Johannes.

Theodor und Maria waren nun die Erben eines ansehnlichen Vermögens, und sie verbanden sich vor dem

Herrn, daß sie es ganz zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung anwenden wollten. Nun wurde die Handlung aufgegeben, und Vreendenshoope verkauft; alles wurde in Kapitalien verwandelt, und vor der Hand in der Amsterdammer Bank niedergelegt. Dann zogen beyde nach Hillshofen, wo sie einstweilen bey dem Oheim Thomas einzogen, bis sie sich eine eigene Wohnung verschafft haben würden.

Das Erste, was nun Theodor vornahm, war, daß er nach Strahlenburg zum Fürsten und seinem Minister gieng, um ihnen seine Wohlthätigkeitsplane zur Genehmigung vorzulegen. Alles wurde mit hoher Freude aufgenommen, und Theodor mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Ehrentitel, Orden und Aemter schlug er aus, und begnügte sich bloß mit seinem ehrlicheu Namen.

Es würde langweilig seyn, alle edle Anstalten und Handlungen dieses Ehepaars ohne Gleichen zu beschreiben; sie bezogen sich alle auf Versorgung der Armen, der Schullehrer-Wittwen, auf Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, und endlich auf die Ausführung ihrer Lieblings-Idee, nämlich: zwey Erziehungs-Institute, eines für Knaben, und das andere für Mädchen zu stiften; in beyden sollte die heilige Religion, und ein religiöses Leben der Grund seyn, auf welchem alle übrige nützliche Kenntnisse gebaut werden sollten.

Dieß alles wurde nun auch nach Wunsch ausgeführt. Theodor dirigirte das Knaben- und Maria das Mädchen-Institut, und beyde befanden sich in Strahlenburg in zweyen verschiedenen Häusern; wo auch sie selbst in einem schönen herrschaftlichen Hause wohnten, das ihnen der Fürst geschenkt, und gleichsam aus Dankbarkeit aufgedrungen hatte.

Beyde Lieben und Geliebten lebten in diesem ihrem Elemente gesegnet und vergnügt; sie wurden oft an Hof gebethen, und der Fürst besuchte oft ihre Anstalten; doch auch hier zeigte sich das unvollkommene aller irdischen Glückseligkeit; der Fürst bekam die Blattern und starb. Der Minister legte seine Aemter nieder, und gieng auf seine Güter. Prinz Johann kam, und trat die Regierung an. Wildhausen wurde wieder Minister, und der ungerechte Gerichtshalter kam zu Ehren.

Unter diesen Umständen hatten Theodor und Maria viel zu fürchten; aber sie vertrauten auf Gott, und fürchteten sich nicht; und da dem neuen Fürsten umständlich berichtet wurde, was Theodor und seine Frau schon alles geleistet hatten, so nahm er sie in seinen besondern Schutz. Auch er besuchte ihre Anstalten, bey welcher Gelegenheit ihm Theodor die wichtigsten Wahrheiten der Religion und Staatskunde warm an's Herz legte. Von dem Allem hat er in seinem Leben, und sogar in Paris, gar nichts gehört; daher ergriff ihn dieß alles so, daß er bey Theodor ordentlich in die Schule gieng, ganz ein anderer Mensch und ein vortrefflicher Regent wurde. Jetzt wurde Wildhausen wieder zur Ruhe gesetzt, seine Kreaturen entfernt, und Tellburg wieder Minister. So gieng also alles seinen gesegneten Gang ohne Aufenthalt fort.

In diesem vergnügten und gesegneten Zustande lebten Theodor und Maria eine Reihe von Jahren, und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern gesegnet, so, daß sie also für diese nicht zu sorgen brauchten.

Einstmals wurden beyde zur fürstlichen Tafel geladen, welches nicht selten geschahe. Während dem Essen überfiel Theodorn eine sonderbare, vorahnende Traurigkeit; es war ihm genau zu Muthe, wie einem, der einem großen

Glücke in seinem Vaterlande entgegengehen, und von sehr lieben Freunden Abschied nehmen soll. Maria saß gegen ihm über, sie sah ihn oft wehmüthig froh an, er sie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als sie nach Hause giengen, erklärten sie sich gegeneinander, und empfanden nun, daß ihre Empfindungen einerley waren. Sie empfahlen sich Gott, und betheten sich wieder den Himmel in ihr weichgestimmtes Gemüth herab.

Gegen 8 Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schlosse, brachte eine Empfehlung von dem Fürsten, mit der Einladung, sie möchten ihm beyde das Vergnügen machen, und mit ihm morgen nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beyde mußten dieß Anerbiethen annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten sie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; sie sagten also dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um 11 Uhr wurde die Lustreise angetreten. Die Erichsburg war ein uraltes, zum Theil schon ruinirtes Schloß, das auf einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Aussicht hatte; es war drey Stunden von Strahlenburg entfernt. Es wurde das Essen dahin gebracht, weil man in dem alten Rittersaale speisen wollte. Nach der Tafel stand der Fürst mitten im Saale, und sprach mit dem Minister Tellsburg; Theodor aber unterhielt sich am Fenster mit den beyden Damen über die schöne Aussicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben an der Zimmerdecke, und es rieselte Korn herab. Flugs sprang er hin, stieß den Fürsten mit den Worten: Fort! fort! vorwärts gegen die Thüre. Der Fürst und der Minister liefen instinktmäßig hinaus. Theodor wendete sich, auch die Damen noch zu retten, aber die Decke stürzte ein, und erschlug Theodorn,

Marien und die Frau von Tellsburg. Ein Fruchtspeicher über dem Saale war die Ursache dieses Unglücks.

Der Fürst und der Minister waren untröstlich; man raumte so schnell, wie möglich, den Einsturz weg, und fand alle Drey todt. Theodor und Maria hatten sich fest umschlungen, und der Fürst befahl, daß man die geliebten Leichen, so wie sie waren, in einen Sarg legen und begraben sollte. Ihr Leichenbegängniß war feyerlich; der Fürst gieng voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatische Corps und die Bürgerschaft folgten nach. Sie wurden auf dem Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürst ein einfaches christliches Monument von schwarzem Marmor setzen, auf demselben stand die Inschrift mit goldenen Buchstaben:

Hier schlummern dem frohen Erwachen entgegen

die Eheleute

Theodor Killsberg und Maria, geb. van der Horst,

Engel des Segens für's Vaterland;

und

Er Leibes- und Seelenretter seines Fürsten,

Johannis von Strahlenburg,

der ihnen beyden dieß von ihm bethränte Denkmahl weiht.

R. I. P.

✝.

12.

Jonathan,

oder:

Der vollendete Jüngling.

Zur Zeit Saul, des Königs von Israel, lebten die Propheten, Nathan und Gad, und beyde waren sehr bekümmert um Saul und den bösen Geist der Unruhe, der über ihn gekommen war. Aber mit Wohlgefallen schaueten die Männer Gottes auf Jonathan, den Sohn des Königs. Denn sie dachten, in ihm wohnet der Geist der Liebe, und er wird sein Volk trösten zu seiner Zeit. —

Darum beobachteten sie den Jüngling und erforschten sein Wesen heimlich; vor allem aber achteten sie auf seine Liebe und Freundschaft zu David, dem Sohne Isai. Denn die Liebe, dachten sie, ist die Blüthe des Menschen; darum wollen wir aus ihr des Jünglings Herz und Wesen erkennen.

Und wenn die Jünglinge gemeinsam wandelten und ihrer Jugend sich freueten, oder zur heiligen Tonkunst und Weisheit ihre Herzen neigten, so waren die Männer Gottes ihnen nahe, ohne daß die Jünglinge es wußten.

Siehe, da ergrimmte der König auf David, und verdammte ihn, und schwur ihm den Tod. David aber mußte flüchtig werden, und floh gen Rama. Da sprachen die Propheten: „Wird Jonathan ihm treu bleiben, und sich zu ihm halten in der Noth?“ — Und sie giengen Jonathan nach, als er hinauszog zu David. Und als Jonathan den David sah von ferne, lief er zu ihm, und fiel ihm um den Hals, und sie weineten miteinander, und Jonathan tröstete die Seele seines Freundes David.

Darob freuten sich die Propheten, und sprachen untereinander: „Jonathan ist ein guter Jüngling; er hat seines Freundes im Unglück nicht vergessen, sondern den Bund seines Herzens befestigt. Dem zeugen seine Thränen.“

Nach diesen Tagen sprach Gad zu Nathan: „Siehe, die schwerste Probe stehet unserm Jonathan bevor. Samuel hat David zum König gesalbet, und zum Ersten in Israel.“ —

Da ward Nathan ernst und bekümmert in seiner Seele, und sprach: „Gern möchte ich deß ledig seyn; aber der Geist des Herrn gebeut, ihn zu prüfen.“

Und die Männer Gottes traten zu Jonathan, und begleiteten ihn auf seinem Wege zu David in der Wüsten Siph. Und als sie nun in die Wüste kamen, nahe bey der Höhle auf dem Berge Hachila, sprach Gad, der Prophet zu Jonathan, dem Sohne Saul, des Königs: „Siehe, Samuel hat David gesalbet zum König von Israel.“ —

Als Jonathan solches hörte, sprang er auf und fiel David um den Hals, und weinete vor Freuden und rief: „Du wirst leben, und König seyn über Israel!“ —

Als dieses die Männer sahen, waren sie sehr erfreuet, und Jonathan sprach: „Diese Thränen der Freude sind köstlicher noch als die anderen. Mit den Fröhlichen sich freuen ist mehr, als weinen mit den Weinenden.“

Und die Propheten segneten Jonathan. Aber es war ihnen verborgen, daß Jonathan fallen sollte zur Seite seines Vaters auf dem Gebirge Gilboa.

13.

Matthias,

oder:

Der Tod des Gerechten.

So eben war der Frühgottesdienst geendet; gestärkt und gesegnet zum christlichen Kampfe verließ die gute Gemeinde das Gotteshaus. Hie und da auf neuerrichteten Gräbern weinten und betheten einsame Zurückgelassene für die Frühverstorbenen. Und der Pfarrer Lindau trat jetzt aus der Kirche ganz noch durchdrungen und begeistert vom heiligen Worte, das er verkündet, und vom geheimnißvollen Opfer, das er vollbracht hatte.

Da trat zu ihm eine alte Taglöhnerin, grüßte ihn ehrerbiethig, und sprach: „Der alte Matthias schickt mich zu Ihnen. Es scheint, als würde er das neue Jahr nicht mehr erleben, so sinken seine Kräfte mit jedem Augenblicke mehr dahin, und er verlangt recht mit Schmerzen, noch einmal sich durch den Empfang der heiligen Sterbsakramente zum letzten Kampfe zu stärken, und den Trost des göttlichen Wortes von Ihnen, hochwürdiger Herr Pfarrer! zu hören.“

„Ich habe ihm diesen Morgen von dem alten Simeon aus der alten biblischen Geschichte vorgelesen, und nun bethet er immer still vor sich hin: Herr lasse deinen Diener in Frieden scheiden, damit meine Augen den Heiland sehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern.“ —

„Ich sah ihn doch erst neulich noch,“ antwortete der Pfarrer, „ist er denn jetzt so gar schwach geworden?“

„Seit Mitternacht;“ erwiederte Elisabeth, „er sagt, daß er es ordentlich fühle, wie der Tod ihm mit jeder Minute näher rücke. O, Sie können es gar nicht

denken, wie der fromme Greis so gefaßt und ruhig ist. Ich stand diesen Morgen gerade an seinem Bette, als er erwachte, er gab mir die Hand und sprach: Mache doch die Fensterladen ein wenig auf, liebe Elisabeth, ich will noch Einmal in das Morgenroth sehen. Ich fühle es, daß es heute zum letzten Male seyn wird. Morgen früh bin ich — wills Gott — bey meinem Herrn im Himmel, und werde dort ein schöneres Morgenroth schauen; ich verlange recht herzlich darnach.“ —

„Ich fieng darauf bitterlich an zu weinen, und da sprach er wieder: Weine doch nicht, Elisabeth, es wird dir wohl leid thun, wenn wir nun nicht mehr miteinander werden reden können, wir haben ja fast zwanzig Jahre in Liebe zusammen gelebt, und treulich Freud und Leid mit einander getheilt; wir trennen uns jetzt nur auf wenige Tage, um jenseits ewig vereinigt und selig zu leben; d'rum gräme dich nicht, treue Seele, gönne mir die Ruhe. Die alte Hütte ist ja so morsch, und ich sehne mich bey dem Herrn zu seyn, und Theil an seiner Herrlichkeit zu haben; verarge mir daher nicht mein Heimwehe.“

„Ich fragte ihn darauf, ob er denn gar nicht bange sey vor dem Tode?“ — und er antwortete mir: O wie kannst du doch so fragen, meine liebe Elisabeth! bin ich doch fast neunzig Jahre alt; kennst du denn den Spruch nicht: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, sie ruhen aus von ihrer Arbeit. Warum sollte ich mich denn fürchten? — Jesus, mein göttlicher Herr und Heiland wird mir helfen, daß ich überwinde; an ihn glaube ich, auf ihn hoffe ich, er wird mich auch im Tode nicht verlassen, und mich nach seiner unendlichen Gnade im Himmel aufnehmen, wie er es verheißen hat.“

„Sehen Sie, so sprach der fromme Patriarch zu mir, und es ward mir dabey selbst so selig und fröhlich im Herzen, daß ich wahrhaft gestärkt mit ihm bethen konnte, und ihm darauf, seiner Bitte gemäß, von Simeon vorlas. — Wie die Stelle kam: Von Simeons Ende schweigt die heilige Geschichte — antwortete er voll Glaubens-Freudigkeit: O, der gottselige Greis wird eingeschlummert seyn, wie man im süßen Gefühl des reinen Gewissens einschlummert, still und leise. Und hätten wir an seinem Sterbebette gestanden, wir würden um sein frommes Angesicht ein mildes Lächeln gesehen haben, das auch im Tode seine Gestalt schon verklärte. Denn des Herzens Friede bleibt auch der Leiche, und der fromme Sinn spiegelt sich in dem ruhigen Zügen des Todten ab.“

„Zu dem Lande des Lichtes, wo er jetzt wandelt, schweben alle Gläubigen empor, und drücken dort dem verklärten Geiste die Bruderhand. O Elisabeth! wie so sehnlich wünsche ich, aufgelöst zu seyn, um mit Christo zu leben!“ —

„So sprach mein guter Matthias, und eine Thräne liebender Sehnsucht entquoll seinem zum Himmel gerichteten Auge.“

„O gewiß, liebe Mutter!“ sagte darauf der Pfarrer tief gerührt, „gewiß wird er in Frieden scheiden; ich habe ihn von meiner Jugend an gekannt, er hat mich als Kind immer auf den Armen getragen, und seine Erzählungen aus der biblischen Geschichte, drangen mir jederzeit tief in's Herz. Er kam mir stets so ehrwürdig wie Vater Abraham vor, von dem er so gerne sprach. Ich habe ihn nie anders als in Gottesfurcht wandeln sehen, schlecht und recht, dem Hiob gleich, und das Böse meidend. Nie war er mißmuthig, noch murrete

er über die Schickungen des Herrn. In den allertrübsten Stunden — und deren waren nicht wenige — begann er immer zu singen und zu bethen: Befiehl du deine Wege ꝛc. und sein frommer Glaube an Jesum Christum wird ihm den Tod leicht machen, und ihm droben ein schönes Erbtheil bereiten."

„Und nun gehet getrost nach Hause, und saget meinem lieben Alten: gleich werde ich zu ihm kommen, und Den mitbringen, in dem allein Heil, Leben und Seligkeit sey."

Und so gieng er zur Kirche; das Speisglöcklein rief die Gemeinde, und unter frommen Gebethe trug er das Allerheiligste zur Hütte des Kranken. Die Kindlein der Schule aber begleiteten in andächtiger Ordnung ihren göttlichen Freund, und sangen den schönen Choral: Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd! ꝛc. dann das herrliche: Preiset Lippen ꝛc. Der Pfarrer trat an das Lager des ehrwürdigen Greises, ihn zu segnen mit der Fülle des Segens; dann legte er sanft seine Hand auf das Haupt des Kranken, und sprach: „Der Herr sey mit dir, lieber Mitbruder! und mit deinem Geiste, und mit allen, die in diesem Hause wohnen!" — Und der Greis richtete sich auf in seinem Bette, und sprach: „Gelobet sey der Herr, der meinen letzten Wunsch erhöret hat! Aber wie bin ich so unwürdig, daß mein Herr und Heiland Jesus Christus zu mir kommt!" —

Unter häufigen Thränen der Reue legte er jetzt das Bekenntniß seiner Sünden ab. Aber der würdige Priester stellte ihm die unaussprechliche Huld, Gnade und und Liebe seines göttlichen Erlösers recht rührend vor, und nachdem er ihn im Namen Jesus losgesprochen, und Glaube und Liebe, und Hoffnung und Sehnsucht zu

Christus in seinem Herzen entzündet hatte, reichte er ihm das heilige Abendmahl, und salbte ihn unter Gebeth und Tröstungen mit dem heiligen Oele.

„O Herr Pfarrer,“ sprach jetzt der alte Matthias, „wie ist mir jetzt so himmlisch wohl, und wie fühle ich mich so gestärkt, und aufgerichtet! Ja — da ich Ihn habe — mit Ihm vereinigt bin, nun weiß ich's erst gewiß, und ist's nun kein Traum mehr, sondern lautere Wahrheit: ich werde dort Neujahr halten, heute Nachts bin ich schon dort gewesen.“

„Wie meynt ihr das?“ erwiederte der Pfarrer, und sahe den alten Matthias mit aufmerksamen Augen an.

„O ich bin dort oben gewesen,“ antwortete der Greis, „in einem schönen, himmlischen Traume. Es gieng mir, wie dem Apostel Paulus, ich ward verzückt in den Himmel der Seligen. Es däuchte mir, als schwebte ich in einer verklärten Gestalt unter lauter Sternen empor.“

Ermattet von der langen Rede schwieg der Greis. Da nahm der fromme Seelsorger seine Hand und sprach: „Wer überwindet, der wird Alles ererben, und der Herr spricht: ich werde sein Gott seyn, und er wird mein Sohn seyn.“

„Helfen Sie mir, daß ich überwinde,“ stammelte der Kranke, „und die Krone des Lebens empfange. O Tod, wie wohl thust du dem, der da schwach und alt ist. O komm, Herr Jesu! komm, und löse meine Seele auf.“

Der Pfarrer sprach: „Ja! Gott sey mit dir, du Gesegneter, und ererbe das Reich, das dir bereitet ist vom Anbeginn der Welt. O du frommer, getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, Er wird dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ —

Da war es, als blitzte ein Strahl von einem himmlischen Lichte aus dem Auge des Greises, er richtete sich auf, faltete die Hände, und war ganz Dank und Anbethung.

Der Pfarrer wandte sich zum Kranken: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht aufhören, spricht der Herr, dein Erbarmer.“

Nach einer stillen feyerlichen Pause sprach Matthias: „Bethen Sie noch einmal mit mir.“ Da trat der Pfarrer fest an das Bette hin, und hob an: „Gelobet seyst du Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Du mich wiedergeboren hast zu einer lebendigen Hoffnung, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das vorbehalten wird im Himmel. — Du hast mich getragen, o Herr! bis in's Alter, bis ich grau geworden bin; Du hast mich gesättiget mit langem Leben, darum preise ich Deine Treue, die Du mir von Jugend auf erwiesen hast. Und nun Herr, nimm meine Seele, und laß mich scheiden zu meinen Vätern im Frieden, und meinen Leib schlafen bis zur Auferstehung in der Erde. O, gedenke nicht der Sünden meines Lebens, und sey mir gnädig durch Jesum Christum. Amen.“ —

„Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn!“ rief der Greis. — „Und nun mein letztes Wort: Dank, tausend Dank für alle Liebe, die Sie mir erwiesen mein Lebenlang, und auch für diesen Besuch. Der Herr wird's Ihnen vergelten, und ich will's rühmen vor seinem Throne. Gott erhalte Sie noch lange, droben will ich Sie erwarten.“ —

Der Greis konnte nicht mehr weiter reden, seine Stimme zuckte, erschöpft sank er auf das Kissen hin. Da

flossen dem Pfarrer die Augen über, und seine Thränen träufelten auf das Bette. „Meine Seele müsse sterben den Tod dieses Gerechten,“ bethete er, „und mein Ende sey, wie sein Ende! — Ruhe im Frieden!“

Und der fromme Matthias war nun heim gegangen, und mild und freundlich, wie im Schlummer, lag seine entseelte Hülle da. Nachdem der Pfarrer für die Seele des im Herrn Entschlafenen gebethet hatte, nahm er die alte Elisabeth traulich bey der Hand, und sprach: „Ich habe an manchen Sterbebetten gestanden, aber noch nie einen Menschen mit der Freudigkeit verscheiden sehen, wie deinen treuen Matthias.“ „O er lebte auch immer mit ganzer, voller Seele in dem Worte des Herrn,“ erwiederte Elisabeth. „Da vergieng kein Abend, an welchem er nicht in der biblischen Geschichte, und in der Nachfolge Christi las, und man sah es an seiner Andacht, an der Freudigkeit seines Antlitzes, wie innig und lebendig er alles, was er las, in sein Herz aufnahm.“

„Das Evangelienbuch war sein kostbarster Schatz. Das sind die rechten Quellen der Weisheit, sagte er oft. Ein Spruch unsers Herrn gilt mir mehr, als aller Welt Bücher. Ich bekenne ganz einfältiglich mit Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens.“

„Ja, er war ein ächter, wahrer Christ,“ schloß der Pfarrer, „voll Glaubens und voll Kräfte, und trug den Himmel in seinem Herzen. Darum war ihm auch der Tod so leicht, die Sehnsucht bey dem Herrn zu seyn, überwand die Todesfurcht. Ihm ist nun wohl, gute Elisabeth! er hat ausgerungen, und seine Seele ist bey Gott! — damit tröste dich; auch bey dir ist es schon

Abend geworden; bitte nun recht innig den Herrn, daß er bey dir bleibe.“

„Stehe fest im Glauben, sey getrost in der Hoffnung: im Vaterhause wirst du ihn bald, wirst du ihn ewig wiedersehen!“ „Ja und Amen!“ sprach Elisabeth, wie begeistert die Hand ihres Matthias ergreifend, „Herr Jesu! es geschehe mir nach deinem Worte — ich komme“ — und hinsank sie an die ehrwürdige Leiche, und ihr Geist war auch heimgegangen zum Herrn. Und beyde Lieben ruhen nun in einem Grabe, nach dem Kampfe des Erdelebens, und harren der seligen Auferstehung entgegen.

* * *

Wahrlich an den Sterbebetten, da zeigt sich die Thorheit derer, die nach der Welt leben, und das Wort Gottes verachten. Das ist doch gewiß die rechte Weisheit des Lebens, die bis an das Ende beharret, und das ist doch gewiß der rechte Weg, der am Ziele mit solcher Freudigkeit erfüllt! —

14.

Matathias,

oder:

Die Freyheit und das Heiligthum.

Zur Zeit Antiochus, des Syrer-Königs, waren in Israel böse Leute unter dem Volke, die sprachen: „Lasset uns einen Bund machen mit den Heiden, und ihre Gottesdienste annehmen. Dem stimmten viele bey, und

verließen den heiligen Bund und hielten sich zu den Heiden, und wurden ganz verstockt, allerley Schanden zu treiben.

Solches gefiel dem König über die Maaßen: und als er heimkehrte von Aegypten, welches er eingenommen und groß Gut von da geraubt hatte, kam er gen Jerusalem, gieng trotziglich in das Heiligthum, und ließ den güldenen Altar und Leuchter und allen güldenen Schmuck wegnehmen, und ließ viele Leute tödten und lästerliche Gebothe ausrufen. Da war in Israel großes Herzeleid, und die Frommen des Landes waren sehr bekümmert und klagten.

Solche Nachricht kam auch zu den Ohren des Priesters Matathias, des Sohnes Johannes, der Jerusalem verlassen hatte um der Sünden des Volkes willen, und war gegen Modin gezogen.

Und seine Söhne kamen und brachten Bothschaft von allem, was geschehen war in der heiligen Stadt, und sie sprachen zu dem Vater: „Wie kann Israels Gott Solches dulden?“

Matathias aber antwortete und sprach: „Haben sie den Herrn verlassen, und dem heiligen Bunde entsagt, wie sollte der Herr den Abtrünnigen helfen? Mag die Gerechtigkeit sie strafen, auf daß sie würdig werden, Barmherzigkeit zu empfangen.

* * *

Nach etlicher Zeit sandte der König einen Hauptmann mit grossem Kriegsvolk, und er überfiel die Stadt verrätherisch, plünderte sie, riß die Mauern nieder und führte Weiber und Kinder und Vieh hinweg, und befestigte die Burg David, und besetzte sie mit einem gottlosen Haufen, der allen Muthwillen darauf übete. Da

war das Heiligthum wüste, und die Feyertage wurden eitel Trauertage. Denn die Knechtschaft nahm überhand mit jedem Tage.

Solches verkündeten die Söhne Matathias ihrem Vater auf Modin, und sie harreten, was er sagen würde.

Matathias aber antwortete, und sprach: „Mögen sie erkennen, was sie verloren haben, damit sie es suchen lernen."

* * *

Darnach geboth der König Antiochus, daß alle Völker zugleich einerley Gottesdienst halten und den Götzen opfern sollten, und befahl, die Leute zu gewöhnen an allerley Gräuel. Und viele von Israel willigten ein, und opferten den Götzen, und entheiligten den Sabbath. Da traten die Söhne des Matathias wieder zu ihrem Vater, und sagten es ihm an.

Matathias aber antwortete, und sprach: „Es geschiehet des Herrn Wille, auf daß sich die Finsterniß scheide von dem Licht. Der Herr kennet die Seinen."

* * *

Nach einigen Tagen kamen die Söhne Matathias wieder zu dem Vater, und brachten ihm Kundschaft, wie der grausame Tyrann etliche Frommen getödtet, weil sie das Gesetz nicht verlassen wollten, und wie er befohlen, alle todt zu schlagen, die den Götzen zu opfern sich weigerten. Und sie harreten der Antwort des Vaters.

Matathias aber antwortete, und sprach: „Daran geschieht des Herrn Wille. Erst fließet das Blut, bevor die Flamme auf dem Altar sich erhebet. Seyd uner-

schrocken und haltet ob dem Gesetz, so wird euch Gott wiederum herrlich machen."

* * *

Nach diesen Tagen erschienen Hauptleute des Königs zu Modin, und traten zu Matathias, und sprachen: „Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt, und hast viele Söhne und eine große Freundschaft. Darum tritt erstlich du dahin und thue, was der König gebothen hat; so wirst du und deine Söhne einen gütigen König haben, und begabet werden mit Gold und Silber, und vielen Gaben."

Da that Matathias seinen Mund auf, und sprach: „Wenn schon alle abfielen von der Väter Gesetz, und willigten in des Königs Geboth; so wollen doch ich und meine Brüder und Söhne nicht abfallen."

Da er nun also ausgeredet hatte, gieng ein Jude hin, und opferte den Götzen vor allen Augen. Da entbrannte dem Matathias das Herz und er lief hinzu und tödtete den Juden und den Hauptmann des Königs, und warf den Altar um.

Darauf zog er durch die Stadt, und rief laut: „Wer den Bund halten will, der ziehe mit mir!" Und viele Fromme zogen mit ihm in das Gebirge, und verließen alles, was sie hatten.

Als sie nun draußen waren in der Wüste, sprach Matathias: „Nun ist es Zeit, daß der Gedanke zur That, und das Wort zum Schwerdt werde."

* * *

Darnach rüstete sich das Häuflein der Frommen, und die Söhne Matathias traten an ihre Spitze. Sie wendeten sich aber zum Vater, und sprachen: „Sollen

wir nicht zuvor das Heiligthum reinigen von dem Gräuel der Götzen, und den Altar herstellen nach Ordnung des Gesetzes, und darnach ausziehen gegen die Fremden?“

Da antwortete Matathias, und sprach: „Nicht also! Schlaget zuvor die Feinde mit der Schärfe des Schwerdt's, und erlöset das Vaterland von der Schmach und Knechtschaft, damit auf gereinigtem Boden sich das Heiligthum erhebe.“

Und sie thaten also, und schlugen die Syrer mit großer Kraft, und befreyten Jerusalem und das ganze Land Juda.

Darnach reinigten sie das Heiligthum und das ganze Land von allem Ausländischen, und die Herrlichkeit des Herrn erschien in seinem heiligen Tempel.

15.

Die Wittwe zu Zehra.

Der Richter zu Zehra, Benbächir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb, und weinte.

„Warum weinst du, armes Weib?“

„Wohl ein armes Weib!“ antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Ueberrest meiner Haabe; alles übrige hat mir der Kaliph (Kaiser) genommen.“

„Und worin bestand deine übrige Haabe?“ fragte Benbächir verwundert.

„Ich besaß eine kleine Meierey; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbenen Mannes und

der meinigen; sie war uns über alles lieb; wir waren hier geboren und erzogen; verehlichten uns hier, und genossen die Zufriedenheit treuer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit. — Noch auf dem Sterbebette bath mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsere Väter hinterlassen hätten, an niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter Alles raubt."

„Und aus welchem Grunde," fragte der Richter, „nahm dir der Kaliph dein väterliches Erbe?" —

„Er will sich ein Lustgebäude auf unser Grundstück bauen lassen," antwortete die Wittwe.

Guter Gott, dachte der Richter bey sich selbst, er hat so viele Palläste und Lustgebäude, und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume!

„Und welchen Ersatz gab er dir?" fragte Benbächir. „Ersatz? — keinen!" antwortete die Wittwe, „er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbiethen; wie ich aber das mir so theure Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt." —

„Hast du ihm deine traurige Lage nicht vorgestellt?" erwiederte der Richter.

„Ich warf mich vor ihm nieder," antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen seine Füße, und bath und flehte — ich sagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab!" — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren.

„Und dein Bitten vermochte nichts über ihn?" fragte Benbächir theilnehmend.

„Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!“ antwortete sie weinend.

Der menschenfreundliche Mann hob die Augen gen Himmel. „Allmächtiger!“ seufzte er, „Vater der Menschen! er stellt Dich hier auf Erden vor, und kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was gerecht und billig ist; und Du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen?“ —

„Weib,“ sagte er entschlossen auf diese stille Pause, „überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit, und folge mir von Ferne. Ich gelte etwas bey dem Monarchen. Wo ist er jetzt?“ —

„Er befindet sich eben jetzt,“ antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte.— Aber, was willst du mit dem Esel?“ —

„Sey unbesorgt, und folge mir,“ versetzte der Richter. Darauf nahm er den Esel, und suchte den Kaiser auf.

Dieser bewillkommte ihn auf das freundlichste mit den Worten: „Ich habe dich so lange nicht gesehen, Benbächir, und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?“ —

„Erhabener Beherrscher der Gläubigen!“ antwortete Benbächir, „ich habe so eben ein altes Weib gesprochen, welches —

„Ich errathe, was folgen wird,“ unterbrach ihn der Monarch in einem ernstlichen Tone,“ und will nichts weiter hören. Die Halsstarrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkühr, über Vermögen und Leben zu gebiethen?“

„Deine Macht,“ erwiederte Benbächir,“ ist hier auf Erden unbegränzt. Auch verlangt die Wittwe ihr

ehmaliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bittet bloß um ein kleines Andenken, und wenn du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack zufolge ihres Wunsches mit Erde?"

„Die kann sie haben," erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte." —

„Bald, Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! Hier soll ein prächtiger Pallast erbauet werden, dort ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiterhin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann."

„So?" erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte. „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann, erhabener Beherrscher der Gläubigen! dann erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste." —

„Sie sey dir verstattet," versetzte der Kaliph.

„Der Sack ist gefüllt," fuhr der Richter fort, „und nun fleh' ich um deinen Beystand an, ihn auf den Esel zu laden." —

„Welche befremdende Bitte!" rief der Monarch, „Wie kannst du dieß von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen, und er soll dir helfen."

„Erlaube, Beherrscher der Gläubigen!" erwiederte der Richter," daß ich dich um diese Gnade bitte, daß ich dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen."

„Wahnsinniger!" rief der Kaliph," die Last ist zu schwer für mich!"

„Zu schwer?" sagte Benbächir, „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstücks, auf welchem wir uns befinden, scheint dir zu schwer? O Herr, und du schauderst nicht bey dem Gedanken an den Tag, an welchem du vor deinem und unserm Richter erscheinen wirst? An welchem nicht bloß dieser Sack voll

Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Pallästen und Thürmen, welche du darauf bauen willst, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last werden dürften?"

„Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von dir verkürzt des Menschen Leben, und ein einziges Wort stürzt tausende in Unglück; aber — es kommt eine Zeit, in welcher du mit deinen Sklaven in gleichem Range stehst!" —

„Mit meinen Sklaven in gleichem Range?" wiederholte der bestürzte Fürst.

„Ich irre mich;" faßte Benbächir das Wort, „dein größerer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von Dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und du von Allem, was wir insgesammt besitzen. Lebe wohl, verzeihe deinem Sklaven die Verwegenheit!" — Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück.

„Dir verzeihen?" sagte er, „Bin ich dir nicht Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurückhältst, die ich schon halb begangen habe? — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen zu entschädigen, die ihr meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angränzen, um eben so viel vergrößert werden. Und du verläßt nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben, dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheuet, der Wahrheit zu

opfern; der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht, und davon zurückhält; du sollst der Meinige in Zukunft seyn."

16.

Der Libanon.

Simeon, ein Lehrer in Israel, führte einen heiligen Wandel vor Gott, also, daß man im Lande sagte: Schlecht und recht, wie Simeon. Aber noch höher rühmten die Menschen die Demuth seines Herzens. Denn seine Seele war, wie eines Kindes, voll Unschuld und Einfalt.

Als nun eines Tages seine Jünger und Freunde ihn hoch lobeten um seines heiligen Wandels willen, und daß man keines Fehls an ihm gewahren könne, da ereiferte sich Simeon im Geist über solche Rede und sprach: „Niemand ist gut, denn Einer; wie wollet ihr mich denn gut nennen?"

Da wunderten sich alle, und verstummten; einer aber von ihnen that seinen Mund auf, und sprach: „Wenn ein Mensch sein Lebenlang vor Gott gewandelt hat, warum soll er sich dessen nicht freuen, wie einer, der auf einer Höhe steht, nachdem er den steilen Weg überwunden hat?"

Da antwortete Simeon, und sprach: „Ich will euch eine Geschichte der Jugend erzählen." Da horchten alle, und der Greis erzählte wie folget: „Aus meines Vaters Wohnung schauet man von Ferne den Libanon und die Cedern auf seinem Gipfel, und ich hörte oft-

mals meinen Vater und die Freunde reden von der Höhe des Gebirges und von der Herrlichkeit des Cedernwaldes auf seinem Haupte.“

„Solches Lob konnte ich nicht fassen, und ich nahm ein Blatt, und zeichnete darauf den Libanon und seine Cedern, und gab es dem Vater, und sprach: Siehe, mein Vater, den Libanon und die Cedern auf seinem Gipfel. Wie könnet ihr soviel davon rühmen; er erscheint wie ein Hügel und seine Bäume, wie das Gesträuch auf dem Hügel. — Mein Vater aber lächelte und schwieg, und er bewahrete das Blättchen.“

„Bald darauf sprach mein Vater: Nimm deinen Stab, Simeon, wir wollen zum Libanon.“

„Und wir giengen einen Tag und mehrere Tage. Je näher wir kamen, desto höher ward das Gebirge. Und als wir nun zuletzt in der Nacht ausgiengen, und auf das Gebirge kamen, und die Nebel sanken, und der Tag anbrach, da sah ich seine Höhe und die Bäume des Herrn auf seinem Gipfel. Da erstaunte ich, und erschrack.“

„Mein Vater aber zog das Blatt hervor, und sprach zu mir: Nun miß deine Größe und deine Gebilde an dem Libanon und seinen Cedern. — Da schämte ich mich sehr, und mir glüheten die Wangen.“

Nach diesen Worten erhob sich der Greis, und sagte mit freundlichem Anblick: „Ich bin nun auch einige Tagereisen gewandelt, und der Herrlichkeit des Herrn näher gekommen.“ —

Darauf schwieg er, und auch seine Jünger und Freunde verstummten, und fragten Simeon nicht fürder über seine Demuth.

17.

Blanka.

Fahrnhain, einer der berühmtesten Wechsel-Agenten in P**, hatte zwey Töchter, Blanka und Cölestine, die er durch Lehre und Beyspiel in wahrer Gottesfurcht erzog, und dabey keine Kosten sparte, ihre Talente durch die vorzüglichsten Lehrmeister nach ihrem Stand und Vermögen auszubilden, damit sie jene eigentliche Liebenswürdigkeit erlangten, ohne welche auch die schönste Gestalt nur gehaltlose Maske ist. — Blanka hatte besonders auf der Harfe schnelle Fortschritte gemacht. Aber sie verlor auch nicht eine Minute, um durch Fleiß den Wünschen ihres Vaters, der eine große Vorliebe für dieses herrliche Instrument hatte, und den aufgewandten Kosten zu entsprechen. Schon um 6 Uhr Morgens stand sie auf, beschäftigte sich zuerst mit Gebeth und andern ernsten Gegenständen, und eilte dann sogleich zu ihrer Harfe, auf der sie stundenlang unermüdet die schwersten Griffe und Passagen übte. Kurz, Fleiß und Herzensgüte waren Blanka's unverkennbare Vorzüge. —

Cölestinen beliebte es, leider zum großen Kummer ihres rechtschaffenen Vaters, nicht ihrer Schwester nachzueifern. Sie war hübsch und gefallsüchtig; allein für jedes angenehme Talent bewies sie eine Geringschätzung, eine Nachlässigkeit, die natürlich alle Fortschritte hemmen mußte. Wenn sie kaum um 9 Uhr aufgestanden war, so brachte sie zwey Stunden mit ihrer sogenannten Morgen-Toilette zu, und so kam die Zeit zum Frühstück, ehe sie noch etwas anders gethan hatte, als ihren Eltern nach Gewohnheit einen guten Morgen gewunschen. Nach dem Frühstücke, während Blanka wieder zu ihrer Harfe

eilte, streckte sich Cölestine auf dem Sopha, ordnete ein Bändchen am Hut, einen Besetz auf ein Kleid, oder that am öftesten auch ganz und gar nichts.

Alle Vorstellungen über diese Lebensweise fruchteten gar nichts bey ihr. Wenn ihre Schwester bisweilen, als ältere Freundin herzlich ermahnend mit ihr sprach, und ihr die große Unverantwortlichkeit eines solchen müssigen Lebens vorstellte, so pflegte sie zu antworten: „Wenn man hübsch und reich ist, so hat man immer Talente genug. Freylich, Schwesterchen! wenn man deinen hartnäckigen Fleiß mit ansieht, so sollte man glauben, du müßtest einst dein Brod durch Unterrichtgeben auf der Harfe verdienen. Ein artiges Talent besitzen ist wohl ganz gut, aber es Künstlern darin gleich zu thun, das ist sehr bürgerlich.“ —

Bey dergleichen Reden zuckte Blanka die Achseln. Sie behauptete, daß Mittelmäßigkeit in allen Dingen wenig Geschmack und Charakter andeute, und daß, wenn man einmal eine Kunst treiben wolle, man auch alle Kräfte darauf verwenden müsse. Aber Cölestine lachte ihr ins Gesicht: „Ich höre dich schon in allen Concerten als eine der größten Harfenistinnen in ganz P** ankündigen; ich sehe schon, wie du zitternd, halb todt vor sechshundert Kritikern erscheinst, um dich hören zu lassen; und zur Belohnung dieser Qual und deines ewigen Fleißes erringst du endlich den herrlichen Beynamen einer Virtuosin. Ein großes Glück, zitternd und bebend aufzutreten, um Herren und Damen zu unterhalten, und zur Vergeltung von ihnen bekritelt zu werden!“ —

Blanka ließ sich nicht irre machen, und war nach einiger Zeit eben so geschickt auf der Harfe, als in Wissenschaften und Sprachen. Man rühmte sie überall, man zog sie in die besten Gesellschaften, wo sie wohlverdienten Beyfall erndtete, während Cölestine in ihrem Winkel

kaum bemerkt wurde, und die verdrüßliche Erfahrung machte, daß ein hübsches Gesicht sammt aller Ziererey der Koketterie nicht immer Aufmerksamkeit errege, daß aber die Herrschaft der Talente allgemein anerkannt wird. Diese Wahrheit, die freylich nur erst in ihrem Herzen keimte, wurde durch eine unglückliche, nur zu häufige Begebenheit schnell zur Reife gebracht. Die Zeitumstände und politischen Ereignisse bewirkten auf der P** Börse eine solche Zerrüttung, daß plötzlich eine Menge Wechsel-Agenten wie vom Schlage gelähmt wurden, und trotz ihrer Vorsicht und anerkannten Redlichkeit in den Sturz mit hinabgezogen, ihr ganzes Vermögen einbüßten.

Der ehrliche Fahrnhain gehörte zu dieser Zahl. Doch weit entfernt, es den schamlosen Spekulanten nachzuthun, die durch ihre eigene Banquerots reich werden, sollte durch ihn keiner verlieren, der ihm seine Gelder anvertraut hatte. Er verkaufte alles, was er an Eigenthum besaß, seine kostbaren Möbeln, seine zahlreiche auserlesene Bibliothek, deren Verlust Blanka vorzüglich beklagte. Auch seine würdige Gattin gab all das Ihrige her: Diamanten, Spitzen, indianische Schawls, fast ihre ganze Garderobe, nebst einem Theil der Garderobe ihrer Töchter, auch sogar Blanka's kostbare Harfe; kurz, alles wurde zusammengerafft, um die Gläubiger zu befriedigen, und so wurden sie denn auch bis auf den letzten Heller bezahlt.

Jetzt konnte Fahrnhain einen Stand, der ansehnliche Auslagen erfoderte, nicht länger behaupten; auch fürchtete er, den Credit so leicht nicht wieder zu finden, den er durch die unverschuldete Zögerung seiner Zahlungen eingebüßt hatte. Er entsagte daher für immer diesem Stande, und suchte einen kleinen Posten als Commis oder Cassier, um seiner Familie Brod zu schaf-

fen. Aber er suchte vergebens; das Unglück verfolgte ihn, seine besten Freunde kehrten ihm den Rücken; er konnte in P** nicht länger leben, und miethete ein Häuschen in einem Dorfe des Thales von M****.

Cölestine brachte er zu einer Leinwandhändlerin, wodurch ihre Eitelkeit empfindlich gedemüthigt wurde. Blanka kam zu einem der ersten Harfenmacher, einem ehrwürdigen Greise, der zuvor lange ihr Lehrer gewesen war. Hier stand sie seinem Magazin vor, und ertheilte seinen jüngsten Schülerinnen Unterricht. Dabey hatte sie die Aussicht, nach und nach durch ihn in P** bekannter zu werden, und durch ihre Kunst reichliches Brod nicht nur für sich, — das genügte der zärtlichen Tochter nicht, — sondern auch für ihre theuren Eltern zu erwerben. Nachdem die armen, aber an Ehre nicht verarmten Eltern ihre Töchter auf diese Weise untergebracht, zogen sie in das Dörfchen St. G***, wo Frau von Fahrnhain, die vormals ein glänzendes Haus gemacht hatte, nun selbst ihre Küche besorgte, und in groben Kleidern, mit einem gemeinen Strohhut auf dem Kopfe, das Nöthige dazu einkaufte.

Ihr Mann, noch rüstig für sein Alter, sägte und spaltete Holz, baute einen kleinen Garten an, und verschaffte sich mühselig den nothdürftigen Unterhalt. Er, der vormals der liebenswürdigste Gesellschafter war, der die ausgezeichnetsten Künstler an seiner Tafel versammelte, verrichtete jetzt in einer Tracht, die ihm vormals zum Jagdkleide gedient, die sauersten Arbeiten; und wenn auch eine düstere Wolke seine Stirne bedeckte, so schimmerte doch das kindliche Vertrauen auf Gott und das heitere Bewußtseyn des ehrlichen Mannes stets hindurch.

So verstrich ein Jahr. Cölestine beobachtete nur mit dem höchsten Widerwillen die Obliegenheiten ihres

neuen Standes, und konnte es, bey ihrer gewohnten Nachlässigkeit nicht dahin bringen, sich mehr, als das Nothdürftige zu erwerben. Es war ihr unerträglich, Pakete zusammenzuschnüren, oder in einer Reihe mit den jungen Nätherinnen zu sitzen, denen sie noch vor kurzem selbst Arbeiten aufgetragen; besonders fühlte sie sich gedemüthiget, wenn etwa Personen, die vormals ihres Vaters Haus besuchten, in die Bude kamen, um etwas einzukaufen, und sie beym Leinwandnähen erblickten. Ein plötzliches Errôthen und niedergeschlagene Augen verriethen ihre Verwirrung. Lieber hätte sie sterben mögen, als erkannt werden. Durch solche Verlegenheit wurde dann ihre Unerfahrenheit im Handel nur noch vermehrt, und sie zog sich von der Leinwandhändlerin oft bittere Verweise zu.

Blanka im Gegentheil, von dem Verlangen beseelt, sich und ihre Schwester dieser drückenden Lage zu entreißen, und ihre armen Eltern zu unterstützen, that mit Lust und Kraft, was ihr geheißen wurde, fand sich leicht und verständig in ihren neuen Wirkungskreis, führte die Aufsicht über alle Arbeiter des Magazins, unterrichtete mehrere junge Mädchen auf der Harfe, und erlangte durch diese tägliche Uebung bald den höchsten Grad der Vollkommenheit auf ihrem Instrumente. Auch wurde sie ihrem braven Meister immer nützlicher, immer theurer. In kurzem genoß sie das unaussprechliche Glück, die Früchte ihres Fleißes mit ihren Eltern theilen zu können.

Die Einsiedler von St. G*** verdankten es der kindlichen Hülfe ihrer Tochter, daß sie nun wieder eine Magd halten konnten, und fanden in ihrer Einöde zwar minder glänzende, aber vielleicht wahrere Freuden, als vormals in ihrer prächtigen städtischen Wohnung.

Auch auf Cölestinen erstreckte sich die Wirkung von Blanka's Talenten. Sie fieng an, Muth zu fassen,

und so viel zu erwerben, als vor allen Dingen zu einer niedlichen Kleidung nothwendig war; denn darnach trachtete sie am meisten. Kurz, die ganze Familie trotzte den Schlägen des Schicksals, und fand ein bescheidenes Glück in Arbeit und Entsagung. Leider war es nicht von langer Dauer. Die Mutter hatte nicht ohne tiefen Schmerz aus dem Wohlstande plötzlich in Armuth übergehen können. Der Kummer, den sie ihrem Gatten täglich mit der höchsten Anstrengung zu verbergen suchte, untergrub ihre Gesundheit. Sie wurde gefährlich krank. Blanka flog herbey, und theilte mit ihrem Vater die Pflege der geliebten Kranken. Auch Cöleſtine erhielt Erlaubniß, die heiligste kindliche Pflicht zu erfüllen.

Die kranke Leidende — von der zärtlichsten Liebe jeden Augenblick gepflegt, erholte sich jedoch in Etwas. Cölestine kehrte alsobald zu ihren Geschäften zurück, die sie jetzt mit Eifer trieb. Blanka verweilte noch bey der Genesenden, die jetzt oft von einem andern Uebel, von Nervenzufällen heimgesucht wurde, welche nicht selten gefährlich waren, und ihre Genesung verzögerten.

Blanka hatte bemerkt, daß die Musik diese Zufälle milderte. Sie theilte diese Bemerkung dem Arzte mit, der ihr rieth, Anfangs in einem benachbarten Zimmer auf der Harfe zu spielen, um die schwachen Nerven der Mutter nicht anzugreifen, nach und nach aber in ihrer Gegenwart die rührendsten, seelenvollsten Melodien vorzutragen. —

Blanka befolgte diesen Rath, und nie war ihre Harfe ihr theurer gewesen, als jetzt, da sie ein heiliges Mittel war, zur Erhaltung ihrer geliebten Mutter beyzutragen. Sie hub im Nebenzimmer mit den leisesten Akkorden an, und schmeichelte sich durch das Ohr bis tief in die Seele.

„O welche süße Töne!“ sagte die Mutter mit schwacher Stimme zu ihrem Gatten, der neben ihrem Krankenbette saß, „Es ist so lange her, daß ich Blanka nicht auf der Harfe spielen gehört. Sie giebt mir das Leben wieder.“ — Die Tochter, diese rührenden Worte vernehmend, weinte süße Zähren. Dank, und glühende Bitten stiegen aus dem Herzen zum Himmel. Begeistert durch sie löste sich der Akkord der Wehmuth in herzerhebendes Alleluja auf, das Himmelsnähe fühlen ließ. Mit hoher Begeisterung und Andacht sang sie der Mutter Lieblingslied:

Kennt ihr das Land? — Die Erde faßt es nicht,
Von dem das Herz in bessern Stunden spricht;
Wo keine Klag' ertönt, und keine Thräne fließt,
Der Gute glücklich, stark der Schwache ist.
Kennt ihr das Heimath-Land? — Dahin
Laßt, Freunde! fest uns richten Herz und Sinn.

Kennt ihr den Weg, — die enge schmale Bahn?
Sie führt den Wand'rer sicher himmelan;
Er wallt im Glauben, — liebt, blickt hoffend auf,
Und kürzt durch Arbeit sich den Pilger-Lauf.
Kennt ihr den Weg, der führt, der geht
In jenes Land, wohin die Hoffnung steht? —

Kennt ihr den Freund? — Er ist ein Menschenkind,
Und mehr noch, mehr als alle Menschen sind;
Er gieng voran die enge, schmale Bahn,
Nimmt freundlich sich der armen Pilger an.
Kennt ihr ihn wohl? — Nur seine Hand
Geleitet sicher uns in's Vaterland.

* * *

„Ja und Amen!“ rief der Vater mit der Thräne der Rührung, „Er wird vollenden das gute Werk, das er in uns angefangen hat!“ —

„Ja!“ entgegnete die Kranke, indem sie ihrem Gemahl die Hand reichte, „er wird's herrlich vollenden, ja, er ist der Anfänger und Vollender unserer Seligkeit. — Komm, meine Tochter, daß ich dich segne für diese fromme, selige Stunde!“ —

Und der Vater schloß sie tiefbewegt in seine Arme. „O man ist nicht unglücklich,“ rief er, „wenn man fromme, gute Kinder besitzt! Dich hat der Herr zum Schutzengel deiner theuren Mutter ausersehen. Deine Töne gießen neues Leben in ihr erstorbenes Gebein. Der Segen des vierten Gebothes beglücke dich! — — O Allgütiger! wie wunderbar bist du in deinen Wegen, und dein liebendes Erbarmen, wie gränzenlos!“ —

Durch solche Gefühle ward das Krankenzimmer zum heiligen Tempel Gottes eingeweiht. Die Mutter genas allmählig, und wenn manchmal die herben Schmerzen wiederkehrten, so griff die gute Blanka in die Saiten, und sang mit der Macht der kindlichen Liebe im Nebenzimmer mit leiser Stimme:

O leide, leide gern!
Das ist der Will' des Herrn!
Daß du hier leidest viel!
Und leidest, wie Er will.

Durch Leiden, wie Gott will,
Ist unsers Hierseyns Ziel.
Das führt in Gottes Reich,
Und macht uns Jesu gleich.

Denn Leiden machet rein,
Und jede heiße Pein
Bringt Gut's in uns hinein,
Macht kindlich uns und klein.

Und klein und kindlich seyn,
Das ist's, und ist's allein,
Was Gott gefällig ist. —
Wohl dir! — wenn du es bist. —

Dann nah'st als Kind du Ihm,
Er höret deine Stimm'!
Läßt ohne Segen nicht
Dich aus dem Angesicht.

Wer leidet, ist vom Herrn,
Und seiner Gnad nicht fern.
Sie strömt mit Freud' und Ruh'
Durch's Leiden selbst ihm zu.

So leide, leide gern,
Das ist der Will' des Herrn,
So leiden, wie Er will,
Wie Jesus — ruhig — still. —

* * *

Und der Macht der Töne, und der religiösen Fassung wich endlich ganz die Krankheit der Mutter.

Welche Belohnung, welcher Himmel von Freude für die edle Blanka!

Bald erhielt sie auch vom Arzte die Erlaubniß, vor der Kranken selbst zu spielen, was sie wolle. Nun trug

sie fröhlich ihre Harfe vor der Mutter Bett, spielte bald ein religiöses Lied von Gellert, oder vom kindlichen Krummacher, bald ein Concert, oder ein unsterbliches Werk von Haydn, immer mit so verständiger Abwechslung, daß sie ihrer Mutter täglich neues Vergnügen, neue Ueberraschung bereitete.

An einem heitern September-Abende, als der Mond mit seinem Schimmer die stille Gegend erleuchtete, saß Blanka eben auch im Zimmer ihrer Mutter, das durch ein Fenster die Aussicht auf die Landstraße hatte, und spielte auf ihrer Harfe mit dem ganzen Aufwande ihrer Kunst. Ein Theil der Dorfbewohner hatte sich, durch ihre Zaubertöne herbeygelockt, um das Häuschen gesammelt, und die andächtige Stille der Zuhörer wurde bloß dann und wann durch ihre Beyfalls-Bezeugungen unterbrochen; denn wahre Kunst wirket immer auf schlichte, einfache Natur-Menschen.

Der russische Gesandte und Fürst, der für den Sommer ein Schloß im Thale von M**** gemiethet hatte, fuhr eben vorbey, nebst seiner Gemahlin und seiner einzigen Tochter, die in ihr fünfzehntes Jahrtrat. „Ich kenne diese herrliche Composition,“ rief die junge Prinzessinn, „ich habe sie bey Hofe spielen hören.“ „Du hast Recht,“ sagte der Vater, „ich erinnere mich dessen.“ Er ließ halten, und bewunderte mit Erstaunen das vollkommene Spiel der unsichtbaren Künstlerin. Man forscht nach ihrem Namen, und man erfährt: sie heiße Blanka Fahrnhain, und spiele jeden Abend, um die Genesung ihrer kranken Mutter zu vollenden.

Die Gemahlin des Gesandten wird neugierig, ein Mädchen kennen zu lernen, von dem das ganze Dorf mit hoher Achtung spricht, und ihre Tochter Sarinka brennt vor Begierde, diejenige zu sehen und zu hören,

der das Glück zu Theil geworden, durch ihre Talente das Leben ihrer Mutter zu erhalten. Am andern Abend ließ der Gesandte seinen Wagen am Eingang des Dorfes stehen, kam nebst seiner Familie zu Fuße, ohne Gefolge, und stellte sich unter das Fenster. Zufälliger Weise spielte Blanka in diesem Augenblicke sehr brillante Variationen eines russischen Volksliedes, wodurch natürlich das schon gefaßte Interesse noch erhöht wurde. Nachdem sie noch einige andere Stücke mit der höchsten Kunst ausgeführt hatte, öffnete sie einen Augenblick das Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Alsobald vernahm sie die von einer jugendlichen Stimme mit Rührung ausgesprochenen Worte: „Eine Mutter retten, und ein solches Talent besitzen; o wie glücklich muß sie seyn!“ Verwundert, und angenehm überrascht bog sich Blanka heraus, um zu sehen, aus wessen Munde der Lobspruch gekommen. Da redete eine stärkere Stimme sie an: „Wundern sie sich nicht, Mademoiselle, daß jedermann Ihr Loos beneidet, und Sie zu hören wünscht. Empfangen Sie die Huldigung des russischen Gesandten und seiner Familie.“ Mit holder Scham zog Blanka sich zurück; allein ihr Vater führte sie sogleich wieder an das Fenster, um durch einige bescheidene Worte die Höflichkeit zu erwiedern; da vernahm sie eine dritte Stimme, die sich durch einen etwas fremden Accent auszeichnete, sanft sprechend: „Sie mögen die glücklichste Tochter seyn; aber diejenige, deren Leben Sie erhalten, ist gewiß auch die glücklichste Mutter.“ Blanka stammelte Danksagungen, und versicherte, sie habe bloß eine ihr eben so heilige, als süße Pflicht erfüllt. Das Gespräch ward angeknüpft. Fahrnhain gieng hinab, und lud den Gesandten ein, in seiner Hütte auszuruhen. Die Einladung wurde angenommen, und Blanka der Fa-

milie vorgestellt. Ihr Vater trug kein Bedenken, seine Schicksale zu erzählen; denn eben sein Unglück gab ihm ja Gelegenheit, die kindliche Liebe und Treue seiner Tochter in ein glänzendes Licht zu stellen, und er that es mit überströmenden Herzen. Während er redete, verwandte die edle Sarinka kein Auge von der Künstlerin, und die Mutter bath für ihre Tochter um Erlaubniß, eine so angenehme Nachbarschaft zu benutzen, um in nähere Verbindung mit einem so hochachtungswürdigen Frauenzimmer zu treten. Fahrnhain und seine Tochter mußten versprechen, am andern Mittage bey dem Gesandten zu speisen. Sie kamen, und wurden nicht so aufgenommen, wie gewöhnlich die großen Herren ihre Schützlinge aufzunehmen pflegen; die Art, wie man sie empfieng, bewies, welche zarte Achtung Blanka eingeflößt hatte. Um die junge Künstlerin nicht schüchtern zu machen, war die Gesellschaft an diesem Tage nicht zahlreich, aber gewählt, und bestand größtentheils aus Kunstliebhabern. Die Gesandtin selbst spielte auf dem Flügel jenes russische Volkslied, und Sarinka sang mit einer schönen Stimme und vielem Geschmacke mehrere italienische Arien. Blanka, auf das angenehmste überrascht, erboth sich, sie auf der Harfe zu begleiten. Beyde wetteiferten, und die Zuhörer waren entzücket. —

„Ach! wenn ich doch immer eine solche Begleitung hätte!“ rief die Prinzessin, und drückte Blanka's Hand gegen ihre Brust, „Welche Fortschritte würde ich machen!“ Mit herzlichem Vergnügen übernahm es Blanka, so lange sie noch bey ihrer Mutter bleiben werde, täglich mit ihr sich zu üben, und ihr schönes Talent auszubilden.

„Ich wagte es nicht, Sie darum zu bitten;“ sagte die Gesandtin, „doch da ihre Frau Mutter mit jedem

Tage sich bessert, so werde ich selbst kommen, die Erlaubniß von ihr zu holen, und ich ahnde, daß meine Tochter Ihnen nicht bloß die Vervollkommnung ihrer Talente, sondern auch die ihres Herzens verdanken wird."

Dieser Plan wurde pünktlich ausgeführt. An jedem Morgen begab sich Blanka auf das Schloß des russischen Gesandten, und jeden Abend brachte die junge Prinzessin sie in ihrem Wagen wieder nach Hause, wo sie ihr noch oft ihre Mutter pflegen half. Aus dieser gemeinschaftlichen Uebung von Talenten und Pflichten erwuchs eine Freundschaft, die um so inniger war, da sie sich auf wechselseitige Hochachtung gründete. Sarinka konnte nicht mehr ohne Blanka leben, und diese vergaß bey Sarinka alles Unglück ihrer Familie. Endlich war die Zeit gekommen, wo Blanka ihre, nun völlig genesene Mutter wieder verlassen konnte, um zu dem berühmten Harfenmacher, der sich herzlich nach ihr sehnte, zurückzukehren; sie nahm sehr bewegt Abschied auf dem Schlosse des Gesandten; ihre Augen schwammen in Thränen, so oft sie auf Sarinka sie heftete.

„Uns trennen!" rief diese, ihre Arme um sie schlingend, „Nimmermehr! Sie sind meine Freundin! Sie haben mich in allem Guten befestiget! Sie haben mein Talent ausgebildet, mir die Liebe zur Kunst eingeflößt. Ich kann Ihrer nicht mehr entbehren! Wir müssen unzertrennlich seyn!" Fahrnhain, seine eigene Rührung unterdrückend, erinnerte an die Verbindlichkeiten, die seine Tochter dem wackern Harfenmacher, ihrem väterlichen Wohlthäter, ihrer einzigen Stütze im Unglücke, schuldig sey. „Nein!" fügte Blanka muthig entsagend hinzu, „nie werde ich undankbar an diesem Manne werden!" „Wenn er so brav ist, als Sie ihn beschreiben," nahm der Gesandte das Wort, „so wird er Ihrem

Glücke sich nicht widersetzen. Bleiben Sie bey Sarinka, werden Sie ihre Lehrerin, ihre Freundin. Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meine zweyte Tochter, und in Ihre eigenen Hände werde ich das Schicksal Ihrer Eltern legen.“ „Mein Gemahl ist der Dollmetscher meiner Gesinnungen,“ sagte seine Gattin. „So viele Tugenden sollen kein Spiel der Launen des Schicksals werden. Ich selbst werde Sie zu dem Harfenmacher begleiten, und hoffe, ihn zu überreden. Nicht als Harfenistin, nicht als Gouvernantin sollen Sie unter uns wohnen; sondern als ein Muster aller weiblichen Tugenden, als ein Schatz, den uns der Himmel zum Glück unserer Sarinka hat entdecken lassen. Bleiben Sie, liebenswürdige Blanka! Werden Sie meine zweyte Tochter!“ —

Bey diesen Worten umarmte sie das holde Mädchen, und Blanka's Vater konnte so herzlichen Anerbiethungen nicht widerstehen. Er fand keine Worte, um seine Freude, seinen Dank zu schildern. — Er eilte zu seiner Frau, der Tochter Glück ihr anzukündigen, indessen die Gesandtin mit Blanka und Sarinka zu dem Harfenmacher fuhren, der sich herzlich freute, seine geliebte Schülerin so wohl versorgt zu sehen, obschon es ihm schmerzlich wurde, sich in seinem hohen Alter noch von ihr zu trennen. Madame Fahrnhain fand durch die frohe Bothschaft sich so gestärkt, daß sie selbst nach dem Schlosse sich begeben, und die allgemeine Freude theilen konnte.

Täglich entwickelten in diesem Hause Blanka's gute Eigenschaften sich edler, und täglich bothen sich dem Gesandten neue Gründe dar, sich der getroffenen Wahl zu freuen. Für Blanka's Zukunft sorgte er auf eine Weise, die ihrer und seiner würdig war. Ihre Eltern sahen sich noch einmal in Wohlstand versetzt; doch wollten sie ihr

Häuschen nimmer verlassen. Die Freundschaft zwischen ihrer Tochter und der jungen Prinzessin wurde mit jedem Tage inniger, und sie schwuren einander, daß nur der Tod sie trennen sollte. Blanka's Geschenke, und die Protektionen der russischen Gesandtin setzten auch Cölestinen bald in den Stand, ein Leinwand-Magazin für ihre eigene Rechnung zu eröffnen, welches bald in Ruf kam.

Blanka besuchte sie oft; hütete sich aber vorsichtig, durch den Glanz ihres jetzigen Standes die Eigenliebe ihrer Schwester zu kränken. Cölestine, die ihren Wohlstand, die Erhaltung ihrer Mutter, und die Erneuerung des Glückes ihrer Eltern einzig der edlen Schwester verdankte, erkannte endlich: daß, trotz der grausamsten Schläge des Schicksals, man nie ganz hülflos bleibt, wenn man Talente besitzt, und sie auf eine edle Weise anwendet.

18.

Nehemias und Elimah,
oder:
Der lebendige Gott.

Zur Zeit der Gefangenschaft des Volkes Israel lebte Nehemias, der Sohn Hachalja, am Hofe des Königs von Persien zu Susan, der Hauptstadt des Landes. Und Nehemias redete eines Tages mit Elimah, des Königs Hausvogt, über die Gottesdienste und das Gesetz Israel. Elimah aber bethete die Sonne an nach der Perser Weise. —

Und Elimah sprach zu Nehemia: „Unser Gottesdienst ist besser, als der eure; denn wir schauen unsern Gott mit unsern Augen.“

Nehemias aber antwortete, und sprach: „Dünket euch der Leib besser, als der Geist, und des Königs Zepter und Schwerdt höher, als seine Gnade und Gerechtigkeit?“ —

Da verstummte Elimah.

* * *

Ein andermal redete wiederum Elimah zu Nehemia, und sprach: „Unser Gott ist uns näher; wer kann den eurigen begreifen?“ —

Darauf fragte Nehemias: „Ergreift, und betastet ihr denn euren Gott mit euren Händen?“ —

Da sagte Elimah: „Welcher Thor wird sich Solches vermessen, und begehren, mit seinen Armen bis zum Himmel zu reichen!“ —

Nehemias aber antwortete, und sprach: „Wessen ihr euch nicht vermesset bey eurem Sichtbaren, sollten wir uns dessen nicht bescheiden, bey dem Unsichtbaren, dem Höheren, der den Himmel gemacht hat, und die Erde und das Meer, und alles was darinnen ist?“ —

Da verstummte Elimah.

* * *

Ein andermal sprach Elimah zu Nehemia: „Wer vermag zu denken, daß euer Gott, wie ihr saget, für jeden Einzelnen sorge, und jeglichen Lebens gedenke?“

Nehemias aber antwortete, und sprach: „Sendet nicht euer Sonnengott, den ihr anbethet, aus hoher Ferne jedem Saamenkörnlein seinen Strahl, daß es keime, jedem Halm, daß er grüne, jeder Aehre, daß sie reife?“

Da schwieg Elimah. Nehemias aber fuhr fort, und sprach: „Elimah, mein Bruder, erhebe dein Herz vom Geschöpfe zu dem Schöpfer, von dem Lichte zu dem Urquell des Lichtes; dann wirst du die Sonne als ein Wunderwerk seiner Hand, und ein Gebilde seiner Allmacht erkennen, und ihn anbethend in Demuth dich größer fühlen, als sie. Denn du bist ein Kind des lebendigen Gottes, und kannst ihn Vater nennen. Das vermag sie nicht.“

Da verstummte Elimah, und gieng in sich, und ward gläubig.

Nach einiger Zeit fragte Nehemias den Elimah, seinen Freund: „Was dünket dir nun die Sonne, die du anbetheteſt?“ — Elimah antwortete, und sprach: „Seit ich Ihn selbst erkenne, dünket sie mir eine Quelle am Wege, die zu Ihm führet.“

19.

So stirbt der wahre Christ.

(Aus dem Briefe eines vertrauten Freundes des Verstorbenen.)

Es war die letzte Nacht vor seinem Uebergang in die Ewigkeit, zu welchem er sich am Morgen vorher durch den Empfang der heiligen Sterbsakramente mit der Gnade Gottes ausgerüstet und gestärket hatte, als er mich bath, daß ich ihn ein wenig allein lassen möchte, indem er sehr müde wäre, und sich des Schlafes nicht erwehren könnte, und ich selbst auch der Ruhe nöthig hätte. Ich mußte nachgeben, weil er mir meine Bitte,

bey ihm wachen zu dürfen, schlechterdings abschlug. Ich gieng, und warf mich im Nebenzimmer auf das Bett seines Bedienten, welcher inzwischen vor dem Schlafzimmer seines Herrn horchend sitzen blieb. Ich konnte lange nicht einschlafen, weil meine Seele nicht so ruhig war, als die Seele meines sterbenden Freundes. Endlich überwältigte mich Müdigkeit und Schlaf, und ich mochte wohl eine gute Stunde geschlafen haben, als ich unruhig erwachte, und ihn reden zu hören glaubte. Ich eilte sogleich nach seinem Zimmer, und vernahm von dem Bedienten, daß sein Herr bereits eine gute Weile laut gesprochen habe, es dünke ihn, er bethe.

Ich blieb also, um ihn nicht zu stören, an der Thüre stehen, und hörte noch diese ganz vernehmlichen Worte: „— den großen Reichthum von Barmherzigkeit und Gnade. — Ja, mein anbethungswürdiger Heiland und Erlöser, ich weiß, du nimmst dieses mein schlechtes Opfer in Gnaden an, bis ich dir nun bald, nach deinem Bilde verklärt, ein besseres werde bringen können. Mein ganzes Herz wallt, — — ach ja! ewig will ich deine kostbare Erlösung mit Anbethung und Dank erheben, und die unaussprechliche Weisheit, Güte und Barmherzigkeit deiner Führungen. Darf ich kindlich bitten! — Noch heute laß mich bey dir seyn, und mich deinem Gnadenthrone nähern! — Ist's auch möglich! — Ich bin's ja nicht werth! — Ach, welche Triebe der Anbethung und Freude erschüttern meine Seele! Ach, mein Herr und Gott!“ —

Hierauf schwieg er stille; ich aber war mit mir selbst unzufrieden, daß ich nicht lieber mit dem Bedienten an der Thüre wachend sitzen geblieben, damit ich sein Gebeth hätte hören können.

Inzwischen schlich ich ganz leise nach seinem Bette, und hatte da einen Anblick, der mein Herz mit der stärk-

sten Rührung durchdrang. Ich erblickte ihn mit entblößtem und etwas gesenktem Haupte aufgerichtet; ein tiefes Denken hielt seinen Geist in sich selber eingeschränkt; seine Augen waren fest verschlossen; ich sahe noch die letzte Thräne der Anbethung und des Dankes an seinen Wangen herabrollen. Nie ist mir sein graues Haupt so ehrwürdig vorgekommen, wie dieses Mal, in dieser Stellung. Sein ganzes Angesicht sagte sehr bedeutungsvoll, daß sein Geist noch im inbrünstigen Gebethe vor Gott liege. Ich sah da, wie ein redlicher, ächter Christ aussieht, wenn er im Verborgenen zu seinem himmlischen Vater bethet und fühlt, daß er ihn gnädig erhört. — Hier mahlte sich die reinste Seele in ihrer engelschönen Gestalt auf dem Gesichte meines Freundes ab; und ich konnte darauf in starken Ausdrücken lesen, was in seinem gottanbethenden Geiste vorgieng: tiefe Versenkung, Demuth und Anbethung, kindliche Liebe und Dankbarkeit, innige Ehrfurcht und Bewunderung, heiliges Loben und Preisen. Das sah ich alles auf diesem Gesichte mit solchen hinreißenden Eindrücken auf mein Herz, daß ich wie entzückt mit anbethete.

Nachdem ich ihn eine gute Weile unverwandt angesehen hatte, so schlug er seine Augen auf, und erblickte mich unbeweglich vor seinem Bette stehend. Mein Gott, wie bewegte sich mein Herz, als er mir die Hand mit einer Miene voll der zärtlichsten Freundschaft und Liebe reichte, und zu mir sprach: „Mein treuer und lieber Freund! Auch sie werden mit mir in jener Klarheit Gott anbethen und loben. O, wie ist Er so herrlich, und unaussprechlich und menschenfreundlich in dem Erlösungswerke unsers Herrn und Heilands Jesu Christi uns armen Sündern erschienen. Da wollen wir uns mit ewigem Loben und Danken in diese Tiefen der Weisheit, Gnade

und Barmherzigkeit versenken, und brüderlich unsere Seligkeit theilen. Da wollen wir uns die unzähligen Wunder der Allmacht, Treue und Güte unsers Herrn erklären lassen, sie gemeinschaftlich anbethen, und uns ewig freuen."

Hierauf erhob er Augen und Hände, und bethete auch für mich: „Du höchste Liebe! Vergilt Du selber meinem Freunde seine Treue dadurch, daß Du ihn im Glauben an Dich und Dein Wort, und an Deine heilige Kirche erhältst, ihn in Wahrheit und Tugend stärkst, auf daß wir uns in Deinen ewigen Wohnungen wieder finden, und keiner ohne den andern selig sey." — Ich konnte vor Rührung nichts sagen; sondern fühlte bloß, was ich nicht auszudrücken vermögend war. Er selbst, durch so hohe und starke Wirkungen seines Geistes am Körper erschöpft, sank ermüdet auf sein Lager zurück, und blieb in einem langen Stillschweigen, welches er endlich mit dieser Frage unterbrach: „Ist mein Sohn noch nicht angekommen? Sie haben ihm doch geschrieben, wie sehr ich ihn zu sehen wünsche?" Ich antwortete, daß ich Solches gethan hätte, und daß er noch heute gewiß erwartet würde. Hierauf fiel er in einen tiefen Schlaf, der über zwey Stunden dauerte. Kaum war er erwacht, als man mir meldete, sein Sohn sey so eben angekommen. Ich sagte ihm Solches, und hatte nicht sobald die Frage gehört: „Ist er da?" als er selbst in das Zimmer trat, und sich wehmüthig dem Sterbebette seines Vaters näherte. Dieser richtete sich zum Sitzen auf, zeigte seine Freude deutlich in seinen Mienen, und nachdem er eine Weile starr seinen Sohn angesehen und sich besonnen hatte, sagte er zu ihm folgende Worte, die letzten seines Lebens:

„Mein Sohn! Gott ruft mich näher zu sich, und ich fühle sehr merklich, daß mir nur noch wenige Augen-

blicke vor meinem letzten Schritte übrig sind. Mein letzter Wunsch war, dich noch zu sehen, ehe ich sterbe. Mein Wunsch ist erfüllt, und ich verlasse nun die Welt mit desto größerer Zufriedenheit. Meine zeitlichen Güter, die nun die Deinigen sind, wirst du in guter Ordnung antreffen, wie dir bereits bekannt ist, und in der du sie mir durch deinen Beystand hast erhalten helfen. Ich übergebe sie dir ohne Schuld, ohne Rechtshändel, als ein reines Geschenk der Vorsehung Gottes, an welchen kein Fluch eines einzigen mit Unrecht erworbenen, aus Kargheit ersparten, oder aus Unmenschlichkeit den Dürftigen entzogenen Hellers haftet. Ich habe meine beyden Landgüter mit dem Gelde deiner Mutter, welches sie von ihrem frommen Vater ererbet, vor 40 Jahren gekauft, und sie durch Fleiß und ordentliche Haushaltung, unter dem göttlichen Segen, zu dem reichen Ertrag gebracht, ohne daß ich einen Fußbreit durch Ränke und Gewalt meinen schwächern Nachbarn entzogen. Und das Kapital, das ich bey ** auf 4 Procent stehen habe, ist von meinem jährlichen Ueberfluß gesammelt worden. Wirst du nun die ganze Erbschaft von Geitz und Unrecht, und auch von Müssiggang und Verschwendung so rein erhalten, als ich dir sie lasse; so wirst du sie auch mit einem eben so reinen Gewissen besitzen, und deinen Kindern einst überliefern können."

„In meiner Rechnung wirst du jährlich einen Posten von 500 Thalern finden, die ich seit zwanzig Jahren, jeden vierten Februar, dem Kaufmann ** in ** übermacht habe, um solche unter der Hand dem verarmten Herrn von ** und nach dessen Absterben seinen eben so dürftigen Kindern zuzustellen. Mein lieber Sohn, dieser Herr von ** war eben der, welcher kurz vor meiner Verheirathung mit deiner tugendhaften Mutter, die er vergeblich um die Ehe angesprochen hatte, den vierten Fe-

bruar, nachdem er zwey Tage vorher einen Pistolenschuß auf mich gethan, mir Gift beybringen ließ, vor dessen tödtlichen Wirkungen aber die Barmherzigkeit des Herrn mich durch eine sonderbare Hülfe befreyete. Einige Jahre darauf gerieth dieser heftige Mann durch seine verschwenderische Lebensart in die äußerste Armuth, die um so viel betrübter war, da er sich inzwischen verheirathet hatte. Ich ergriff diesen Umstand mit freudigem Danke gegen Gott, meinen Erhalter und Erbarmer, daß seine weise Vorsehung mir Gelegenheit und Mittel gegeben, meinem Feinde Gutes zu thun; und ich wählte dazu eben den Tag des Monats, an welchem der Herr so treu und wunderbar über mich gewacht hat. — Und nun, mein Sohn, weißt du die eigentliche Ursache, warum ich allemal am vierten Februar nach meinem Aufstehen länger in meinem Schlafzimmer allein blieb, und bis zu einer so merklichen Freude vergnügt war, wenn ich den Jäger mit einem Paket nach ** abfertigte. Nun weißt du auch, was mich bewogen, daß ich vor drey Jahren in unserer Abend-Andacht ein besonderes Dankgebeth veranstalten ließ, als ich vernahm, daß dieser Mann noch zuletzt in sich gegangen, und durch eine rechtschaffene Buße und Bekehrung zu Gott seine Seele rettete, so wie mein Erbarmer mir das Leben aus seiner Gewalt gerettet hatte. — Diesen Posten nun wirst du jährlich an eben dem Tage an den Kaufmann **, auf dessen Verschwiegenheit und Treue du dich sicher verlassen kannst, so lange übermachen, als es diese dürftige Familie wird nöthig haben. Ich kenne dein Herz, und kann das von demselben fest erwarten; sonst würde ich als dein Freund dich darum bitten, als dein Vater es dir befehlen. Doch nimm dieses dir entdeckte Geheimniß mit ins Grab.“

„Ueberhaupt, mein Sohn! sammle dir einen Schatz, einen guten Grund aufs Künftige, durch reiches, dabey aber kluges Wohlthun an den Armen. Du wirst dabey edelgesinnt genug seyn, um mit aller Behutsamkeit die Quelle zu verbergen, aus welcher ihnen so viel Gutes zufließt.“

„Unser Heiland, der uns in Allem ein Vorbild zurückgelassen hat, sagt Matth. 6, 3. 4: Wenn du Almosen giebst, laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut, damit dein Almosen verborgen sey; und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir es öffentlich vergelten.“

„Du weißt, daß das Gewissen der eigentliche und beste Schauplatz der Tugend seyn muß, und auch bey unsern besten Handlungen kein reines Vergnügen in die Seele dringt, sobald wir Ruhm und Lob bey Menschen suchen.“

„Meine Bedienten sind alle, wie du weißt, alt und grau geworden, und können dir wohl nicht nach deiner Lebhaftigkeit und Jugend die erforderlichen Dienste leisten: verwechsle sie also mit jüngern; aber reiche ihnen in dem für sie erbauten Nebenhaüse ihren Unterhalt, bis sie ruhig sterben. Dem alten treuen Gärtner laß seinen doppelten Gehalt, und den einen Küchengarten zu seiner Nutzung, so lange er lebt; weil er in meiner Jugend mich von einer Ausschweifung zurückhielt, und eine Handvoll Dukaten, die ich ihm anboth, ganz unwillig auf den Tisch warf, mit den Worten: Herr, ich will lieber aus eurem Dienste gehen, als an eurer Sünde Theil nehmen.“

„Schäme dich nicht, wie ich mich auch nicht geschämt habe, den öffentlichen Pfarr-Gottesdienst an Sonn- und Feyertagen andächtig zu besuchen, alle Tage der heiligen Messe beyzuwohnen, und aus deinem Hause ein Bethhaus zu machen, und in Gesellschaft deines Gesin-

des demjenigen das schuldige Dankopfer zu bringen, der euer beyder Herr ist. Du wirst die Annehmlichkeiten des Lebens um ein Großes vermehren, und von den mancherley Gesinde-Verdrüßlichkeiten nichts wissen, mit welchen sich so viele andere Herrschaften plagen, wenn du dasselbe gewöhnst, Gott und sein Wort zu fürchten und zu lieben, und sich in seiner Erkenntniß täglich zu üben. Folge darin dem Beyspiele der alten Zeiten, da der gesunde Verstand mehr galt, als der bloße Witz, und Tugend mehr, als Frechheit."

„Zuletzt, mein lieber Sohn! und das liegt mir am allermeisten auf dem Herzen: Fürchte Gott, und ehre den König! Sey ein wahrer Christ, so wirst du auch ein guter Unterthan seyn. Werde nie ein Verräther und falscher Freund der uns geoffenbarten Religion; sein Lohn ist Gewissensangst und Verzweiflung. Verachte großmüthig den eingerissenen Spott armseliger Schöngeister über das Wesen und die Einrichtungen unserer heiligen Kirche. Diese von Christus gegründete, vom heiligen Geiste regierte Gemeinde sey dir Grundfeste der Wahrheit, und ihre Lehren und Heilsmittel, Weg und Kraft zur Erlangung des ewigen Lebens."

„Dadurch wirst du einen Frieden erlangen, den die Welt nicht kennt — nicht geben kann, der der Vorschmack des Himmels ist."

„Nun, mein Sohn! habe ich dir alles gesagt, was noch auf meinem Herzen lag. Komm, gieb mir deine Hand, und versprich mir, daß du diesem Allen nachkommen wollest, damit ich dir meinen väterlichen Segen ertheile."

Nachdem der weinende Sohn dieß auf die ehrerbiethigste Weise gethan hatte, legte ihm der sterbende Vater die Hände auf sein Haupt, und sprach mit mehr

erhobener Stimme: „Barmherzigkeit und Gnade von dem Schöpfer und Wohlthäter meines Lebens sey über dir ewiglich, mein Sohn! Ach Herr, Deiner väterlichen Bewahrung und Leitung übergebe ich ihn! Dein heiliger Geist führe ihn auf ebener Bahn zum ewigen Leben! Ach Gott, ach Gott! bewahre und erhalte ihn doch im lebendigen Glauben an Jesum Christum, Deinen hochgelobten Sohn, und gieb nicht zu, daß dieser allein giltige Grund der Hoffnung in seiner Seele zerstört werde! Laß mich ihn dort in jenen seligen Wohnungen — —“

Hier stockte meines Freundes Blut und Stimme — eine gänzliche Erschöpfung seiner Lebenskräfte führte ihn seinem seligen Ende nahe. Er sank auf sein Lager zurück, und schloß nach wenigen Minuten, ohne Kampf und Angst, sein Auge auf Erden, und sein Geist schwang sich ohne ferneres Leiden aus der irdischen Hülle los. Seinem erblaßten Angesichte waren die ehrwürdigen Züge seiner innigen Liebe zu Jesus, und seiner durch Ihn erlangten Hoffnung zum ewigen Leben eingeprägt. —

„So stirbt der wahre Christ!“ —

20.

Die edelmüthige Armuth.

Ein kleines ausgemergeltes Männchen besaß ein kleines Häuschen vor der Stadt K*. In der Stadt verdiente er sein Brod, jedoch nur kümmerlich, ob er schon immer für reiche und vornehme Leute arbeitete. Er war Mahler und Vergolder. Alle Abende brachte er seiner Familie Brod mit nach Hause. Einstens geschah es, daß er

lange nicht bezahlt wurde. Gott hat zwar ausdrücklich befohlen, daß man die Sonne nicht soll untergehen lassen, ehe man seine Arbeiter bezahlt habe. Aber das verdorbene Christenvolk achtet nun gar nicht mehr auf Gottes Gebothe; viele wissen und kennen sie gar nicht einmal alle, besonders die aus dem alten Testament, da doch der Herr Jesus ausdrücklich gesagt, daß kein Tüpflein auf dem i daran fehlen soll. Matth. 5, 17 ꝛc.

Nun der arme Vergolder wurde von goldreichen Leuten lange nicht bezahlt. Eine Zeitlang konnte er seinen hungrigen Kindern dennoch jeden Abend Brod mitbringen. Aber endlich war keine Möglichkeit mehr dazu. Den ganzen Tag hatte er während der Arbeit zu Gott geseufzet: Er möchte doch seiner Herren Herz dahin lenken, daß sie ihn doch dießmal nicht ohne Bezahlung fortgehen lassen. Aber der Abend verstrich; man mußte Feyerabend machen, und der arme Hausvater hatte nichts, nichts mitzunehmen. Traurig, gebückt gieng er seine Straße dahin, stumm und verschlossen. Da begegnete ihm jemand, der nach der Stadt zugieng; dieser grüßte ihn, und glitschte ihm im Vorbeygehen eine Silbermünze in die Hand.

Der gute Mann stand erstaunet da, und schauete gen Himmel. Thränen stürzten über seine Wangen, und er schämte sich tief seines Unglaubens an Den, der die Raben speiset, und die Haare zählt.

Nachdem er eine Weile seinen Weg zwischen den Hägen fortgesetzt hatte, hörte er eine schwache, kläglich jammernde Stimme; und als er sich umsah, fand er einen jungen, reisenden Menschen im Grase liegen, hager, blaß und abgezehrt.

„Was fehlt euch, mein Freund?“ fragte der arme Vergolder. „Mein Herr!“ versetzte jener, „ich bin

ein Handwerksbursche, und will nach Haus; mein Weg ist weit. Da ich wenig Reisegeld hatte, kaufte ich täglich nur so viel Nahrung, als ich nöthig, unumgänglich nöthig hatte; demungeachtet ist mir das Geld ausgegangen; den heutigen Tag habe ich meinen Weg ohne einige Nahrung fortgesetzt; aber — jetzt haben meine Kräfte ein Ende; — ich kann nicht mehr weiter.“ —

Was sollte nun der arme Vergolder thun? — Er hatte nur sein kleines Silberstück. — Sollte er dieses geben? — Aber was blieb ihm sodann für seine nach des Vaters Rückkunft schmachtenden Kinder? —

Betäubt, verwirrt, maschienenmäßig, ohne zu wissen, was er sagte, fragte er den jungen Menschen: Ob er ihm nicht ein Zwölferstück wechseln, oder wenigstens einige Kreuzer herausgeben könne?

„O lieber Herr!“ antwortete der junge Mensch, „wenn ich herausgeben könnte, läge ich nicht hier!“ — Schrecklich kämpfte es nun in dem Herzen des guten Vergolders. Endlich zuckte er die Achseln, und gieng, gewiß mitleidend und tiefleidend seinen Weg.

Aber er gieng nicht weit. Sein Zwölferstück brannte ihn wie Feuer. — Schnell kehrt er um; schnell giebt er es dem Reisenden hin, und eilt davon, weinend, schluchzend, und wie betäubt.

Nachdem er eine Strecke fortgegangen war, begegnete er einem Manne, der mehrere länglichte Laibchen Brod unter dem Arm trug, und gerade auf den armen Vergolder zugieng. Da sie einander nahe gekommen waren, grüßte ihn der Mann freundlich, steckte ihm im Vorbeygehen ein Laibchen Brod unter den Arm, und einen Reichsthaler in die Hand, und eilte weiter. — Und der arme Vergolder stürzte ins Gras, und weinte überlaut. —

Wie menschlich auf einer, wie göttlich auf der andern Seite! Wer kann dem armen Vergolder seine Achtung, wer Gott demüthige Anbethung versagen bey Betrachtung dieser Geschichte! Wem fällt nicht ein das Wort des Herrn: Gebet, so wird euch gegeben. Wenn du den letzten nothdürftigen Heller mit dem armen Mitbruder theilst, glaubst du, Gott werde nicht mit dir theilen? Er werde sich von dir übertreffen, dich barmherziger, mitleidiger, theilnehmender seyn lassen, als Er ist? Nein, gewiß nicht! Du wirst nach jeder Wohlthat und milden Gabe von Gott, dem höchsten Wohlthäter, durch tausendfache Wohlthaten beschämt dastehen, wie der arme Vergolder, und vor Dank und Freude, vor Beschämung und Verwunderung nicht wissen, wo du dich lassen sollst.

21.

Gott geleite dich!

Als das englische Schiff Boyne in dem Hafen von Spithead schnell und unversehens in einen fürchterlichen Brand gerieth, so saß ein Seemann mit seinem Weibe und einem 20-monatlichen Knaben ganz sicher und unbesorgt unter dem Schiffsraum, wo das Feuer ausbrach. Er versuchte zuerst, auf den gewöhnlichen Wegen und Ausgängen den Flammen zu entkommen; aber umsonst. Und nun faßte er einen Entschluß, den sicher nur Gott eingegeben haben kann, weil er gelang. Ganz ruhig nahm er von des Kapitains Schaafstall ein Schaaf, setzte seinen Knaben auf des Thieres wollichten Rücken, und

ließ es, in die See hinab, mit den Worten: „Da dreh dich dem Lande zu, und Gott geleite dich!“

Das Weib, muthig gemacht durch des Mannes Entschlossenheit, springt auch ins Meer — dieser folgt ihr auf dem Fuße nach, und hält sie so lange über dem Wasser, bis Schiffsboote ihnen zu Hülfe kamen, und sie zu rechter Zeit noch in ihren Schooß aufnehmen konnten.

Aber wie giengs dem armen Schaafe mit seinem Reiter, dem Knaben? Wie konnte es ihm anders, als gut gehen, mit einem solchen Geleitsmann, den ihm sein Vater mitgegeben hatte? Man sah das Schaaf ganz stattlich der Küste zuschwimmen; der kleine Knabe saß auf seinem Rücken, gleich als wenn er ein kleiner Wassergott gewesen wäre.

Bald sammelte sich eine Menge Zuschauer am Ufer. Unbeschreiblich gerührt über des kleinen Knaben Lage und Schicksal konnten sich mehrere derselben nicht enthalten, sondern rannten dem Wasser zu, und in dasselbe hinein, dem jungen Seehelden entgegen, den sie sogleich vom Rücken des Schaafes hinwegnahmen, und unter den zärtlichsten Liebkosungen in Sicherheit, und im Triumphe in die Arme seiner geretteten Eltern brachten.

Wie gut und sicher dient sich's nicht
Dem ewigen Monarchen?
Im Feuer ist Er Zuversicht,
Für's Wasser baut Er Archen.

22.

Der durch Wohlthaten entwaffnete Straßenräuber.

Eine fromme Frau von Montpellier, die den größten Theil ihres Vermögens zur Unterstützung nothleidender Menschen anwandte, gieng einmal durch einen kleinen Wald, und wurde von einem Manne aufgehalten, der ihr eine Pistole auf die Brust setzte, und ihr Geld, oder ihr Leben abforderte. Die gute Frau, ohne zu erschrecken, sah ihn mit freundlichen Mienen an, und sagte: „Ach, mein Freund! ihr müßt in große Noth gerathen seyn, daß ihr euch entschlossen habt, etwas zu thun, das euch sowohl den Zorn Gottes zuzieht, als auch der ganzen Strenge der menschlichen Gerechtigkeit auf der Stelle aussetzt. Ich wünsche so viel bey mir zu haben, um eurer Noth abzuhelfen, und euch aus der gefährlichen Lage herauszureißen; aber ich habe leider nur 18 Franken bey mir, die ich für meine Reise mitgenommen habe, die ich euch aber sogleich darbiethe.“

Der Straßenräuber sah sie aufmerksam an, ehe er ihr das Geld abnehmen wollte, und wünschte zu wissen, wer sie wäre, und als sie zu ihm sagte: „Ich bin N** —;“ so rief er aus: „O, ich Unglücklicher!“ Er sank zu ihren Füßen nieder, und fuhr fort: „Ich habe so oft Ihre Güte erfahren, und nie eine abschlägige Antwort bekommen, so oft ich Sie um etwas bath; und nun war ich im Begriffe, Ihnen Schaden zu thun! Ach glauben Sie mir, meine Frau! ich kannte Sie nicht, sonst würde ich Sie nicht beunruhiget haben. Denn ob ich gleich Ihnen einen starken Beweis gegeben habe, daß ich ein Räuber bin, so bin ich doch kein Bösewicht; was

ich seyn müßte, wenn ich eine so wohlthätige Person, wie Sie sind, beleidigen wollte. Gehen Sie nur, nehmen Sie ihr Geld; ich will Sie zum Walde hinaus begleiten; und wenn jemand Sie angreifen will, so will ich Sie mit meinem Leben vertheidigen.“

Die Frau ward darüber sehr gerührt, und bemühte sich, ihm seine Gefahr vorzustellen, und durch Religionsgründe ihn zu bewegen, eine so schreckliche Lebensart zu verlassen; und indem sie ihm versprach, ein andermal mehr für ihn zu thun, both sie ihm nochmal die 18 Franken an. Weil er aber wußte, daß sie das Geld zu ihrer Reise nöthig hatte, wollte er es nicht annehmen, bis sie ihn endlich nöthigte, mit ihr zu theilen, und einen Theil desselben anzunehmen, den sie ihm beym Hinausgehen aus dem Wald aufdrang.

Ueberwindet das Böse mit Gutem! ist allen Christen gesagt; aber wie selten wird diese herrliche Regel angewendet!

Merkwürdig ist, daß der Räuber kein Bösewicht seyn wollte, weil er nicht alle böse Eigenschaften an sich zu haben glaubte. Das hat er mit allen Naturmenschen gemein, die sich nie für lasterhaft halten, weil sie nicht alle Laster, sondern nur die begehen, zu denen sie mehr geneigt sind. Der Geizhals denkt, er sey doch nicht lasterhaft, weil er nicht verschwende; der Verschwender und Schwelger hält sich für tugendhaft, weil er nicht stehle; der Unkeusche glaubt, er sey nicht so böse, weil er Niemand beleidige, oder betrüge; der Betrüger und Ungerechte aber bildet sich ein, tugendhaft zu seyn, weil er nicht allen Leuten Alles wegnimmt, oder weil er etwa auch von dem geraubten Gute den Armen giebt, oder in die Kirche opfert.

23.

Die Schule.

Der heilige Bischof Clemens besuchte eines Tages die Schule der Christengemeinde zu Rom. Er fand den Lehrer der Kinder auf der Erde sitzend, und die Kinder um ihn her scherzend und spielend; einige zupften ihn an dem Bart und Haupthaar, andere zerreten sein Gewand, alle aber lachten und schrieen, also, daß ein lautes Getös und Ungethüm die Schule erfüllte.

Als aber der Bischof herein trat, ward eine große Stille, und Clemens winkte dem Lehrer auf die Seite, und sah ihn ernst an, und mißbilligte solch Unwesen mit den Kindern, und sprach: „Geziemet sich das für einen Lehrer der Gemeinde des Herrn?“

Popias aber, denn also hieß der Lehrer, antwortete, und sprach: „Ließ nicht auch der Herr die Kindlein zu sich kommen, und wehrete ihnen nicht, und herzte sie?“ —

„Ja;“ sagte darauf der heilige Clemens, „aber er legte die Hände auf sie, und hub sie hinauf an seine Brust, und redete von dem Reiche Gottes.“

24.

Der Jüngling und der Wolf.

Es war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts nach der gnadenreichen Geburt Christi, als ein altadeliches, mit mittelmäßigem Vermögen begabtes Ehepaar

sein hoffnungsvolles, schlankerwachsenes Söhnlein, Fidelis mit Namen, auf eine hochberühmte Schule in schwäbischen Landen ziehen ließ, um ihn von da, mit Wissenschaft und Gottesfurcht geziert, zum eigenen Troste sowohl, als zum Frommen der lieben Menschheit dereinst wieder heimkehren zu sehen. —

Die verständigen Eltern, wohl wissend, daß die Wissenschaften auf gar zu fett gedüngtem und schwerem Boden nicht gut fortkommen, sondern ein leichtes, etwas mageres und warmes Erdreich verlangen, gaben ihm gerade so viel Geld mit, als er nothwendig hatte, um eingezogen, sparsam, aber doch ohne Nahrungssorgen leben zu können. Und Fidelis vom Geiste der Frömmigkeit, Zucht und Ordnung beseelt, voll lebendiger Begierde, Wahres und Nützliches zu erlernen, war mit diesen Anordnungen seiner Eltern ganz wohl zufrieden. Das alte Sprüchwort: Jugend hat keine Tugend, — sollte an ihm, so schien es, aufs kräftigste widerlegt werden.

Bey den trefflichen natürlichen Fähigkeiten, die der hoffnungsvolle Jüngling besaß, brachte er es durch seinen unermüdlichen Fleiß bald so weit, daß er seinen Mitschülern allen voran gieng; noch mehr aber zog sein sittsamer Wandel, und die Anmuth seines bescheidenen, stillen Betragens Aller Augen auf ihn, und es war als eine ausgemachte Sache bekannt, daß er dem geistlichen Stande sich zu widmen im Sinne trage.

In der That war dieß des wackern Fidelis innerster Wunsch und Vorsatz, weil er den entscheidensten Beruf dazu in sich wahrzunehmen glaubte; er hatte sich auch schon ein bestimmtes Ordenshaus auserwählt, wo er um Aufnahme sich zu bewerben gedachte.

Alles dieß mochte sehr gut seyn, nur hatte sich leider in den Blumen- und Fruchtkorb eine aufgeblasene, häß-

liche Kröte hineingestohlen, die sich überall gern aufhält, wo es finstere Winkel giebt, sey es auch zwischen Blumen und Früchten, vielleicht unter solchen am liebsten. — Fidelis fieng nämlich an einzusehen, daß er wirklich ein edler, musterhafter, für seine Jahre bereits gelehrter, wohl auch artiger Jüngling sey, an dem der liebe Gott eben so gut als die Menschen ihre Freude haben müßten. Zum Unglück wurde er in dieser stolzen Selbstzufriedenheit, auch noch durch das Lob Anderer bestärkt, und seine Eitelkeit genährt. Um so schmerzlicher, unerträglicher fiel ihm aber auch der Tadel dieser verführerischen Schmeichler: er sey zwar ein fleißiger und tiefstudirter Mensch, aber noch etwas linkisch, noch etwas täppisch; er verstünde sich auf keinen Umgang mit Menschen; er habe insbesondere zu wenig Anstrich von einem Weltmanne, und wisse sich in großen Gesellschaften gar nicht liebenswürdig darzustellen. —

Nur zu schnell hatte dieser Tadel, der den Stolz des ehrgeizigen Jünglings so tief beleidigte, seine ganze Seele vergiftet, und seinem ganzen bisherigen schönen Streben eine andere verderbliche Richtung gegeben. —

Von jetzt an vernachlässigte er seine Studien fast gänzlich, schloß sich eng an die lockern Burschen an, ahmte ihre alberne Kleidung und ihr geckenhaftes Benehmen treulich nach, schwärmte mit ihnen in Schenken und andern öffentlichen Belustigungsörtern herum, und brachte es auch darin nur zu bald zur Meisterschaft. Und obschon jeder Gutgesinnte über ihn trauerte, und viele andere wenigstens die Achsel zuckten, so gieng ihm doch dermalen nichts anderes zu Herzen als der Mangel an Geld, welches zum honetten Müssiggang eben so nothwendig ist, als Wasser zu einem Teich.

Dieser tollen Vergnügungssucht wurde alles Entbehrliche, — also auch die Bücher, — hingeopfert, und dem Trödel übergeben.

So stand es um unsern Fidelis im Spätherbst, als eines Tags von seinen Eltern, die zum tiefsten Seelenschmerz und Kummer die schlechte Aufführung ihres Sohnes erfahren hatten, ein sehr ernster Brief an ihn kam, in welchem sie ihm sein ganzes bisheriges Betragen streng verwiesen, und ihm befahlen, so lieb ihm ihre fernere Huld und Unterstützung und ihr Segen wäre, auf der Stelle an die Schule zu N** sich zu verfügen, und durch redliche Sinnesänderung und Besserung ihr tiefbetrübtes Herz wieder aufzurichten. Dem elterlichen Briefe war ein Reisegeld beygelegt, das eher einem sparsamen Zehrpfenning glich, und ihn zwang, die Reise nicht nur zu beschleunigen, sondern auch zu Fuße anzutreten. —

So schritt denn der trübselige Fidelis beym ersten Tages-Grauen eines neblichten Oktober-Morgens mit Ranzen und Stab, und einem etwas schüchternen Studentendegen an der Hafte ganz kleinlaut seinen Fußsteig dahin, und gelangte am Vormittag schon zum übelberüchtigten Schwarzwald, durch den seine Reise ihn führte. In der sichern Hoffnung, gegen Abend eine gewisse Herberge, die er sich zum Ziele gesetzt, ohne große Mühe zu erreichen, war er schon viele Stunden im Walde fortgegangen, als die Dunkelheit ihn überraschte, und wie es der Dunkelheit Gebrauch ist, auch hier ihm bald den rechten Weg verhüllte. Dießmal erkannte er's freylich früher, daß er auf Irrwegen gehe, und im finstern Walde, ohne Spur eines ordentlichen Weges, alle Schrecken fühlend, die bey solchen Gelegenheiten erwachen, rannte er lange Zeit bergauf, bergab, bis er zwischen den Bäumen ganz in der Nähe ein Licht sah.

Da nahm er noch einmal die gesunkenen Kräfte zusammen, machte sich eilends hinzu, und fand eine Bauernhütte, die ihm wenigstens ein ruhiges Nachtlager zu versprechen schien. Auf sein lärmendes Klopfen trat zwar ein betagtes Weiblein mit einer Laterne aus der Hütte hervor, das den Jüngling verwundert und gutmüthig ansah, aber troß seines inständigsten Bitten, und seiner Bereitwilligkeit, mit irgend einem Winkel und etwas Suppe vorlieb zu nehmen, und dankbarst es zu bezahlen, schlug es ihm sein Begehren ganz trocken ab. Als er aber durchaus nicht ablassen wollte, erwiederte das Mütterchen: „Mein lieber junger Herr! Er sollte mich nicht für so unbarmherzig halten; denn damit ich Ihm die Wahrheit sage, es wäre mir um das liebe, junge Blut leid. Er muß nur wissen, daß hier in dieser Hütte ein Trupp der grausamsten Mörder sich aufhalten, die mich gefangen haben, damit ich ihnen koche, und sonstige Dienste thue, und denen ich, weil meine Füße mich nicht recht mehr tragen, schwerlich mehr entfliehen werde. Sein Glück, daß sie eben nicht zu Hause sind, weil sie auf der Straße einem Fuhrmann, der viele Waaren in die Stadt führt, auflauern; wahrscheinlich sind sie mit dem saubern Geschäfte schon zu Ende, und dann können sie augenblicklich da seyn. Deßhalb wird Er am besten thun, sich in den Schutz des Herrn zu empfehlen, und diesen erschrecklichen Ort zu verlassen, so geschwind Er's vermag."

Hierauf fieng das arme Weib vor großem Mitleid bitterlich zu weinen an, gab dem bleichen Wanderer ein Stücklein Brod, und zeigte ihm, welche Richtung er nehmen müsse, um den Mördern zu entkommen. —

Der todtmüde, von Hunger und Durst gepeinigte Fidelis würde keinen Schritt mehr haben gehen können, hätte die ungeheure Angst ihn nicht laufen gelehrt. Es

dünkte ihn noch ein großes Glück zu seyn, als die volle Mondscheibe heraufstieg, und das Waldgestrippe wenigstens so viel beleuchtete, daß er nicht mehr jeden Augenblick über hervorragende Baumwurzeln und Blöcke straucheln und fallen durfte, sondern den Weg doch erkennen konnte, den er im Zickzack durch das Dickicht nahm. Auf diese Weise hatte er, mit Händen und Füßen arbeitend, vom Schweiße überfließend, am ganzen Leibe zerstoßen eine ziemliche Strecke zurückgelegt, und fieng schon einige Hoffnung zu schöpfen an, daß er nunmehr doch der Gefahr entronnen seyn dürfte. Aber der Arme wußte nicht, daß er nur in der Runde herumgelaufen war, und mit jedem Schritte seinem Unglücke entgegen renne. Denn gerade als er noch, einem gehetzten Hirsche gleich, einige rasche Sätze machte, und jetzt aus dem Dickicht an einen freyern Ort hervorsprang, befand er sich plötzlich mitten unter den Räubern, welche den zu plündernden Wagen, von der Straße weg, hieher geführt hatten, und so eben beschäftigt waren, den erschlagenen Fuhrmann unter die Erde zu verscharren. —

Erstarrt von Entsetzen, und von Todesangst durchrieselt stand der arme Fidelis nun in Mitte der Mörderrotte, die mit Blitzesschnelle ihn umringt hatte, alle Gelegenheit zur Flucht vernichtend. — Mit gräßlichem Scherze schwangen sie ihre Säbel und Dolche vor seinen Augen, den leichenblassen und zitternden Jüngling verhöhnend, dessen schauerlich verunglückte Nachtreise ihnen sehr belustigend vorzukommen schien.

„Sieh da!“ rief Einer von ihnen, „ein Schäflein, das den Wölfen geradezu in den Rachen läuft.“ „Wenn du nichts mitbringst,“ schrie der Andere, „so schlagen wir dich gratis todt.“ — „Seyd auf eurer Hut;“ rief ein Dritter, „seht ihr nicht das große Schwert an seiner

Seite?" — Hierauf lachten alle mit häßlichem Beyfall, bis sich endlich ein ernstlicheres Wortgefecht wegen des Gefangenen entspann. Einer von ihnen meynte, man sollte ihn als ein gar junges Blut verschonen, ihm bloß sein Geld und seine Kleidung abnehmen, und sodann seiner Wege gehen lassen. „Warum nicht gar;" polterte ein anderer darein, „damit er uns etwa wo angebe, und uns die Nachspürer auf den Hals ziehe? Was giebt's da für viele Umstände mit dem Buben? So einem kindischen Gesellen ist die Gurgel leicht abgeschnitten, dann übergiebt man ihn dem Fuhrmann da, der kann ihn mitnehmen." „Alles dieß," so ließ sich ein anderer hören, „kostet viele Zeit, und ihr scheint gar nicht daran zu denken, daß wir vor Durst und Hunger bereits vergehen möchten. Laßt uns den armen Schelm vor der Hand in eines dieser leeren Fässer einsperren, bis wir uns mit dem Weinfäßchen da eine Genüge gethan, und unsern schachmatten Leib erquickt haben; alsdann lasset uns wieder hieher kommen, und dem Bürschlein auf die kurzweiligste Art den Garaus machen." Dieser Vorschlag fand so allgemeinen Beyfall, daß einige sogleich das leere Faß vom Wagen warfen, andere mit barbarischem Ungestüm den Jüngling packten, und ihn in das Faß hineinstießen. Hierauf schlugen sie es fest zu, und eilten mit ihrer reichen Beute fort nach ihrem Schlupfwinkel, um geschwind der armseligen Freude ihres Lebens sich zu versichern.

Da lag, oder kauerte nun der unglückliche Fidelis in seinem sehr fest schließenden, weingrünen Fasse, das ihm gänzlich wie ein Sarg vorkam, und der Weingeruch wie Grabesduft, und der hie und da angesetzte Weinstein, der nicht umsonst von alten Zeiten her Tartarus genannt wird, wie die traurigen Ueberreste menschlicher

Vergnügungen; ja, dieser von geistiger Gährung zu Boden gesetzte Stein schien ihm einem Grabstein gleich, unter welchem er nimmer sich hervor arbeiten sollte. —

„O Himmel!" seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung des Schreckens etwas erholt hatte, „so ist denn alle Hoffnung verschwunden, daß in der Welt noch etwas aus mir werden soll? — So habe ich umsonst so fleißig studirt, und so viele Kenntnisse erworben? — O Gott! siehst Du meine schreckliche Noth nicht an? Du Raben-Ernährer, der Du unsere Hauptхaare gezählt hast, was habe denn ich verschuldet, daß Du mich so grausamen Mördern in die Hände gegeben hast? Bin ich denn ein Verbrecher, daß Du so mich strafst?" —

Diese Frage traf gleich einem zündenden Blitze sein Herz, stromweise entstürzten seinen Augen köstliche Thränen, über welche die heiligen Engel Gottes Loblieder der ewigen Erbarmung anstimmten — Thränen der Reue. Sein ganzes Wesen war auf einmal in Wehmuth und Schmerz aufgelöst. Denn es war ihm — gleichwie es im Menschengemüthe durch höhere Kraft so zu geschehen pflegt — plötzlich ein Licht aufgegangen; er erkannte nun die wahre Beschaffenheit seines Gewissens, und sah nur Schuld und Gericht vor sich.

Mit der tiefsten Verdemüthigung seufzte er zum Herrn: „Nun, o Gott! erkenne ich, daß ich fürwahr kein Fidelis — kein Getreuer; sondern ein Ungetreuer bin. Nun gedenke ich des heiligen Gelübdes, Dir in Liebe und Treue zu dienen, und meiner Treulosigkeit, mit der ich es brach. Nun verstehe ich erst, daß ich die Hand rüstig an den Pflug gelegt, und dann nicht allein zurückgesehen, sondern in raschen Sprüngen mich davon entfernt habe. — Dich, ewige Liebe, habe ich verlassen, und der Sünde gehuldigt. Du hast mich ge-

rufen, und ich habe mich geweigert; Du hast Deine erbarmungsreichen Arme nach mir ausgebreitet, ich Elender, ich habe nicht einmal darnach hingesehen.“

„Ach, die Liebe besserte mich nicht, nun soll mich die Strafe bessern.“ —

„Nun denn, mein Herr und mein Gott! so wie du mich gewahrst, und mit dem Auge deiner Gerechtigkeit mich anschauest, so will ich hinwiederum um dieser Deiner Gerechtigkeit willen Dich preisen. In Deine Hände lege ich mein Schicksal und mein Leben; nur gieb mir die Gnade, Barmherziger! daß ich, der ich im Leben Dir untreu war, treu im Tode Dir seyn möge, um die Schuld, die ich durch meine Thränen nicht auszulöschen vermag, mit meinem Blute zu büßen. — Aber ist es Deiner Allmacht nicht möglich, mich aus diesem Kerker, und vom drohenden Tode zu befreyen? — Bist Du nicht der Herr, von welchem die Schrift sagt: Der Herr giebt den Tod, und giebt das Leben; Er führet in das Grab, und wieder zurück. Wie oft hast Du Deine Getreuen errettet, wie oft auch jene, die Dir treulos waren, damit sie Deine Macht und Herrlichkeit erkennen. Noch hoffe ich, o Herr! noch ferner wird meine Seele leben, und Deine gerechten Urtheile preisen, die mich zum bessern Leben geführt. Ich habe geirret, und war ferne von Dir; Du aber bist mir nahe geblieben; Du hast mich gezüchtiget, und in den Schatten des Todes geführt, wiederum wirst Du meine Bande zerbrechen, und Dich meiner erbarmen. Denn Du durchschauest mein Herz, und siehst meine Reue; ich aber erneuere, was ich gelobt, und will mein Gelübde treulich halten, und um beharrliche Treue Tag für Tag Dich anflehen.“ —

Mit solcher Innigkeit bethete der bedrängte Jüngling, und gleich einem sanften Lichtstrahl drang die köst-

liche Frucht des Gebethes — Friede, Ruhe und kindliche Gott-Ergebenheit in sein Herz ein. Nur der Leib bebte und zitterte, als sich jetzt um das Faß herum ein Geräusch hören ließ, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte, der Geist schmiegte sich aber nun recht innig an die göttliche Erbarmung an, und mit Jesus hoffte er zu enden — zu vollenden. —

Als es wieder stille geworden war, legte er sein Auge an das Spundloch, und das Erste, was seinem Blicke begegnete, war ein sehr haariges, langgezogenes, zugespitztes, unmenschliches Gesicht, das auch in der That keinem Menschen, sondern einem Wolfe zugehörte. Nun erklärte sich ihm das Geräusch; denn es war eine Streifpatroulle von Wölfen da, welche witternd und scharrend um das Faß herum schliechen.

Die Wölfe, deren allmählig mehrere herbeygekommen seyn mochten, setzten eine gute Weile ihre Runde um das Faß herum fort, eine Oeffnung auszuspüren, wodurch sie dem verschlossenen, honetten Wolfsfrühstück beykommen könnten. Jemehr ihre Freßbegierde gereizt ward, desto gräulicher fiengen sie zu heulen an. Und Fidelis fand selbst im Rachen des Todes noch Ursache, den Allgütigen zu preisen, der ihn durch eine solche Festung gegen die vierfüßigen Raubthiere geschützt hatte, in welche die zweyfüßigen kurz vorher ihn eingesperrt hatten. Bald aber sollten sich Gottes wunderbare Rettungswege noch herrlicher offenbaren.

Einer dieser raubgierigen Isegrimme, den Inhalt des Fasses genau zu prüfen, steckte, da dieß mit der Schnauze nicht möglich war, nach Art dieser listigen Thiere den Schweif durch die Spundöffnung hinein, und fuhr damit dem armen Studenten, der eben wieder herausſehen wollte, fein sanft über das Angesicht. Die-

ser aber, eigentlich ohne in diesem Augenblicke recht zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es thue, ergriff selben sogleich mit beyden Händen, und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Kaum merkte der, auf dergleichen Vorfälle nicht gefaßte Wolf, daß er gefangen sey, und auch mit seinen Zähnen sich an dem Feinde nicht rächen, und von seiner Gewalt erretten könne, als er in verzweifelter Angst so jämmerlich zu heulen anfieng, daß alle übrigen vor unbändigem Schrecken sogleich die Flucht ergriffen, und ihren Gefährten im Stiche ließen. Zwischen den beyden Gefangenen erhob sich jetzt ein heftiger Streit; endlich gab das Faß den Anstrengungen Isegrimms nach, und bewegte sich fort über Stock und Stein, wobey der arme Fidelis eben nicht sänftiglich hin und her geworfen wurde, bis endlich dieses sonderbare Fuhrwerk an den Rand eines steilen, jähen, steinigten Abhanges gelangte; da rumpelte sofort alles übereinander den Berg hinab, wobey Isegrimm am schlimmsten wegkam, bis endlich das Faß in Trümmer gieng, und Fidelis auf freyem Fuße stand. —

Der Wolf, ohne sich um jenen auch nur umzusehen, nachdem er früher solche hungrige Sehnsucht geäußert, schleppte sich mühsam zur Waldschlucht hinab, und Fidelis sah sich von Kerker, Mördern und Wölfen erledigt, unter den hellfunkelnden Gestirnen des heitern Himmels.

Da wird nun freylich niemand zweifeln, daß er vorerst, Hunger, Durst, Angst und Müdigkeit vergessend, auf die Kniee gesunken ist, um dem himmlischen Vater, den er vorher durch den Herrn Jesum um Hülfe angerufen hatte, nun seinen heißen, thränenreichen Dank für so unverhoffte Rettung darzubringen.

In grossem Vertrauen, daß derselbe Gott, Herr und Heiland, der ihn durch so wunderbare Rettung aus den Händen der Mordlustigen gerissen, auch ferner ihm beystehen, und äußerlich, wie innerlich auf rechtem Wege leiten werde, machte er sich bald wieder auf, und wanderte den Rest der Nacht hindurch im wüsten Walde fort, sein Herz aber lobete ohne Aufhören die unendliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, und es kamen ihm viele lebenskräftige Sprüche aus heiligen Schriften zu Sinne, die ihn mit großer Freude erfüllten. „Wie gut und wie heilsam war's mir, daß Du mich gedemüthiget hast, auf daß ich Deine gerechten Wege erkenne! Ja, mein Herr! nun habe ich erkannt, daß Deine Urtheile eine lautere Gerechtigkeit sind, und Deine Erbarmungen sonder Zahl! Erleuchte mein Herz, daß es Deine Gebothe bewahre; lenke mein Auge, damit es auf eitles Spiel nicht sehe; pflanze mir heilige Furcht in's Herz; belebe mich auf Deinen Wegen! In meiner Angst schrie ich zu dir, und Du hast mich erhöret; aus der Tiefe des Elends habe ich zu Dir gerufen, Du hast meine Stimme nicht verworfen!“ —

So kam er endlich mit Tages Anbruch in eine sichere Herberge, wo ihm diesen Tag und die nächste Nacht auszuruhen, und seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln vergönnt war. Je mehr diese wiederkehrten, desto inniger ward auch zugleich sein neuerwachter Eifer; er fühlte, statt der in den letzten Zeitläuften seines jungen Lebens ihn quälenden Unruhe, eine friedliche, überaus süße Heiterkeit; statt des stutzerischen Leichtsinns, eine für immer befestigte Ernsthaftigkeit; statt des albernen Hochmuths, eine recht klare Erkenntniß der eigenen Armseligkeit und eine lautere Demuth, die alles Gute und Vollkommene nicht sich, sondern mit dankerfülltem Her-

zen Gott zuschreibt. Darum gieng er nunmehr in großer Freudigkeit am nächsten Morgen seine Straße fort, und sang:

Herz, mein Herz nun fröhlich sey,
Weil du wieder lebest,
Und dich dankbar hebest
Zu dem Herrn frank und frey.

Herz, mein Herz, bist nimmer mein,
Bist dem Herrn geschenket,
Der dich weise lenket;
Ihm gehorche ganz allein.

Herz, o Herz, nun lobe laut
Deines Herren Süße,
Immerfort ihn grüße;
Selig, wer dem Herrn vertraut! —

Von außen und innen gestärkt, hatte Fidelis an diesem Tage einen sehr ansehnlichen Weg zurück gelegt, und mit lautpochendem Herzen klopfte er am Abend an die Thüre der elterlichen Wohnung an. Bald lag er weinend zu den Füßen der guten Eltern, die so sehr von Liebe bewegt waren, daß sie gar keine Spur von Verdruß oder Groll laut werden ließen, sondern Freude. Er saß mit ihnen bis in die Tiefe Nacht hinein, ohne Hehl seine Verirrungen, und die Gefahren und den Jammer der letzten Reise erzählend, und ließ sie am Ende selbst urtheilen, was ihm nun für seine fernere Lebenszeit zu thun gebothen sey. Da waren denn die gottesfürchtigen Eltern überaus froh, und danketen Gott, und zeigten sich in Allem mit dem, durch das Feuer schwerer

Prüfung gereinigten Sohne einverstanden, also, daß dieser nach wenigen Tagen aus dem väterlichen Hause zog, und nach jenem Ordenshause sich begab, das er schon lange vorher sich auserkohren. Er ist auch daselbst mit offenen Armen empfangen worden, und hat von dieser Zeit an einen so demüthigen, gottesfürchtigen, liebreichen und auferbaulichen Lebenswandel geführt, daß der Herr, von dem alles Gute kommt, durch ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch viel Gutes und Ersprießliches zum Heile der Menschen geschehen ließ; welchem die Ehre sey in Ewigkeit. Amen.

25.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannichfaltiger Weisheit, und in der Kunst des Saitenspieles und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Gesicht, dazu der Ton seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eitlen Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Weisheit und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt er sich verständiger denn sieben Weise, und gebehrdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter des Knaben Adoniah; denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war, und von schöner Gestalt. Deßhalb sagte Samuel: „Der Geist Gottes hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er verdirbt es selber.“

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme, und sprach: „Adoniah, was siehest du?“ Und Adoniah sprach: „Ich sehe einen Weinberg, und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks, der sich in der Ferne verbreitet!“

Da sprach Samuel: „Tritt hinzu, und betrachte die Blüthe des Weinstocks.“

Und der Jüngling trat hinzu, beschauete, und sprach: „Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe, und demüthig von Gestalt.“ —

Da antwortete Samuel, und sprach: „Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuern, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend!“ —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuels zu Herzen, und gieng von nun an einher voll stillen und sanftmüthigen Geistes.

Da liebten die Menschen Adoniah, und sprachen: „Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!“ —

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann, wie Jesaiah, der Sohn Amos, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

26.

Das Gebeth vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Es war 1806 im Monat November, da die Reichsstadt L. durch das mitten in der Stadt geschehene Zusammentreffen feindlicher Heere große Angst und Schrecken durch Plündern und Mord ausgestanden, und viele Vieles dabey verloren haben. In dieser unbeschreiblichen Noth hat ein sehr wohlhabender, dabey aber rechtschaffener Goldjuwelier mit seiner Gattin und Familie sich entschlossen, alle ihre zeitliche Haabe, besonders Gold- und Silber-Kleinodien und baares Geld auf ihr Zimmer zu tragen, offen auf den Tisch, und in einen Wandschrank zu legen, und dann sich auf die Kniee zu werfen, um im Gebethe zu erwarten, was der Herr durch Feindes Hand nun mit ihnen machen wolle.

Während der Stunde, da sie in dieser Fassung bethend beysammen waren, sprang plötzlich ein vom mörderischen Gefechte noch mit Blut bespritzter Krieger die Treppe herauf und zur Thür herein. Aber wie vom Blitz getroffen stand er da, sein wilder Blick war starr auf die Bethenden hingerichtet, und seine Gesichtszüge fiengen an, in Ehrfurcht und Menschenliebe überzugehen. Noch drängte sich von dem Herzen des bekümmerten

Hausvaters ein schwerer Seufzer empor, dann gieng er, während seine in banger Erwartung harrende Familie stets fortbethete, ruhig zu dem feindlichen Soldaten hin, und fragte ihn freundlich, was sein Begehren sey? Dieser konnte keine Sylbe antworten. Mit einiger Zuversicht nahm ihn jetzt der Hausvater bey der Hand, führte ihn zu seinen Kostbarkeiten mit den Worten hin: „Freund, nehmen Sie, was Sie wollen! Sie sehen, es ist alles in ihrer Gewalt.“ „Ferne sey es von mir!“ erwiederte dieser, „Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist; es war mir in meinem ganzen Leben noch nie so. Hier kann ich einmal nichts rauben.“ „Nun, so werden Sie doch ein Geschenke von mir annehmen, das ich Ihnen gewiß von ganzem Herzen gern gebe?“ „Nein, auch das nicht!“ Der Juwelier wollte solches aus Dankbarkeit gegen den Herrn und diesen schonenden Mann schier erzwingen, aber vergebens. Der wackere französische Soldat blieb bey seiner Erklärung, wollte wegeilen, um, da er Unterofficier war, einige Mann als Sauvegarde für das Haus abzuholen, damit es gegen das Plündern und Morden gesichert seyn möchte; anstatt dessen aber faßte er, weil er auch diesen nicht ganz trauen konnte, den Entschluß, selbst das Haus zu bewachen, und bath sich nur einen Strohsack und ein Kissen aus, um des Nachts ein wenig darauf ruhen zu können; ob ihm gleich ein sehr gutes Bett angebothen wurde, zog er doch den Strohsack aus eigenem Belieben vor. Nach kurzer Zeit erhielten die Soldaten Ordre zum Abmarsch. Beym Abschied glaubte der mit seiner geretteten Familie zu Thränen gerührte Goldjuwelier, es solle und könne nicht anders seyn, als daß der treue Unterofficier sich zur Annahme, nicht so fast einer Belohnung, als vielmehr eines Andenkens seiner Dankbarkeit überreden lasse; aber wie-

der fruchtlos, er nahm durchaus nichts an. Da suchte der Goldjuwelier eine beträchtliche Summe Geldes heimlich in den Tornister seines großmüthigen Beschützers zu stecken, und freuete sich darüber mehr, als wenn er das beste Loos in einer reichen Lotterie gewonnen hätte.

Unauslöschlich blieb dem Soldaten der Eindruck dieser Scene; wenigstens äußerte er sich nachher so gegen einen christlichen Mann, dem er diese Geschichte selbst erzählte mit der Versicherung, daß er diese Geschichte in seinem Leben nie vergessen werde. Vorher hätte er morden und rauben können, wie andere; aber durch den Anblick dieser in feyerlicher Stille bethenden Familie wäre seine Seele mit einem Ehrfurchtsgefühl durchdrungen worden, das ihn auf der Stelle entwaffnete, ihm allen Muth zum Raub und Mord benahm, und das ewig unauslöschlich tief in seine Seele eingegraben sey.

So viel vermag das Dranggebeth der Gläubigen, wenn es anhaltend ist. Hoffet auf ihn allezeit, lieben Leute, schüttet euer Herz vor Ihm aus, Gott ist unsere Zuversicht. Ps. 62, 9.

27.

Dankgebeth eines Wilden.

Ein frommer katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Antriebe nach Ostindien unter die Wilden begab, um sie besser und glücklicher zu machen, erzählte folgende rührende Geschichte:

„Einst gegen Abend gieng ich mit einigen Freunden von einem Spaziergange zurück; da hörten wir an der

Oeffnung des Waldes eine klägliche Stimme. Wir giengen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. „Ach," sagte er endlich, „heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, nach meiner Heimath zu kommen. Da habe ich mich verirrt! Es wird dunkel, und ich bin müde; nun muß ich hier liegen bleiben. Mein armes Weib! — und meine lieben Kinder!" —

Uns jammerte seiner. Ich bath ihn, mitzugehen. „Aber du kennst mich nicht!" antwortete er. „Ich brauche dich nicht zu kennen," sagte ich, „komm nur!" Und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so, daß wir nur eine dünne leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde. Ich erschrack, und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! — Nie werde ich's vergessen. — Er war niedergekniet, und bethete ungefähr mit folgenden Worten:

„Gott! ich danke Dir, daß mir auf meinem Wege die Sonne geschienen hat; ich danke Dir, daß mich keine Schlange gestochen hat; daß meine Feinde mir nicht begegnet sind; ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen; so gieb ihnen auch die Sonne; so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren, und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt, und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt."

So bethete der Wilde. Und mein Gebeth war: „Gieb mir neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese!“

28.

Die Freuden des Weihnachtsfestes,
oder:
Gott macht alles wohl.

Sonst sahen die Kinder der Thalheimschen Familie dem Weihnachtsfeste mit froher Erwartung entgegen, und zählten Tage und Stunden bis zu jener erwünschten Zeit, in der sie jedesmal von ihren Eltern durch mancherley schöne Geschenke überrascht wurden. Da konnten sie sich oft stundenlang über die Freuden des vorjährigen Festes unterhalten. Sie riefen sich alle kindliche Wonne der ängstlich frohen Erwartung, der entzückenden Ueberraschung und des hocherfreulichen Genusses in ihr Gedächtniß zurück, und mahlten sich dadurch die Freuden des nahen Festes mit den lebhaftesten Farben der Hoffnung aus.

Wie pochte ihr Herz vor freudiger Ungeduld, wenn sich der letzte Tag vor dem Geburtsfeste Jesu hinabsenkte in das Meer der Zeit, und die Dämmerung des heiligen Abends sich auf dem Erdkreis verbreitete? Wie sahen sie voll inniger Liebe auf das göttliche Kind hin, das alle gute Gaben und alle vollkommenen Geschenke vom Vater der Lichter mit auf die Erde herabbrachte? Dann wurden sie in ein entlegenes Zimmer geführt, unterdeß

die Eltern im großen Saal die Geschenke ordneten. Hier theilten sie sich mit einer wachsenden Neugierde ihre Gedanken über die Dinge mit, die da kommen sollten, und nicht selten hatten sie schon manches von dem errathen, womit man sie überraschen wollte. — Endlich kam die Mutter, und führte sie hin zu dem Orte, worin alle die längst ersehnten Freuden verschlossen lagen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Glanz von tausend Lichtern strahlte ihnen entgegen. Die Wand- und Kronleuchter waren alle mit brennenden Kerzen besetzt; jedes der Kinder hatte noch einen hohen Christbaum, der von einer Menge kleiner Wachslichter glänzte. Außerdem brannten noch auf jedem Tische mehrere Lichter. Im Hintergrunde erschien im herrlichen Gemählde der göttliche Kinderfreund, wie er die Kleinen segnet, und ihnen das Reich Gottes verheißt. — Voll staunender Bewunderung blieben sie einige Augenblicke in der Thüre stehen, und durchliefen mit neugierigem Auge die lange Reihe von köstlichen Geschenken, um zu erspähen, was Wilhelmen oder Friederiken, Ludwigen oder Karolinen zugedacht wäre. Dann liefen sie freudig auf die Eltern zu, die mit einer heitern Miene zur Seite standen, und sich an dem Eindrucke ergötzten, den die plötzliche Ueberraschung auf die Kinder machte. Denn es giebt für die Eltern nichts so Rührendes und Freudiges, als der Anblick froher und glücklicher Kinder.

Die Kinder dankten mit zärtlichen Liebkosungen für die schönen Geschenke, welche die Eltern für alle bestimmt hatten. Freude, Staunen, Bewunderung wechselten in der Seele der Kinder. Diese fromme Stimmung benutzten die gottesfürchtigen Eltern, sie zur ewigen Quelle alles Guten hinzuweisen; und so löste sich der frohe Jubel in kindliches Gebeth auf, das der Vater im Na-

men der ganzen Familie laut aussprach. — — Doch, warum soll ich Ihnen Empfindungen schildern, die Sie gewiß schon oft in Ihrem Leben selbst gehabt haben. Ich will Ihnen lieber die Geschichte der letzten Weihnachtsfeyer in der Thalheimschen Familie erzählen. Ach! dießmal konnten sich die guten Kinder nicht mit wahrer Herzlichkeit freuen; denn viele traurige Unfälle hatten aus dieser sonst so glücklichen Familie alle Freude und Heiterkeit verscheucht.

Bey dem Anbruche jenes verderblichen Krieges, der den ländersüchtigen Feind in den Schooß des Vaterlandes führte, und Preußen an den Rand des Verderbens brachte, war der Aelteste von den Kindern, Wilhelm, da er noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hatte, als Fahnenjunker mit in den Krieg gezogen. Er war ein rascher, feuriger, unternehmender Knabe, der sich von frühester Kindheit an am liebsten in der freyen Natur umhertummelte, und kein Ungestüm der Witterung, weder Sturm noch Regen, weder Frost noch Hitze scheuete. Schon im zehnten Jahre konnte er die höchsten Bäume ersteigen, über breite Gräben wegspringen, und des Vaters Reitpferd regieren. Dabey hatte er einen lebendigen Abscheu gegen alles Böse und Schlechte. Die Lüge und Unredlichkeit haßte er von ganzem Herzen, und hieng mit kindlicher Traulichkeit an Gott und seinen heiligen Willen. —

Wenn ihm der Vater die Thaten großer Helden erzählte, oder Beyspiele von Tapferkeit, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe anführte, so glühete ihm die Wange, und sein schwarzes Auge funkelte. Die Natur hatte ihn also schon zu dem Berufe eines Kriegers bestimmt. Als sich deßhalb die Nachricht von dem ausbrechenden Kriege verbreitete, da drang er in den Vater mit stürmischen

Bitten, ihn mit ins Feld ziehen zu lassen. Der Vater gab seinen Bitten nach, und verschaffte ihm bey einem Infanterie-Regimente die Stelle eines Fahnenjunkers.

In der blutigen Schlacht bey Jena trug er die Fahne mit freudigem Muthe, fest entschlossen, lieber sein Leben, als das ihm anvertraute Kleinod zu lassen. Der furchtbare Donner, der aus tausend Feuerschlünden hervorkrachte, und Tod und Verderben um sich her verbreitete, erschreckte ihn nicht. Das Aechzen der Sterbenden, und das Gewinsel der schwer Verwundeten trieb zwar sein Blut in schnellere Wallung; aber verscheuchte auch jeden Gedanken von Furcht und Rettung aus seiner Seele. Mit feurigem Seufzen empfahl er sein Leben und seine Eltern Gott, und stand als ein Mann mitten in der Gefahr. Es sanken viele zu seiner Rechten und zu seiner Linken; aber er stand fest und ruhig da, und schauete mit seinem feurigen Auge dem trotzigen Feinde in's offene Antlitz.

Lange hatten die bekümmerten Eltern nach dem unglücklichen Ausgange jener Schlacht nichts von ihrem geliebten Wilhelm erfahren. Nach mehreren Wochen aber brachte ihnen einer von den Flüchtlingen die Nachricht, daß er ihn im Getümmel der Schlacht habe fallen gesehen. Ein unendlicher Schmerz ergriff die Eltern bey dieser Bothschaft, und ihre Seele wurde mit tiefer Wehmuth erfüllt. Ach, es giebt für die Eltern keinen größern Schmerz, als wenn sie ein gutes Kind, das sie unter Mühen und Sorgen auferzogen haben, und das sie zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte, dem kalten Tode in die Arme sinken sehen! Ein süßer Trost für Wilhelms Eltern lag in der Ueberzeugung, daß er in seinem Berufe für sein theures Vaterland, und für einen geliebten König gestorben sey.

Bald darauf zog sich der Schauplatz des Krieges nach der Gegend hin, in welcher der Herr von Thalheim sein Landgut besaß, und durch schreckliche Ereignisse, die immer im Gefolge des Krieges sind, litt er einen bedeutenden Verlust an seinem Vermögen. Schreck und Gram zogen der Frau von Thalheim eine schwere Krankheit zu, und man sah den Arzt bedenklich die Achseln zucken.

Alle diese höchst traurigen Begebenheiten erfüllten die ganze Familie mit Kummer und Betrübniß. Die Kinder hatten es fast ganz vergessen, daß Weihnachten vor der Thür war, und wenn sie auch daran dachten, so erstickte doch der Gedanke an ihren verstorbenen Bruder und an die kranke Mutter jede Regung der Freude. So war der heilige Abend herangekommen, und der Vater vertheilte mit wehmüthigem Herzen einige Geschenke unter die Kinder. „Freuen können wir uns heute nicht, meine Kinder;“ sagte er, „denn um euren Bruder Wilhelm fließen unsere Thränen noch. Ach! und vielleicht folgt ihm eure gute Mutter bald in die Ewigkeit, und wir stehen dann hier und sehen den beyden Verklärten mit bangen Herzen nach. Ach, in vielen tausend Familien hat dieser unglückselige Krieg Jammer und Zerrüttung gebracht, und unter Blut und Thränen wird dießmal die Geburt unsers Heilandes gefeyert.“

„Lieber Vater!“ sagte die sanfte, gefühlvolle Friederike, (ein gutes, braves Mädchen von dreyzehn Jahren), „und hättest du uns heute die kostbarsten Geschenke gemacht, wir könnten uns doch nicht freuen; denn wir können unsere Freude nicht mit dem geliebten Bruder theilen, und die gute Mutter liegt unter heftigen Schmerzen auf dem Krankenlager. Welche Güter der Welt könnten uns da erfreuen! — Und wohin man im Dorfe

nur blickt, da sieht man Thränen und Jammer. In dem Hause unsers Nachbars, Ehrenfried, da sieht es traurig, ach! recht traurig aus. Die armen Leute haben durch Plünderung Alles verloren, was sie sich durch jahrelangen Schweiß mühsam erworben hatten. Sie haben nichts behalten, womit sie ihren Hunger stillen und ihre Blöße bedecken könnten. Ich habe ihnen mit Erlaubniß meiner lieben Mutter einige Wäsche und Kleidungsstücke hinüber getragen, und ihnen zweymal zu essen geschickt. Aber, du guter Gott, sie mögen doch manchmal mit den armen Kindern Mangel leiden müssen; denn der Armen und Nothleidenden im Dorfe sind gar zu viele, und man hat uns selbst nur wenig gelassen. — Am vergangenen Sonntage gieng ich hinüber mit einem Körbchen voll Speisen. Die Kinder spielten in stiller Vertraulichkeit auf dem Hofe; sie kamen freudig auf mich zugesprungen, und aßen die Aepfel und Butterbrode, die ich unter sie vertheilte, mit großem Appetit.“

„Leise und unbemerkt trat ich in die Stube; da standen die beyden Alten am Fenster, und sahen die Leute in die Kirche gehen. Das Haupt der Frau ruhete auf der Schulter des Mannes, der seine Hände gefaltet, und seinen Blick zum Himmel gerichtet hatte. Ein tiefer Seufzer drängte sich aus seiner gepreßten Brust hervor; dann ward er ruhiger, und sagte in einem tröstenden Tone zu seiner Frau: Weine nicht, meine gute Anne, Gott wird uns nicht verlassen. Er speiset die Vögel unter dem Himmel, und kleidet die Lilien auf dem Felde; sollten wir denn nicht viel mehr seyn, als jene? — Hörst du den frommen Gesang der versammelten Gemeinde? — Ach! sie bethen zu dem Gott der Liebe, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt. Ich war

tief gerührt, setzte mein Körbchen auf den Tisch, und schlich mich leise zur Thür hinaus.“

Dem Vater standen bey dieser Erzählung die Thränen in den Augen. Das theilnehmende, gefühlvolle Herz seiner Tochter, und das Unglück der armen Familie rührten ihn gleich sehr. „Wer mag deine Fügungen, wer mag die Absichten deiner erziehenden Weisheit durchschauen, allliebende Vorsicht?“ rief er aus, und drückte seine geliebte Friederike an sein Herz. —

„Ich bin auch einmal mit drüben gewesen bey Ehrenfried's,“ sagte der kleine, zehnjährige Ludwig, „und die armen, halbnackten Kinder haben mich recht gejammert. Da sagte ich zur Schwester Friederike: Weißt du was? Wir wollen den Kindern ein kleines Weihnachtsgeschenk machen. Da werden sie sich recht freuen! Die armen Eltern werden ihnen so nichts geben können. Friederike und Karoline willigten mit Freuden ein, auch die Mutter billigte unser Vorhaben. — Wir öffneten unsere Sparbüchsen. Friederike hatte achtzehn Thaler, ich hatte fünfzehn, und Karoline sechs Thaler. Wir legten zusammen, trugen's zum Schneider Martin, und ließen den Kindern warme Kleider machen. Heute Mittag hat der Schneider alles gebracht, wir legen noch einige Spielsachen dazu, die wir vom vorigen Weihnachten haben, und bescheren es heute Abend den Kindern.“

Der Vater, höchst erfreut über die Herzensgüte seiner Kinder, willigte mit großer Freude in das Vorhaben derselben. Friederike holte die Kleidungsstücke, Ludwig und Karoline suchten das Spielzeug hervor. Alles wurde in Ordnung gelegt, und die alten Christbäume angesteckt. Dann ließ der Vater den Nachbar Ehren-

fried, dessen Frau und Kinder holen, und mit stiller Freude erwarteten nun die guten Geschwister die Ankunft derselben.

Es währte nicht lange, so kam auch Vater Ehrenfried mit seiner Anne, und mit seinen fünf Kindern. Alle waren schlecht und kümmerlich gekleidet, und aus ihren Gesichtszügen sprach Kummer und Elend. „Meine Kinder haben den eurigen eine kleine Freude machen wollen;“ sagte der Herr von Thalheim, „von ihrem ersparten Gelde haben sie ihnen für den Winter warme Kleidungsstücke machen lassen, und etwas Spielzeug hinzugefügt. Da liegt es ausgebreitet auf dem Tische. Geht hin, lieben Kinder! Friederike wird einem Jedem das Seinige anweisen. — Damit ich nun aber,“ fuhr er zu den Alten fort, „meinen Kindern an Mitleid und Großmuth nicht nachstehe, so will ich euch für dieses Jahr die Pacht erlassen, und so lange, bis ihr euch Etwas verdienen könnt, erhaltet ihr Essen aus meiner Küche, und Holz aus meinem Holzstalle.“

Wer vermag es, die Freude der beyden Alten und ihrer Kinder zu beschreiben? — Man muß solche Auftritte selbst erlebt haben, um sich eine treue und lebhafte Vorstellung davon machen zu können. Es giebt Gefühle und Empfindungen, die sich durch keine Sprache ausdrücken, durch keine Kunst darstellen lassen. Man muß selbst einmal ein großes Unglück erlitten, muß selbst mit den Seinigen Mangel und Elend erduldet haben, um sich einen Begriff von der Freude zu machen, die unser ganzes Wesen durchdringt, wenn uns eine menschenfreundliche Hand aus dem Elende emporhebt, und die schwer drückende Last der Gegenwart erleichtert, und die dunkle Zukunft uns freundlich erhellt.

Und der Herr von Thalheim mit seinen Kindern?

Die Wonne, Armen beyzustehn,
Hatt' er jetzt ganz empfunden;
Und noch kein Abend war so schön,
Als dieser ihm verschwunden.

Die Thräne des Danks, der freudige Ausdruck des gerührten Herzens, der hohe Friede Jesus, — das ist der schönste Lohn für eine gute Handlung, für eine erzeigte Wohlthat. Wer aus andern Gründen Gutes thut, der hat seinen Lohn dahin. — Aber die weise und gütige Vorsehung läßt das Gute, das aus reinem Herzen, und ohne sträfliche Nebenabsichten gethan wird, nie unbelohnt, und früher oder später segnet sie es mit den besten Folgen.

Hier schien Gott die edle That des Herrn von Thalheim auf der Stelle vergelten zu wollen. Denn noch lag der alte Ehrenfried dankend auf seinen Knieen; noch glänzte die Thräne der Rührung in dem Auge der treuen Anne; noch liefen die Kinder in freudiger Eile umher, und zeigten sich bewundernd die Geschenke ihrer Wohlthäter: siehe! da öffnet sich die Thür; ein Fremder tritt, in einen Reisemantel gehüllt, herein, und fliegt in die Arme des Herrn von Thalheim. Wilhelm war es, der todtgeglaubte, mit tausend Thränen beweinte Wilhelm. — Er war nicht auf dem Schlachtfelde todt geblieben, sondern eine Kartätschenkugel, die ihm durch die rechte Lende gieng, hatte ihn niedergestreckt. In dem Augenblicke mußte sich sein Regiment zurückziehen; er überreichte die Fahne einem Officier, und erwartete dann ruhig sein Schicksal.

Er ward von dem anrückenden Feinde gefangen genommen, und nach Jena in ein Lazareth gebracht. Ein

geschickter Wundarzt, und eine sorgfältige Pflege brachten ihn in sechs Wochen so weit, daß er ohne sonderliche Schmerzen wieder auftreten konnte. Nach acht Wochen trat er die Rückreise zu seinen Eltern an, bey welchen, wegen des unterbrochenen Postenlaufs, keiner von seinen abgesandten Briefen angekommen war. Wilhelm traf gerade am heiligen Abend vor Weihnachten in Thalheim (so hieß das Landgut seines Vaters) ein, stieg ganz unbemerkt bey dem Pfarrer des Orts ab, und wollte seine Eltern und Geschwister eben zu der Zeit überraschen, in welcher gewöhnlich die Weihnachtsgaben vertheilt wurden.

Man kann sich das Entzücken des Vaters und der Geschwister denken, als sie den geliebten Wilhelm wieder in ihre Arme schließen und an ihr Herz drücken konnten. Der Vater war ganz außer sich vor Freude, umarmte den alten Ehrenfried, und rief ihm zu: „O, freue dich mit mir, Alter, denn ich habe meinen Sohn wiedergefunden, der verloren war!“ — Friederike, Ludwig und Karoline hiengen sich an ihn, und wollten ihn nicht wieder los lassen, als fürchteten sie sich, ihn noch einmal zu verlieren.

Der Vater war weggegangen, um die Mutter auf die Erscheinung ihres Sohnes vorzubereiten; aber seine Freude war zu lebhaft, als daß er sie lange hätte verbergen können.

Die Mutter fühlte sich wie neu belebt, als sie die Ankunft ihres Wilhelms erfuhr; — und als sie ihn nun wirklich an ihr Herz drückte, als sie aus seinem Munde den süßen Namen „Mutter“ hörte, als sie die Thräne des Entzückens in seinen Augen sah, — da hatte der Herr reichlich vergolten all den Kummer über den Verlust des geliebten Kindes.

Sie erfuhr nun in Wahrheit: wie gut es ist, auf den Herrn zu vertrauen, und auf seine Hülfe mit Zuversicht zu warten.

29.

Der Wechsel des Schicksals.

In einem weiten und dichten Walde lebte in stiller, abgeschiedener Ruhe eine glückliche Försterfamilie. Entfernt von dem störenden Geräusch der Welt, hingegeben den Einflüssen einer reitzenden Natur, fromm und gottesfürchtig, voll stillen Friedens im Innern flossen die Tage ihres Lebens froh und heiter dahin. Es gehört wenig zum wahren Glück des Lebens, und wer bey einem gesunden Körper und unverdorbenem Herzen Sinn hat für die einfachen Freuden der Natur und der Häuslichkeit, und gottvertrauend auf seinen Wegen wandelt, und ruhig seiner väterlichen Führung sich überläßt, der ist im sichern Besitz ungetrübter Freude. Wer diesen köstlichen Schatz besitzt, der mag die trüglichen Güter der Welt entbehren, er wird sich bey aller seiner Armuth glücklich und zufrieden fühlen.

Dieß fand auch seine völlige Anwendung bey der vorgenannten patriarchalischen Familie, die, außer dem ehrlichen Förster und seiner braven Gattin, aus einem zwölfjährigen Sohn, Namens Woldemar, aus einem Jägerburschen und einer Magd bestand. Eine hoffnungsvolle Tochter war in den Jahren der blühendsten Jugend von dem freundlichen Bruder des Schlafs in die höheren Gefilde der Ewigkeit geführt worden, und so

war Woldemar die einzige Freude und Hoffnung der Eltern auf dieser Erde. Nie war etwas Unreines in seine Seele gekommen, denn bey den Personen, die er kannte, sah und hörte er nie etwas Böses. Die Mutter hatte ihn in seiner frühesten Jugend schon mit dem Vater im Himmel, und mit seinem lieben Sohne Jesus Christus, und mit seinen Lehren und Heilsanstalten bekannt gemacht, und heilige Ehrfurcht und Liebe für die Religion ins kindliche Herz gelegt, ihn Lesen und Schreiben, und der Vater Rechnen gelehrt, ihn auch außerdem mit den Erscheinungen in der Natur, und in der ihm fast ganz fremden Menschenwelt, so viel als seine Verstandeskräfte davon zu fassen vermochten, bekannt gemacht. An jedem Sonntage giengen die Eltern mit ihm nach dem benachbarten Dorfe in die Kirche, und Woldemar blieb dann gewöhnlich den Tag über in dem Hause des ehrwürdigen Pfarrers, oder des Amtmanns, um mit den wohlerzogenen Kindern desselben zu spielen. Nur einmal hatte ihn der Vater nach dem vier Meilen weit entfernten Städtchen mitgenommen, und unser Woldemar war also mit dem, was in der großen Welt vorgeht, ganz unbekannt.

Aber er wurde, ehe er es meynte, herausgerissen aus dem gewohnten, ihm so theuer gewordenen Kreise, und Friede und Ruhe aus diesem stillen, verborgenen Wohnsitz des Glücks vertrieben. Ein gewaltiger Krieg war ausgebrochen, und verheerte weit umher die vordem so friedlichen Gefilde. Ueberall hörte man Kriegsgetümmel und Waffengeräusch. Auch in das Innere des waldigen Gebirges drang die Nachricht von dem blutigen Kriege, und an einem neblichten Herbsttage hörte die erschrockene Familie ganz deutlich den matten Nachhall eines anhaltenden Kanonendonners.

Wie bange klopfte dem kleinen Woldemar das Herz, und wie ängstlich schmiegte er sich an den Vater, als dieser den Tumult der Schlachten, und die Gräuel des Krieges schilderte; denn er hatte in seinen früheren Jahren als Feldjäger mehrere Feldzüge mitgemacht. Gegen Abend hörten sie nichts mehr von dem Feuer der Schlacht, und mehrere Tage lang blieben sie, voll ängstlicher Erwartung, ohne nähere Nachrichten über den Ausgang derselben. Der Vater schickte den Jägerburschen aus, um auf den benachbarten Dörfern Kundschaft einzuziehen. Dieser kam aber mit einem schwer verwundeten Husaren zurück, der sich auf seiner Flucht in diesem Walde verirrte, und in der Nähe der Försterwohnung unter einer Eiche matt und kraftlos niedergesunken war.

Mit herzlicher, inniger Theilnahme empfieng der redliche Förster den braven Krieger, führte ihn in seine Wohnung, reinigte und verband ihm seine Wunden, und, nachdem er ihn mit Speise und Trank erquickt hatte, brachte er ihn in's Bette. Der tapfere Husar, der einen Hieb in den Kopf, und einen andern über die Brust bekommen hatte, erzählte mit wenigen Worten, wie das vaterländische Heer gänzlich geschlagen und zerstreut wäre, und der siegreiche Feind es allenthalben hart verfolge. — Der kleine Woldemar schauderte beym Anblick des Unglücklichen, und es war ihm unbegreiflich, wie Menschen gegen Menschen so grausam verfahren, und sich zu Hunderten tödten und verwunden könnten. — Der Husar fiel bald in einen tiefen Schlaf, und alle sprachen leise und giengen auf den Zehen, um den braven Krieger in seiner Ruhe nicht zu stören.

Voll tiefen Schmerzes über das Unglück seines Vaterlandes, an dem er mit inniger Liebe hieng, saß der ehrliche Förster vor seiner Wohnung, und ihm zur Seite

der kleine Woldemar, nicht so heiter und ruhig, als er sonst war. Die Sonne war eben untergegangen, und die trauliche Abenddämmerung senkte sich auf die Erde herab. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, und keiner von den Sängern des Waldes brachte dem Höchsten den gewohnten Lobgesang dar. Nur der Krähe eintöniges Geschrey drang aus dem Forste hervor.

Da sprangen plötzlich drey feindliche Soldaten aus dem Gebüsche hervor, stürzten auf den Förster los, und verlangten unter heftigen Drohungen und Flüchen Geld, Wein und Speisung. Wie vom Donner gerührt, stand Woldemar da, und zitterte am ganzen Leibe. Der Vater aber erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, und erkärte den drohenden Feinden, daß er bereit sey, ihnen alles zu geben, was Küche und Keller enthielten, daß er aber bey seiner Armuth kein Geld vorräthig habe. Diese Worte aber vermochten die Plünderer nicht zu beruhigen; sie drangen vielmehr, unter den Ausbrüchen der heftigsten Wuth, in die Wohnung ein.

Als sie hier die Uniform eines feindlichen Husaren, und diesen selbst im Bette liegen sahen, stießen sie den ehrlichen Förster, unter dem Ausrufe: Schurke! Verräther! — mit Kolbenschlägen zu Boden, und einer von ihnen war im Begriff, dem armen Verwundeten das Bajonnet durch den Leib zu bohren. Aber der Jägerbursche — Gottfried war sein Name — war beym ersten Tumult, mit der Flinte in der Hand, in die Stube getreten, und so wie er seinen Herrn zu Boden geschleudert, und den Husaren in der höchsten Lebensgefahr sahe, schoß er den schändlichen Buben, der den armen verwundeten und wehrlosen Mann tödten wollte, nieder.

Bestürzt sahen die beyden andern Soldaten sich um, und als sie den Mörder ihres Kameraden erblickten,

giengen sie mit gefällten Bajonnet auf ihn los. Der herzhafte Gottfried, der jetzt sein eigenes Leben in Gefahr sah, vertheidigte sich mit der größten Entschlossenheit, und zerschmetterte dem Einen mit dem Kolben seiner Flinte das Gehirn. Der Dritte von den feindlichen Soldaten sprang nun schnell zum Hause hinaus, und suchte sein Heil in der Flucht.

Wer beschreibt das Entsetzen der Familie bey diesem schauderhaften Anblick! Dieß friedliche Hüttchen, so lange die Wohnung stiller Glückseligkeit, war jetzt in einen Schauplatz des Mordens und Blutvergießens umgewandelt. Da lagen die beyden Getödteten, und jedem erstarrte bey ihrem Anblick das Herz. Der Vater stand wie betäubt da, die Mutter barg ihr Gesicht in der Schürze, dem Jägerburschen lief es eiskalt durch die Glieder, und Woldemar schrie laut vor Furcht und Angst. Nur der Husar hatte von Allen seine Besonnenheit nicht verloren. Er stand schnell auf, und kleidete sich an. Dem Jägerburschen trug er auf, in der Nähe der Wohnung eine Grube zu machen, und er selbst raffte alle seine Kräfte zusammen, trug die Erschlagenen nach der Grube, und beerdigte sie.

Es war unterdeß Nacht geworden, und stumm, mit beklommenen Herzen saß die Familie beysammen, ohne Licht anzuzünden. Der alte Husar tröstete sie alle mit den Worten: „Nicht so traurig und niedergeschlagen, meine Freunde! Es waren Feinde unsers Vaterlandes, die euch schändlicher Weise ausplündern, und ums Leben bringen wollten. Der tapfere und brave Soldat ist nur dem Bewaffneten furchtbar; den ruhigen, friedlichen Bürger nimmt er in Schutz. Jene aber waren feige, elende Buben, die nur auf Raub und Plünderung ausgiengen. Nur Nothwehr zwang den braven Gottfried

zu jenem gewaltsamen Schritt. Er hat mit Muth und Entschlossenheit gehandelt, und sein Gewissen kann ihn nicht anklagen."

Noch sprach der edelmüthige Krieger, da hörten sie vor der Wohnung Waffengeräusch. Dem Förster ahndete Unglück, und er bath seine Frau, schnell mit dem Woldemar durch die hintere Thür zu flüchten. Dieß that das arme, bekümmerte Weib, und kaum hatte sie mit ihrem zitternden Sohne den Garten erreicht, so hörte sie auch im Hause ein lautes, ängstliches Geschrey, und bald darauf ein wiederholtes Schießen. Eine unbeschreibliche Angst durchdrang ihr ganzes Innere; sie blickte mit unbeschreiblichem Flehen zum Himmel, dann sank sie matt und kraftlos nieder, und Woldemar barg sich weinend in dem mütterlichen Schooß.

Einige angstvolle Minuten mochten sie in dieser Lage zugebracht haben, als sie durch ein Geräusch im Garten aufgeschreckt wurden. Gottfried war es, der sich heimlich aus dem Hause geflüchtet hatte, und jetzt, als er die Seufzer der Unglücklichen vernahm, herbey geeilt kam. Er nahm seine Gebietherin an den Arm, Woldemar an die andere Hand, und eilte mit ihnen zur Hinterthür des Gartens hinaus, in das dickste Gebüsch des Waldes.

Kaum aber hatten sie den Garten hinter sich, als sich ein neues, gräßliches Schauspiel ihren Augen darboth. Aus dem Dache ihrer friedlichen Wohnung brach eine helle Flamme hervor, die bald verheerend um sich griff, und das ganze Gebäude in Feuer setzte. Prasselnd stürzten die Balken zusammen, rings umher ward der Wald erleuchtet, und der Himmel röthete sich von der Gluth des Feuers. Die Mutter sah es, und mit einem Ausruf des höchsten Jammers sank sie in Ohnmacht.

Welche Empfindungen der Wechsel von Angst und Furcht, von Schmerz und Bekümmerniß in des kleinen Woldemars Brust hervorbrachte, können sich meine jungen Leser leicht denken, wenn sie sich recht lebhaft in seine Lage versetzen. Es war die schrecklichste Nacht seines Lebens! Da fiel ihm aus der biblischen Geschichte die wehmüthige Klage Jesus ein: Die Füchse haben ihre Höhlen, und die Vögel des Himmels ihre Nester, aber der Sohn des Menschen hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. — Und er bethete kindlich zutrauensvoll zu diesem seinem Erlöser, und wurde himmlisch gestärkt, voll Glauben und Zuversicht.

Gottfried wandte alle Mühe an, seine Gebietherin wieder ins Leben zurückzurufen; aber erst in der dämmernden Morgenröthe kehrte das Bewußtseyn in sie zurück. Mit einem starren Blick, und mit matter Stimme fragte sie nach ihrem Manne. Woldemar schloß sie in seine Arme, und erwärmte ihre kalten Wangen mit seinen Thränen. „Wo ist dein Vater, Woldemar?“ fragte sie in einem Tone des Wahnsinns. „Ach, sie haben ihn erschlagen! — und wir leben noch!“ Wohl eine Stunde lang saß sie in tiefer Bewußtlosigkeit da, den Blick starr an den Boden geheftet. — Gottfried gieng zur Seite, um nach seiner Wunde zu sehen, die er bey dem nächtlichen Ueberfall bekommen hatte. Es war ein Streifschuß am linken Arme. Zwar hatte er bis jetzt einen starken Blutverlust erlitten, und er fühlte sich sehr entkräftet; indeß er verband sich die Wunde so gut er es vermochte, und kehrte zu der Unglücklichen zurück.

Die Veranlassung zu dem nächtlichen Ueberfall der Feinde gab jener feindliche Soldat, der sich bey dem ersten Ueberfall durch die Flucht gerettet hatte. Er er=

zählte bey seiner Zurückkunft dem ungestüm vorwärts strömenden Heereshaufen die Ermordung seiner beyden Kameraden, und forderte alle zur empfindlichsten Rache auf. Etwa vierzig Soldaten machten sich sogleich auf den Weg, und erreichten um Mitternacht die einsame Wohnung. Wüthend drangen sie in dieselbe ein, und suchten die unglücklichen Bewohner des Hauses auf. Der brave Husar, und — o, der bejammernswerthen Gattin, und des vaterlosen Kindes! — der redliche Förster wurden ohne Barmherzigkeit erschossen. Der Letztere sank, zu dem treuen Gottfried gewandt, mit den Worten nieder: „Rette mein Weib, und meinen Woldemar! Gott wird ihr Vater seyn!“

Schnell flüchtete sich Gottfried, ehe man ihn ergreifen konnte, durch eine Kammerthür, und von dort durchs Fenster in den Garten. Eine nachgesandte Flintenkugel streifte ihm den linken Arm. Nachdem nun die Feinde alles geraubt hatten, was von Werth war, und was sie mit fortschleppen konnten, zündeten sie die stille, friedliche Wohnung an, und zogen unter einem wilden Kriegsgesang weiter. —

Als sich Woldemar's Mutter wieder etwas gesammelt hatte, erzählte ihr Gottfried auf eine möglichst schonende Weise den Hergang der Sache. Ihr Schmerz war grenzenlos; aber, wie jeder große, gewaltige Schmerz, stumm und ohne Thränen. Sie folgte ihrem treuen Diener, wohin er sie führte. Dieser brachte sie nach einem großen, nahe am Walde liegenden Dorfe, das einem biedern Edelmanne, Namens Edelfeld, gehörte, der den Förster, wegen seines ehrlichen und geraden Sinnes, immer vorzüglich geschätzt hatte. Mit der innigsten Theilnahme hörte dieser die schreckliche Begebenheit, nahm die Unglücklichen willig in seine Wohnung,

und räumte ihnen ein einsames Zimmer im Hinterhause ein. Ihn jammerte besonders der gutmüthige und treffliche Woldemar, aus dessen großen, schwarzen Augen, und aus dessen ausdrucksvollen Gesichtszügen ein offener, zutraulicher Sinn, verbunden mit Sanftmuth und Sittenreinheit, sprach.

Edelfried hatte von den Verheerungen und Plünderungen der einbrechenden Feinde so viele beängstigende Nachrichten gehört, daß er all sein baares Geld, und einige Kostbarkeiten in einen festen Kasten verschloß, und diesen unter einem Baum im Garten vergrub. Jetzt brach auch der Feind in Edelfelds Besitzungen ein, und bezeichnete hier, wie überall, seinen Weg mit Verwüstungen. Alle Schränke, Kasten, Kommoden und dergleichen wurden gewaltsam geöffnet, und was die feindlichen Krieger zu irgend einem Behufe brauchen konnten, mit weggenommen.

Woldemar gieng am Abend über den Hof, und hörte hier eine der Mägde einem feindlichen Soldaten traulich erzählen, daß ihre Herrschaft sehr ansehnliche Schätze unter einem Baume im Garten verborgen habe. Sogleich eilte Woldemar zu seinem Wohlthäter, und erzählte ihm, was er gehört hatte. Edelfeld gieng mit einigen seiner treuesten Leute in den Garten, grub schnell den Kasten wieder heraus, und versenkte ihn in einen Teich. Kaum waren sie damit fertig, so sahen sie auch schon vier feindliche Soldaten, geführt von der treulosen Magd, in den Garten schleichen, und unter dem erwähnten Baume nachgraben. Als die raubsüchtigen Plünderer nichts fanden, glaubten sie sich von der Magd zum Narren gehalten, und prügelten sie unter tausend Flüchen unbarmherzig durch.

Edelfeld wurde nun nicht bloß durch eine natürliche Zuneigung, sondern auch durch die Pflicht der Dankbarkeit an den liebenswürdigen Knaben gefesselt. Die Mutter war sehr krank geworden, und Woldemar pflegte sie mit der größten Sorgfalt. Kein Schlaf kam in seine Augen, und er saß Tag und Nacht vor ihrem Lager. Alles dieß erwarb ihm die Werthschätzung des ganzen Hauses.

Nach einigen Wochen war der feindliche Heereszug vorüber, und alle Bewohner der Gegend fiengen an, wieder freyer zu athmen. Auch Edelfeld's Wohnung wurde von den feindlichen Truppen gereinigt, und man fieng an, das, was die Zerstörungswuth des Feindes verschont hatte, wieder zu ordnen und aufzustellen. Aber in des braven Mannes Herz kam keine Ruhe, denn er war in banger Besorgniß wegen seines einzigen Sohnes. Dieser war als Fahnenjunker mit in den Krieg gezogen — ein kühner, feuriger Jüngling, der die rauhen Künste des Krieges stets mit Eifer, entbrannt von Vaterlandsliebe getrieben hatte. In der letzten blutigen Schlacht trug er die Fahne mit feurigem Muthe, fest entschlossen, lieber sein Leben, als das ihm anvertraute Kleinod zu lassen. Ruhig und fest stand er da im Getümmel der Schlacht, und schauete mit seinem feurigen Auge dem trotzigen Feinde ins offene Antlitz. Aber das feindliche Kartätschenfeuer wüthete fürchterlich in den Reihen der Braven, und Hunderte von seinen Kriegsgenossen sanken zu beyden Seiten.

Zähneknirschend sah er die Seinigen weichen, und den Feind immer mächtiger herandringen. Noch stand er furchtlos da, und hielt trotzig die wehende Fahne. Da traf ihn eine Kartätschenkugel in die Brust, und streckte ihn zu Boden. Ein Unterofficier nahm ihn auf

seine Schulter, und wollte ihn vom Schlachtfelde tragen, um zu versuchen, ob vielleicht Rettung noch möglich sey. Aber auch diesen stürzte eine Kugel nieder, und so starben beyde in ihrem großen Berufe für ein theures Vaterland und für einen geliebten König. Erst nach vier Wochen erhielt der Vater von einem Officier, der neben dem jungen Helden gefochten und ihn keinen Augenblick aus den Augen verloren hatte, nachher aber in die feindliche Gefangenschaft gerathen war, die traurige Gewißheit von dem Tode seines Sohnes.

Es giebt für Eltern keinen größern Schmerz, als ein hoffnungsvolles Kind in der Blüthe des Lebens hinsterben zu sehen, besonders, wenn man mit diesem Kinde alle Freude und Hoffnung des nahenden Alters zu Grabe trägt. Darum war auch der tiefgebeugte Edelfeld untröstlich, und nur sein frommer, gottergebener Sinn, sein glaubensvoller Hinblick ins selige Land der Wiedervereinigung hielt ihn aufrecht, daß er nicht murrete. Auch das gewährte ihm Beruhigung, daß der Sohn in dem heiligen Kampfe für König und Vaterland gefallen war. Um die große Lücke, die in seinem Herzen entstanden war, wenigstens zum Theil wieder auszufüllen, und das Bedürfniß der Liebe zu befriedigen, schloß er sich mit ganzer Seele an den trefflichen Woldemar an. Der offene, freundliche Sinn des Knaben, sein für alles Gute so empfängliches Herz gewannen ihm in Kurzem die Liebe seines Wohlthäters in einem so hohen Grade, daß ihn dieser an Kindesstatt annahm, und zum Erben aller seiner Güter einsetzte.

Edelfeld beschäftigte sich selbst mit Woldemar's Geistesbildung, und fand in der allmähligen Entwicklung so mancher herrlichen Fähigkeiten und Tugenden seine höchste Freude. Die Mutter, die allmählig von ihrer

Krankheit genesen war, erhielt die Leitung des ganzen Hauswesens, und wurde von Allen mit der ausgezeichnetsten Achtung behandelt. Der gute, biedere Gottfried erhielt die Aufsicht über die zu dem Dorfe gehörigen Forsten. — Bey alledem aber vergaß Woldemar seinen entschlafenen Vater und seinen früheren Stand nicht. Oft wallfahrtete er nach dem Orte, wo die väterliche Wohnung gestanden hatte, und hier reiften die schönsten Entschlüsse für die Zukunft in seinem Herzen. Immer sah man ihn bescheiden und liebreich, und gegen die Armen des Dorfes hülfreich und wohlthätig.

Eine Reihe von Jahren hatte jenes ausländische Volk, das Woldemar's Vater erschlagen und seine väterliche Hütte angezündet hat, die Welt mit seinen Kriegsthaten, aber auch mit unbeschreiblichem Jammer erfüllt. Ueberall, wohin der eroberungssüchtige Völkerdränger mit seinen siegtrunkenen Schaaren kam, kehrten Armuth und Elend, Mord und Brand ein. Alle Edle hatte ein tiefer Schmerz ergriffen über das große Unglück des Vaterlandes, über die Verhöhnung vaterländischer Sitten, Gesetze und Verfassungen. Doch erzeugte dieser Schmerz nicht ein kleinmüthiges Verzagen, sondern brachte ein treues, festes Zusammenhalten, ein beherztes Ankämpfen gegen die Schlechtigkeit des Auslandes hervor. Auch in der jugendlichen Brust glühete mit dem Schmerz über die erlittene Schmach, die Rache gegen den trotzigen, übermüthigen Feind.

Und als der Ewige im eisigen Norden Gericht gehalten über diesen verblendeten Feind, da erhob sich eine gewaltige Zeit, nicht minder reich an großen Thaten, als an herrlichen Tugenden. Eine hohe Begeisterung für Freyheit und Vaterland hatte die Welt, hatte besonders das deutsche Volk ergriffen, und einen Heldenmuth in

ihm erweckt, der an die größten Zeiten vergangener Jahrhunderte erinnerte, und den die Nachwelt bewundern wird. Hunderttausende begeisterter Männer und Jünglinge standen auf, ergriffen freudig das Schwert des Glaubens und den Schild der Gerechtigkeit, fest entschlossen, den Feind zu schlagen und ihn aus den deutschen Auen zu verjagen, oder sich unter den Trümmern des Vaterlandes begraben zu lassen. Daß Woldemar einer der ersten war, der sich in die Reihen der Edlen stellte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Vater rüstete ihn trefflich aus, die Mutter gab ihm unter Thränen der Wehmuth ihren Segen, und so zog der wackere deutsche Jüngling wohlgemuthet in den heiligen Krieg.

In den größten Schlachten kämpfte er mit kühnem Muthe, und that es den Besten gleich. Jede Mühe und Beschwerde, jede Entbehrung und jedes Opfer, Hunger und Durst, Frost und Hitze ertrug er mit mannhaftem Sinne; denn wenn es die höchsten Güter des Lebens gilt, Freyheit und Vaterland, Gerechtigkeit und Glauben, so wird kein edler Mensch berechnen, wie viel sie kosten. Sie sind mit keinem Opfer zu theuer erkauft. In der entscheidenden Schlacht vor des Feindes Hauptstadt bekam er im Kampfe mit zwey feindlichen Husaren einen Säbelhieb über's Gesicht, stürzte betäubt vom Pferde, und blieb lange hülflos auf dem Schlachtfelde liegen. Doch die Wunde ward gut verbunden, und heilte bey treuer Wartung und Pflege sehr glücklich. Er freute sich, auch ein Denkzeichen aus jener großen Zeit aufweisen zu können, das mehr schmückt, als Band und Orden.

Nachdem die fremde Knechtschaft abgewehrt und die innere Freyheit gegründet, kehrten die tapfern Krie-

ger zurück zu den Werken des Friedens. Edelfeld empfieng seinen Woldemar mit hoher Vaterfreude, und küßte ihm mit Rührung die narbige Stirn. Nachdem er eine Zeit lang im Schooße der Familie und der erquickenden Natur ausgeruhet von den Beschwerden des Krieges, sprach der Vater zu ihm: „Es ist mit Freuden geleistet, was die Noth der Zeit erforderte; das Vaterland ist frey, deutsche Ehre gerettet, die alte Schmach mit dem Blute der Edelsten abgewaschen. Aber noch ist das Werk nicht vollendet, das große Ziel nicht errungen. Edle Grundsätze und Gesinnungen, Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, Treue und Eintracht müssen jetzt die blutig erkämpften Güter erhalten und befestigen. Nur wenn wir fromm, treu und einig sind, werden wir unüberwindlich seyn. Darum, mein Sohn, gehe jetzt in die Schule der Weisen, und lerne aus ihrem Munde die Grundsätze und den Weg, der einzig zu diesem herrlichen Ziele führt. Dazu segne, erleuchte und befestige dich der Allmächtige, dessen Schutze ich dich jetzt empfehle.“

Und der edle Jüngling entsprach ganz den Wünschen seines Wohlthäters, und ist jetzt seine Freude, und eine Zierde des Vaterlandes.

So wunderbar führt der Herr die Seinen zum herrlichen Ziele!

30.

Des alten Gulistan Rath für seinen Sohn.

Gulistan war ein frommer Mexikaner, der immer in Einfalt des Herzens gewandelt und viel Gutes um

sich her verbreitet hatte. Im Hause war er emsig, friedliebend und einfach in Sitte und Leben, im Umgange mit Andern ehrlich und herzlich, in den Versammlungen verständig und besonnen, in bedenklichen Lagen entschlossen und voll Vertrauen zu Gott. Er trug mit Ehren sein graues Haupt, und wurde in der ganzen Gegend als ein weiser und tugendhafter Mann geliebt und geehrt. Als Guatimozin, sein einziger Sohn, dem Knabenalter entwachsen war, und nun in die Welt treten und ihr mit seinen erworbenen Kenntnissen nützen sollte, gab er ihm folgende Ermahnungen mit auf die Reise:

„Mein Sohn! wie ein Vögelein, welches das warme Nest und die schützenden Flügel der Mutter verläßt und die blaue Luft durchsegelt — so verlässest du jetzt die Arme deines Vaters, und bereitest dich, durch die Welt zu fliegen. Höre also, mein Sohn, die Worte deines alten Vaters, und bewahre sie in deinem Herzen.“

„Du weißt nicht, wie lange du von der Sonne beleuchtet, auf Erden wandeln wirst; allein so kurz dieser Zeitraum auch seyn mag, strebe nach Tugend und Weisheit, und bitte Gott, daß er dir helfe. Er hat dich geschaffen, mein Sohn! Du bist sein Eigenthum; zu Ihm richte deine Augen Tag und Nacht hinauf, und in Ihm endige alle deine Gedanken. Er sey deine Leuchte bey den Dunkelheiten dieses Lebens, und erfülle dein Herz mit Ruhe und Friede. Hast du Gott verloren aus deinem Herzen, so ist dein innerstes Leben vernichtet; es wird finster in deiner Seele; du siehst keine Blume blühen, und hörest kein Vögelein singen. Nur einem reinen Gewissen und einem unschuldigen Herzen giebt Gott Ruhe und Frieden; darum wandle immer im Angesicht des Heiligen, und verunreinige dich nicht durch den Schmutz des Lasters. Wenn du die leuchtende Sonne, oder den

silbernen Mond und die glänzenden Sterne erblickst; wenn du die Blume auf dem Felde und den Wurm im Staube siehst; wenn du das weite Meer, und das hohe Gebirge, das grüne Feld, und den dunkeln Wald betrachtest, dann denke an den Großen und Heiligen, der dich und die Welt gemacht hat, und Alles mit Liebe trägt und erhält.“

„Folge dem Rathe deiner Eltern und ehre sie, so lange sie leben; erzeige ihnen Gehorsam und Achtung, damit dir ein böses Gewissen die Tage des Lebens nicht verkümmere. Hüte dich, die Beyspiele böser Buben nachzuahmen, welche, gleich Wilden, denen kein Licht gegeben ist, ihre Eltern nicht ehren, deren Rath nicht folgen, noch sich von ihnen ermahnen lassen. Denn wer in ihre Fußstapfen tritt, der wird in Finsterniß und Wüsteneyen wandeln, wo er seinen Hunger und Durst nicht stillen kann. Er wird eines schrecklichen Todes sterben, und wohl gar von wilden Thieren und Adlern gefressen werden. Wer seinen Vater verachtet, der speyet sich selbst ins Antlitz, und wer seine Mutter verläßt, den wird Gott einst verlassen in der Stunde des Todes.“

„Ehre das Alter, und wenn du ein greises Haupt siehst, so verneige dich tief. Wer mit Ehren graues Haar trägt, auf den schaut das Auge des Ewigen mit Wohlgefallen, und die Menschen blicken mit Ehrerbiethung auf seinen Wandel. Höre auf den Rath verständiger Leute, und nimm die Lehren der Weisen zu Herzen. Sie kamen des Weges, den du noch wandeln sollst, und kennen die Klippen und Sandbänke, die du vermeiden mußt. Ihr Haupt stand im Ungewitter, und ihr Arm lenkte das Ruder im Sturme. Halte dich nicht selbst für klug, du kommst sonst in Versuchung und Trübsal. Spotte, o mein Guatimozin! spotte der Kranken und

Gebrechlichen nicht; denn wer der Armen und Unglücklichen spottet, der höhnet des Schöpfers, der ihn gemacht hat. Fluche den Narren nicht, die du im verkehrten Sinne und im Dunkel wandeln siehst, sondern hüte dich, daß du nicht in dieselben Irrthümer fallest.“

„Siehst du einen Verirrten, den führe zurück auf den Weg des Rechts und der Wahrheit; und will er sich nicht leiten lassen, so bethe für ihn, und empfiehl ihn der Gnade des Höchsten. Gottes Barmherzigkeit ist groß, und seine Liebe waltet über die Menschenkinder. Aber sey nicht stolz darauf, daß du besser bist und weiser, als dein Nächster; du möchtest Viele finden, die ein reineres Herz haben, und einen höheren Geist, als du. Denke immer, daß du weit vom Ziele seyest, und daß du ohne Gottes Beystand Nichts bist. Findest du einen hartherzigen und störrigen Mann, dem rede mit Sanftmuth zu, und erwiedere seine harten Worte mit Schweigen. Gehe nicht hin, wohin du nicht gerufen wirst, und verwickele dich nicht in fremde Händel.“

„Sey nicht taub gegen die Sprache des Elends, und verschließ dein Herz nicht vor dem Flehen der Armen, sondern verleihe ihnen Trost und Hülfe. Die Thränen des Mitleids fallen in Gottes Schooß, und die Thränen des Unglücklichen, die du trocknest, glänzen am Tage der Wiedervergeltung, wie die köstlichsten Perlen. Bekleide den Nackenden mit deinem Mantel, und gieb dem Hungrigen deinen letzten Bissen. Oeffne dem Hülfsbedürftigen die Thür deiner Hütte, und bereite ihm ein weiches Lager von Moos. Und hast du nichts, womit du ihm helfen könntest, so öffne ihm deine Arme und dein brüderliches Herz. Ehre der Gastfreundschaft heilige Rechte, und unter deinem Dache widerfahre Niemanden etwas Böses.“

„Triffst du auf der Reise einen Verschmachteten, dem bringe einen Trunk kühlenden Wassers, und laß ihn in der Wildniß nicht allein, damit er nicht ein Raub der wilden Thiere werde. Hast du einen kranken und schwachen Nachbar, so baue ihm sein Feld, und bringe ihm täglich Nahrung. Lebe mit allen Menschen in Frieden, und schlichte den Hader im Stillen. Siehst du zwey Menschen, die sich hassen und verfolgen, so suche sie wieder zu versöhnen, und lege ihre Hände in einander. Hast du aber deinem Nächsten etwas Uebels gethan, o so lege dich nicht eher schlafen, als bis er dir alles vergeben hat, und bestrebe dich Zeit deines Lebens, ihm Gutes zu thun. Deinem Feinde zeige ein williges und versöhnliches Herz, sprich nichts Böses von ihm hinter seinem Rücken, und ergreife jede Gelegenheit, wo du ihm Freundschaft erweisen kannst. O, es ist der Seelen höchste Freude, seinem Feinde wohlzuthun! Nie laß die Sonne über deinen Zorn untergehen.“

„Hast du einen Freund, der dein Inneres kennt, der dir seine Liebe mit der That bewiesen, der dich ganz versteht, und auch im Unglück dir treu blieb, o den schließe mit ehernen Banden fest an die Seele. Aber die Freundschaft gehört der Tugend, und nicht dem Glücke zu. Ein Freund ist die Krone des menschlichen Lebens; aber ehe er unser Eigenthum wird, muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene feste Anhänglichkeit entstehen, die nach Nichts fragt. Darum will die Freundschaft Opfer haben, und erworben seyn. Die besten Güter liegen nicht auf offener Straße, sondern im festen Gebirge. Die köstliche Perle liegt auf

dem Grunde des Meers in dichter Schaale, und ehe das Gold, das der dunkle Schacht bewahrt, in reinem Glanze strahlt, muß es durch Feuer geläutert werden."

„Zeige immer ein heiteres, fröhliches Antlitz, ruhig, aber nicht finster; ein mürrisches Gesicht ist eine unwillkommene Gesellschaft, und ein trüber Sinn ein unangenehmer Gast. Hast du Kummer, so bethe zu Gott, und öffne ihn nur deinem vertrautesten Freunde. — Nichts mehr, mein Sohn! genug hat der Vater gethan. Befolge diese Lehren, und stärke deinen Geist durch sie. Verschmähe sie nicht, und handle ihnen nicht zuwider; denn durch sie wird dein Leben glücklich, und dein Beyspiel eine Lust dem Guten und ein Schrecken dem Bösen. Ich werde durch dich bey den Menschen in gutem Andenken bleiben."

31.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freyheit, und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. „Geh," sagte er, „und segle damit in ein fremdes Land; wuchere mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein seyn." Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob, und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meer, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hung=

rig, nackt und ohne Hülfe gieng er tiefer ins Land, und weinte über sein Unglück, als er von fern eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit lautem Freudengeschrey entgegen kam. Heil unserm Könige! riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen, und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Pallast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirne band, und ihn einen goldenen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm, im Namen des ganzen Volkes, den Eid der Treue.

Der neue König glaubte Anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glückes ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. „Ich begreife nicht,“ sprach er bey sich selbst, „was die Augen dieses wunderlichen Volkes bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?“

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier!“ redete er ihn an, „Warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eure Insel angekommen sey? Und was wird endlich mit mir werden?“ „Herr,“ antwortete der Vezier, „diese Insel wird von Geistern bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebethen, ihnen jährlich einen Sohn Adams zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen,

und läßt alle Jahre, an dem nämlichen Tage, einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als Ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen: so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt ans Ufer, und legen ihn in ein besonders dazu gebauetes Schiff, das ihn auf eine andere Insel bringt. Diese Insel ist wüste und öde; jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kömmt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglücke Theil, und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königs geht das Volk dem neuen, den ihnen die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen, auf. Dieß, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reiches, das kein König, während seiner Regierung, aufheben kann."

„Sind denn auch meine Vorgänger," fragte der König weiter, „von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?" „Keinem von ihnen," antwortete der Vezier, „war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr ohne weise zu seyn. Andere berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glückes; sie getraueten sich nicht, an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Ge-

nusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer Freude in die andere, bis ihre Zeit um war, und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fiengen sie alle an, sich zu beklagen und ihre Verblendung zu beseufzen; aber nun war es zu spät, und sie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das sie erwartete, und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen."

Diese Erzählung des Geistes erfüllte den König mit Furcht; er schauderte vor dem Schicksale der vorigen Könige, und wünschte ihrem Unglücke zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verflossen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. „Weiser Vezier!" antwortete er dem Geiste, „Du hast mir mein Schicksal, und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will."

„Erinnere dich, Herr!" antwortete der Geist, „daß du nackt auf unsere Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen, und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du selbes nämlich fruchtbar machst, und mit Einwohnern besetzest. Dieß ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hinsendest. Schicke also eine Menge Arbeitsleute hinüber, und laß die wüsten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln; baue Städte und Vorraths-Häuser, und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln; mit einem Worte: Bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner

dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeygehen; denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt dort seyn. Denke, dein Jahr sey morgen schon um, und nütze deine Freyheit, wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren, und langes Elend ist dein Loos."

Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Geistes gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie giengen mit Freuden, und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fieng an sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Dessenungeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber, und die folgenden waren noch freudiger als die ersten, da sie in ein so wohl angebauetes Land giengen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Indessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblicke gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen: denn er gieng in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine daurende Wohnung gebaut hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Pallaste ergriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsorte führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen

eilten, ihn mit großer Ehre empfiengen, und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

* * *

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott. Der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bey seiner Geburt. Die Insel, wo er anlandet, ist die Welt. Die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahingegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohete, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich bloß mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an allen guten Werken leer sind.

32.

Der Geitz.

Filargo, ein Kaufmann aus Korfu, zu Mantua wohnhaft, war überaus karg und geldsüchtig; und, obwohl er Gold in großer Menge besaß, so lebte er doch elend, und je mehr Schätze er aufhäufte, desto größer wurde in ihm die Begierde, sie zu vermehren.

Nun ereignete es sich, daß er, nachdem er eines Tages eine beträchtliche Menge Waaren verkauft hatte, vierhundert Goldstücke in eine Börse steckte, mit dem Vorsatze, so bald er nach Hause gekommen wäre, sie zu den übrigen zu legen; allein der Zufall wollte, während er in Verhandlung wegen Absatz anderer Waaren begriffen war, daß er die Börse fallen ließ, ohne es gewahr zu werden.

Er war wie vom Blitz getroffen, als er nach Hause kam, und seinen Verlust bemerkte; er kehrte wieder wie rasend auf dem nämlichen Wege zurück, auf welchem er gekommen war, und fragte alle darnach, die ihm begegneten, bis er endlich zu dem Orte gelangte, woher er gekommen war, ohne die geringste Spur davon zu finden.

Filargo von Schmerz so durchdrungen, als wären ihm beyde Augen aus dem Kopfe gerissen; gieng geraden Weges zum Richter und stellte sich, als wenn dieser Verlust ihn in das äußerste Elend gestürzet hätte; er bath ihn weinend, Mitleid zu haben, und bewog ihn, eine öffentliche Bekanntmachung ergehen zu lassen, in welcher er sich verpflichtete, vierzig Golddukaten demjenigen zur Belohnung zu geben, der ihm seine Börse zurückstellen würde.

Zum Glück war sie in die Hände einer alten Frau gekommen, welche ehrlich genug dachte, sich das nicht zuzueignen, was ihr nicht zugehörte. Sie schätzte sich glücklich, die versprochenen vierzig Dukaten mit gutem Gewissen zu erhalten, und übergab die Börse dem Richter, welcher sie um ihre Umstände befragte. Sie antwortete: „Ich heiße Franziska, und bin die Wittwe eines Handwerkers, welcher vor drey Jahren starb, und mir drey kleine Kinder hinterließ, ohne Mittel zu leben, außer was ich täglich durch meine Arbeit verdiene; und doch habe ich bis jetzt, Dank sey der göttlichen Vorsehung, meine Bedürfnisse noch immer befriedigen können. Wenn mich das Alter wird einmal unfähig gemacht haben, mehr arbeiten zu können, so werden meine Kinder herangewachsen seyn, und dann hoffe ich, daß sie es mir vergelten und mich mit den Früchten ihrer Arbeit unterstützen werden.“

Den Richter rührte sehr die seltene Biederkeit der Frau, welche, obgleich selbst elend, doch keinen Vortheil von dem ziehen wollte, das ihr der Zufall anboth, was vielleicht mancher Andere, minder ehrlicher, an ihrer Stelle gethan haben würde; er ließ sogleich den Kaufmann rufen und sagte ihm, daß sich seine Börse vorgefunden habe und ihm nichts Anderes mehr übrig bliebe, als sein Versprechen zu halten und der Frau die Belohnung, die er ihr verhieß, zu bezahlen.

Als Filargo die ersehnte Nachricht vernahm, wäre er bald vor Freude ohnmächtig geworden; da er aber überlegte, daß die vierzig Dukaten bezahlt werden mußten, so fieng er schon an, von seinem unseligen Geitze verleitet, auf Mittel zu sinnen, wie er sich der Leistung seiner Verbindlichkeit entziehen könnte. Er nahm die Börse, leerte sie auf einer Tafel der Gerichtsstube aus,

und, obwohl er beym Zählen der Dukaten genau die vierhundert Stücke fand, welche er hineingelegt hatte, so wandte er sich nichts desto weniger zu der Frau und sagte: „Es fehlen hier vier und dreyßig venetianische Dukaten, und ihr müßt Rechenschaft darüber geben.“ Franziska erröthete über diese Worte und versetzte: „Wie könnt ihr wohl glauben, daß ich euch die Dukaten, von denen ihr da sprechet, habe entwenden wollen, da ich euch das Geld zurückgebe, das in meinen Händen war, und mir ganz frey stand, mich desselben nach meinem Gutbefinden zu bedienen?“ — Sie wandte sich darauf zum Richter und sagte: „Ich schwöre Ihnen bey meiner Seele, daß ich Ihnen die Börse so übergab, wie ich sie fand, und sie nicht einmal eröffnete, vielweniger ein Geldstück daraus nahm.“

Der Geizhals behauptete noch immer, daß mit den andern auch die besagten Dukaten darin waren, welche er durchaus zurück verlange, sonst würde er die festgesetzte Belohnung nicht geben.

Aber der Richter, ein Mann von Redlichkeit und Verstand, sah klar die Bosheit und Unersättlichkeit des Bösewichts ein, und um ihn, wie er es wohl verdiente, zu züchtigen, sprach er zu ihm: „Warum erwähntet ihr nicht dieser Dukaten, als ihr mich bathet, die Anzeige kund zu machen?“ „Es fiel mir da nicht bey,“ antwortete jener ganz erschrocken.

„Das ist unmöglich, und ich kann nicht glauben, daß ein Mensch, der keinen Kreutzer außer Acht läßt, sich nicht auch einer solchen Menge Goldstücke erinnern sollte.“

„Ich glaube vielmehr, daß ihr jetzt nur darauf bedacht seyd, wie ihr das euch zueignen möget, was einem andern gehört. Hier finden sich die Dukaten nicht,

Aber wie groß war Salviati's Erstaunen, als der Schmid ihm antwortete:

„Ich bin Ihnen für Ihre Güte erkenntlich; aber ich bitte Sie, nicht zu verlangen, daß ich dieß Geld annehme; denn ich habe es nicht verdient, und habe es auch nicht nöthig."

„Vor drey Jahren, da ich nichts hatte, als den Rock, den ich am Leibe trage, borgte mir der Kleinhändler für hundert Kronen, und bedenken Sie nun selbst, ob es von mir nicht undankbar wäre, wenn ich ihm jetzt den Vortheil entziehen wollte, den er aus seinem Handel zieht? Wenn Sie aber einen bessern Gebrauch von Ihrer Wohlthat machen wollen, so hören Sie meine Meynung."

„Schenken Sie die Börse dem armen Manne, für den ich jetzt arbeite, und den die Feuersbrunst in's äußerste Elend stürzte. Er wird seine Umstände in Ordnung bringen, und so werde ich auch ruhig die ganze Nacht schlafen können."

Da Salviati ihn auf keine Weise von seiner Weigerung abbringen konnte, so befolgte er seinen Rath; er zog eine unglückliche Familie aus dem Elend, und in ganz Florenz bewunderte man den Edelmuth des Schmides Jakob.

34.

Die hohle Eiche.

Ritter Berthold von Wildeck hatte mit Frau Adelinen, seiner frommen Gemahlin, schon fünfzehn Jahre

auf seiner Burg in einer glücklichen Ehe gelebt. Gott hatte sie mit fünf lieblichen Kindern gesegnet, die wie junge Oelbaums-Sprossen das tugendhafte Elternpaar umrankten. —

„Sieh, mein Berthold,“ sprach dann oft die Hausfrau mit einem Blicke frommer Rührung die Kinder betrachtend, „sieh, so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet! — Ach, ich bin nun schon so lange glücklich durch dich und unsere Kinder, daß ich nicht weiß, ob der Himmel noch eine neue Freude für mich hat. Der liebe Gott thut zu viel an mir, er wird mich noch verziehen.“

„Es kann auch noch anders kommen“ versetzte Berthold, „und dann wollen wir unser Kreuz einander tragen helfen, und unsere Kinder müssen neben her gehen, und wenn es uns zu Boden drücken will, so werden sie alle Hand anlegen, um es uns leichter zu machen.“ —

„Ja, das wollen wir;“ rief Engelbert, der älteste Sohn, der des Vaters Augapfel war, „oder nein, wir wollen es lieber ganz auf unsere Schultern nehmen!“ —

Engelbert war erst in seinem vierzehnten Jahre; allein er konnte schon des Vaters wilden Hengst bändigen und einem Rehbocke zu Wette laufen, und wenn er mit Bolzen nach der Scheibe schoß, so traf er immer in's Schwarze. Uebrigens war er fromm, folgsam und eifrig in Allem, was er lernte, oder unternahm.

Berthold war nicht reich, ein Theil seiner Güter lag noch, von seinem Vater her, in fremder Pfandschaft. Da er aber seit seiner Uebernahme des väterlichen Gutes den kaiserlichen Hof niemals und die Turniere (Ritterspiele) nur selten besuchte, und Adeline

eine gar treffliche Wirthin war, so herrschte in seinem ganzen Hauswesen ein Schein von Ueberfluß, den seine Freunde bewunderten, und seine Neider mit scheelen Augen betrachteten.

Eines Abends, als es schon dunkel war, brachte ihm der Thorwart ein zusammengerolltes Pergament, welches ihm ein Waldbruder zugestellt hatte, mit dem Befehl, es dem Burgherrn sofort zu übergeben. Berthold rollte es auf, und las darin folgende Worte:

„Wenn Ritter Berthold von Wildeck nicht vor dem Feste Sankt Peters hundert Goldgulden bey dem Klausner Reimund am Walde niederlegt, so wird ihm seine Burg verbrannt werden, und wenn er vor oder nach Bezahlung des Geldes ein Wort von diesem Briefe sagt, soll er des Todes sterben.“ —

Berthold verschloß den Brief in seine Truche, er hielt ihn für das Werk der Räuber, die schon einige Jahre lang in der Gegend manchen Gräuel verübten, weil er aber weder Furcht hatte, noch Lust, die Summe zu bezahlen, so kümmerte er sich wenig um die Drohung, und verbarg diesen Vorfall seinem Weibe, für das er sonst keine Geheimnisse hatte.

Die angesetzte Frist erschien, und noch neun folgende Tage verstrichen, ohne daß die angedrohte Prophezeihung in Erfüllung gieng; allein in der Mitternachtsstunde des zehnten Tages wurden sie durch einen gewaltigen Lärm vom Schlafe aufgeschreckt, die Sturmglocke ward angezogen, der Thurmwart blies in sein Horn, und die ganze Burg stand in Flammen.

Berthold konnte sich kaum mit seiner Gattin und mit seinen Kindern in ein abgesondertes kleines Gebäude retten, das seinem Hausgesinde zur Wohnung diente. Engelbert war im Hemde in den Stall gelaufen und

hatte den wilden Hengst herausgezogen, der ihm wie ein Lamm folgte. Adeline hatte mit ihrer ältesten Tochter die kleine nußbaumene Truche ergriffen, die in ihrer Kammer stand, und darin die Urkunden der Familie und einige Kleinodien verwahrt lagen.

Berthold ertrug sein Unglück als ein Mann. Seine fromme Gemahlin theilte seine Standhaftigkeit und flößte sie ihren Kindern ein.

Der Schutt wurde weggeräumet, und eine Menge Arbeitsleute waren beschäftigt, Bertholds Anstalten zu einem neuen Bau in's Werk zu richten.

Eines Tages ließ der Ritter sich den Hengst satteln, um in einem seiner Forste sich einige Eichen zu Balken und Sparren auszuzeichnen. Der Mittag erschien, und Berthold kam nicht wieder. Der Abend erschien, und er blieb noch immer aus. Adelinens Unruhe wuchs mit jeder Stunde, und sie stieg auf's höchste, als auch die Nacht verstrich, ohne daß ihr Gemahl zurück kam. —

Kaum grauete der Tag, als sie alle ihre Knechte in der ganzen Gegend umhersandte, um Kundschaft von ihm einzuziehen; allein alle kamen wieder unverrichteter Sache zurück. Acht Tage lang ließ sie ihre Nachsuchungen wiederholen, und alle liefen fruchtlos ab. Adeline und ihre Kinder thaten nichts als Aechzen und Weinen. Der letzte Funke ihrer Hoffnung war erloschen. Endlich sprach sie zu ihrer trostlosen Familie: „Ich will mich unter Gottes Schutz aufmachen und selbst euren Vater suchen, und wenn er noch über der Erde wohnt, so will ich ihn finden.“

„Ich will mit, liebe Mutter,“ rief Engelbert, „vergönnt mir, euch zu begleiten, und wenn ein Lindwurm meinen Vater in seiner Höhle bewachte, so will ich ihn aus seinen Klauen reißen.“ —

Nun öffnete Adeline die nußbaumene Truche, um einige Kleinodien heraus zu nehmen, die auf ihrer Pilgerschaft zum Nothpfenninge dienen sollten. Da fand sie in der Truche den Brief der Räuber, las ihn, und schauderte; aber plötzlich erheiterte ein neuer Strahl der Hoffnung ihre Seele. Wenn er den Mordbrennern in die Hände gefallen ist, so wird der Klausner Reimund, von dem der Brief redet, mich auf ihre Spur bringen können, vielleicht halten sie meinen Berthold bloß gefangen, um ihm die hundert Goldgulden zum Lösegeld auszupressen. —

Adeline empfahl ihre Kinder der Frau des Burgwarts, eines frommen, ihr mit Liebe und Treue zugethanenen Mütterchens, und am folgenden Morgen wandelte sie vor Sonnenaufgang mit ihrem Engelbert nach der Klause des Eindsiedlers, die vier Meilen von der Burg Wildeck entfernt lag.

In der zweyten Mittagsstunde erreichten sie die Klause. Reimund bewillkommte sie gar freundlich, und gab ihnen seinen Segen. Adeline sagte zu ihm: „Ehrwürdiger Vater! ich komme zu euch, um das Urtheil meines Lebens oder Todes zu holen.“

Sie erzählte ihm ihr zweyfaches Unglück, und wies ihm das Schreiben der Mordbrenner. „Gewiß,“ sagte sie, „ist mein Gemahl in ihre Hände gerathen, und ihr könnt mir vielleicht sagen, wo ich ihn finden kann.“

Reimund hob die Hände gen Himmel, Grauen und Entsetzen banden ihm die Zunge. „Ist's möglich!“ rief er endlich aus, „daß das Gewand der Andacht zum Deckmantel des Lasters dienen kann? Vor einem Monat kam ein Waldbruder zu mir, und sagte: Alter Vater! auf Sankt Peters Fest wird ein Ritter hundert Goldgulden bey euch niederlegen, die er zu einem Bußwerke bestimmt.

Verwahret sie, bis ich sie bey euch abholen werde. — Ich versprach es ihm. Acht Tage nach dem Feste kam er wieder, und als ich ihm sagte, daß ich nichts erhalten hatte, sprach er: Gott wird den Sünder dafür strafen. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen.“ —

Diese Nachricht stürzte Adelinen in ihre Verzweiflung zurück. Der fromme Einsiedler bemühte sich, sie zu trösten, und wollte sie nöthigen, einige Speise zu genießen; allein vergebens. Sie that nichts als weinen und schluchzen, indem sie die Augen auf ein Crucifix heftete, das an der Wand hieng.

Engelbert hingegen hatte sich's wohl schmecken lassen, und indeß der Klausner seiner Mutter Trost zusprach, gieng er nach gehaltenem Mahle vor die Zelle hinaus, um ins Freye zu sehen. Er schlich sich gedankenvoll dem Walde zu, der einige hundert Schritte weit entfernt lag. Hier setzte er sich unter einen Baum, und weinte.

Auf Einmal ward er durch ein Geräusch erschreckt, das aus einem nahen Busche kam. Er sah sich um, und erblickte einen jungen Fuchs, der wie ein Pfeil an ihm vorbey schoß, und tiefer in den Wald hinein lief. Engelbert vergaß nun für diesen Augenblick alles Andere, und verfolgte das Thier durch Busch und Hecken mit so großer Behendigkeit, daß er mehr als Einmal im Begriffe war, ihn zu erhaschen.

Indessen zog ihn der schlaue Flüchtling immer tiefer in das Dickicht, bis er eine hohle Eiche ersah, in die er sich in eben dem Augenblicke verkroch, da Engelbert ihn mit einem aufgehobenen Stocke zu erreichen glaubte. Doch der kleine Jäger besann sich nicht lange. Die Oeffnung der Höhle war ziemlich weit, und der Baum von ungeheurer Dicke.

Engelbert schlüpfte hinein, tappte auf allen Seiten um sich her, und als er nach hinten zu eine Vertiefung entdeckte, hoffte er da seine Beute zu finden. Allein kaum hatte er die Stelle berührt, so sank der Boden unter ihm ein, und er stürzte wohl zwölf Fuß tief in einen finstern Abgrund hinab, wo er auf einige Augenblicke die Besinnung verlor.

Als er wieder zu sich selbst kam, ergriffen ihn alle Gefühle, die einen Lebendigbegrabenen bestürmen müssen, wenn er im schwarzen Schooße der Erde aufwacht, und sich von der ganzen Natur abgesondert findet. Er lebte, er schauderte, er dachte an Joseph in der Cisterne, und flehte mit heißem Gebeth und mit lautem Geschrey zu dem Herrn, der in den Abgrund führt, und aus dem Abgrund errettet.

Ein dumpfer Hall schien ihm aus einiger Entfernung zu antworten. Er erschrack, aber vor Freude. Selbst das Gebrüll eines Löwen hätte ihn entzückt; auch der wäre ein lebendiges Geschöpf gewesen, und im Gebiethe des Todes ist jedes lebendige Geschöpf uns ein Bruder.

Er kroch nach der Gegend hin, wo der Laut herkam. Er wand sich durch einen engen Gang, dem Schachte des Bergmanns ähnlich, mehrere Schritte vorwärts, und gelangte endlich an eine weite Höhle, in der ebenfalls die schwärzeste Finsterniß herrschte, wo er aber freyer Athem schöpfen und sich auf seine Beine erheben konnte. Ein tiefer Seufzer hallte ihm aus einem Winkel der Grotte entgegen.

Ein Sterbender, — dachte Engelbert, und zitterte, und die Furcht preßte ihm einen lauten Schrey aus. — „Wer ist hier? Wer will Zeuge meines Todes seyn?“ sprach eine halbverloschene Stimme. Engel-

bert faßte Muth. — „Ich, ich!“ sprach er, „Ach, wo bin ich? Wer seyd ihr?“ —

„Großer Gott!“ versetzte die Stimme im Tone der erwachenden Ohnmacht, „Du schickst mir einen Engel, um mich zu stärken, und leihest ihm die Stimme meines Erstgebohrnen.“ — „Ach, mein Vater!“ rief Engelbert! „Das ist mein Vater! Ja, er ist's!“ — „Ach, mein Sohn! wie kommst du hierher? Haben die Ungeheuer auch dich weggeführt?“

Engelbert stürzte sich auf seinen Vater; der allmächtige Zug der Natur riß ihn gerade zu ihm hin. Er hieng sich an seinen Hals; allein der Vater konnte ihn nicht umarmen. Seine Hände waren gefesselt, und seinen Leib umschloß ein breites eisernes Band, das vermittelst eines Ringes in der Felsenwand befestigt war. —

„O Vater, liebster Vater!“ schluchzte Engelbert, „schon acht Tage läßt die Mutter euch suchen, und heute hat sie sich selber mit mir auf den Weg gemacht; wir konnten nicht mehr daheim bleiben.“

„Gutes Weib, guter Sohn!“ sprach Berthold, „Gott, Gott! Allein wie kommst du in diese Mördergrube?“ — Engelbert erzählte dem Vater sein Abenteuer. —

„O mein Kind! dich hat unser Schutzgeist geleitet, um mich vom Hungertode zu retten, und den Meinigen wieder zu geben.“ — Nun erzählte auch Berthold, wie er von den Räubern gefangen und in diese ihre Höhle geschleppt worden. „Sie fürchteten, daß ich die Einäscherung meiner Burg rächen würde, und verdammten mich, ihnen in dieser abscheulichen Grotte als Knecht zu dienen. Wenn sie auf den Raub ausgiengen, legten sie mir immer Fesseln an. Des Abends kamen sie alle vier, oder doch zum Theil wieder. Seit vorgestern aber

ist keiner mehr erschienen, und seit vorgestern habe ich keinen Bissen mehr genossen.“ —

Engelbert griff eilends in seine Reisetasche, in die er einige Aepfel vom Tische des Klausners gesteckt hatte, zerschnitt sie, und schob sie dem Vater in den Mund. — „Gott vergelte dir dieß Labsal,“ sprach Berthold, und weinte. — Plötzlich aber erbebte er durch alle Glieder. — „Ach Kind, Kind!“ rief er, „fliehe; wer weiß, welchen Augenblick die Bösewichter zurückkommen.“ — „Ich fliehe nicht ohne euch, lieber Vater! entweder will ich euch erlösen, oder mit euch sterben.“

„Armer Knabe! du mich erlösen, ohne ein Werkzeug, meine Bande zu brechen, oder auch nur diese Todtengruft zu erleuchten?“

„O, ich habe ein Feuerzeug, lieber Vater! Die Mutter gab es mir; — wer weiß,“ sagte sie, „wo wir es brauchen können?“

„Heil ihr,“ sprach Berthold, „Heil der guten Mutter; ihre Vorsicht kann uns retten! Hier auf einem Tische zu meiner Linken steht eine Lampe, die schon gestern erlosch, und ein Krug mit Oel; um Gottes Willen stoße ihn nicht um!“ —

In wenig Minuten brannte die Lampe, und Engelbert sah nun mit grauenvollen Staunen das Innere der Höhle. Eine Menge Kostbarkeiten waren darin aufgethürmt, und an den Wänden hiengen wohl zwanzig von Blut starrende Kleider. Doch sein Blick weilte nur eine Minute auf diesen Gegenständen des Entsetzens. Er fiel mit gieriger Hastigkeit auf einen großen eisernen Hammer, schlug damit das Schloß entzwey, das an den Fesseln seines Vaters hieng, und setzte ihn in Freyheit.

Berthold warf sich auf seine Knie, und hob seine geschwollenen Hände gen Himmel, dann schlang er seine

Arme dem Knaben um den Hals, und drückte ihn an seinen Busen. Sein Mund konnte nicht sprechen; aber sein Herz redete laut. Endlich gieng er mit seinem Sohne in eine kleine Seitenhöhle, die den Räubern zur Speisekammer diente. Hier erquickten sie sich mit einer Schale Wein, wozu Berthold mit schüchterner Behutsamkeit einige Bissen Brod genoß. Er kannte die Gefahren des Hungrigen, der zu schleunig seinen Hunger zu stillen wagt.

„Komm, liebes Kind! laß uns fliehen, ehe meine Henker uns überraschen." — Vater und Sohn bewaffneten sich jeder mit einem Schwert und mit einer brennenden Lampe. So krochen sie durch die enge Schlucht, die auf den Platz führte, wo Engelbert heruntergestürzt war. Eine lange Strickleiter hieng in eisernen Haken an der Wand, und über derselben lag auf einer durch ihre Mitte laufenden eisernen Stange eine Klappe, die sich von innen und außen auf- und zudrücken ließ.

Berthold befahl seinem Sohn, voran zu gehen. Er that es ungern, und sah sich immer nach seinem Vater um, bis er den Ausgang erreichte. In der Höhle des Baumes erwartete er ihn, auch da noch fürchtete er den theuren Geretteten zu verlieren. Erst als er sein Haupt aus dem Abgrunde hervorragen sah, schlüpfte er zum Vorgemache des Gefängnisses heraus, und erweiterte die Oeffnung des Baumes, indem er mit seinem Schwerte die morsche Rinde wegschnitt.

Als Berthold sich wieder über der Erde in Gottes schönem Garten befand, sank er ohnmächtig hin; die freye Luft, und der Anblick der Sonne überwältigten seine Lebensgeister.

Engelbert warf sich auf seinen Vater, küßte seine erblaßten Lippen, und rieb ihm die Schläfe mit frischer Erde. Er brachte ihn bald wieder zu sich, gab ihm sei-

nen Stab, den er noch neben der Eiche im Grase fand, und so machten sich Vater und Sohn auf den Weg. Als sie einige Schritte zurückgelegt hatten, sprach Berthold: „Laß uns mit unsern Schwertern den Zugang zu dieser Höhle bezeichnen, damit ich mit meinen Nachbarn mich wappen und die Bösewichter überfallen möge.“ — Von hundert zu hundert Schritten hieben sie ein Stück Rinde von einem Baume weg, und gelangten nach einer halben Stunde an den Ausgang des Waldes, wo Engelbert seinem Vater von Ferne die Klause zeigte, in welcher er seine Mutter verlassen hatte.

Adeline hatte ihren Sohn nicht sogleich vermißt. Die tröstenden Gespräche des Einsiedlers hatten ihre Aufmerksamkeit von ihm abgezogen. Endlich sah sie sich nach ihm um, und fragte ängstlich: „Wo ist Engelbert?“ — „Er wird draußen im Grünen umher wandeln,“ sagte der Klausner. Adeline eilte von Angst gejagt zur Zelle hinaus, suchte den Knaben überall mit ihren Augen, und konnte nichts von ihm entdecken. In dem ganzen weiten Thale erblickte sie keinen Engelbert. Sie rief ihn mit ängstlicher Stimme bey seinem Namen, und er antwortete nicht. Sie lief mit gerungenen Händen bis an den Saum des Waldes, schrie mit verstärkter Stimme: „Engelbert! — Engelbert!“ Nun stürzte sie kraftlos zur Erde, und wimmerte und krümmte sich, gleich dem zertretenen Wurme im namenlosen Schmerz.

Der Einsiedler eilte herbey, sie zu trösten; aber erst nach einer Stunde gelang es ihm, den tobenden Schmerz zu besänftigen. Die Kräfte der armen Dulderin versiegten; sie sank in einen Todesschlummer, in dem der mitleidige Alte sie liegen ließ, weil sie in diesem Zustande wenigst des Gefühls ihres Elendes beraubt war. —

Als sie nach einigen Stunden wieder erwachte, folgte sie dem Klausner mit wankendem Schritte und halbgeschlossenen Augen in seine Zelle. Sie sprach nicht, sie seufzte nicht, sie hörte nicht. Reimund leitete sie nach seinem Lager von dürrem Laub, und holte ihr einen Trunk Wasser, um sie zu laben.

In diesem Augenblicke öffnete Engelbert am Arme seines Vaters die Thür der Klause. Adeline sah sie starr an, fuhr auf ihrem Lager empor und schrie mit wilder Stimme: „Hier sind sie beyde; sie kommen, mich abzuholen in die Wohnungen der Todten. Wie blaß, wie eingefallen der arme Berthold aussieht! Das macht, er lag schon länger im Grabe, als sein Liebling. Holder Knabe! noch als Leiche blühen Rosen auf deiner Wange.“ —

Berthold lief auf sie zu: „Adeline, meine Adeline! ich lebe, wir leben beyde; Engelbert ist mein Retter!“ — Engelbert ergriff die kalte Hand seiner Mutter, und erwärmte sie mit unzählbaren Küssen. Lange lag Adeline in den Armen ihres Gatten und ihres Sohnes, ehe ihre Sinne wiederkehrten; dann aber, o dann hatte sie nur Eine Empfindung, und diese war Dank, Jubel, Anbethung! — Ihr Mund konnte nur lächeln, indeß die Thränen der Wonne über ihre Wangen rieselten.

Um ihre zuckenden Nerven abzuspannen, erzählte ihr Berthold, wiewohl mit all der Schonung, die ihr Zustand erfoderte, die Geschichte seiner Gefangenschaft, und Engelbert mußte die Geschichte seiner Befreyung beyfügen.

Adeline hörte mit gefaltenen Händen zu, als ob ein Herold Gottes ihr ein Fest-Evangelium vorlese. Die Ankunft eines Pilgers, der den frommen Zirkel um ein

Almosen ansprach, riß sie aus ihrer Entzückung. Adeline reichte ihm ein Goldstück. Reimund fragte ihn, wo er herkäme. „Aus Zürich,“ war die Antwort. „Was bringt ihr Neues?“ — „O Neues genug,“ erwiederte der Fremdling. „Vorgestern griffen vier Räuber in Pilgerskleidern hinter Lenzburg drey reisende Kaufleute an. Die Männer aber wehrten sich tapfer, und die Mörder wurden alle vier erschlagen.“

„Heiliger Gott! das sind —,“ rief Berthold, und unterbrach sich plötzlich. Als aber der Pilger weg war, sprach er zum Siedler: „Das sind die Mörder, die mich gefangen hielten; sie verließen die Höhle als Pilger verkleidet, und verbargen ihre Dolche in ihren weiten Aermeln. Ehrwürdiger Vater! die Bösewichter haben einen großen Schatz in ihrer unterirdischen Kluft, und ich allein und mein Sohn wissen diese Räuberhöhle zu finden. Rathet mir, was ist damit anzufangen?“

Der Einsiedler besann sich eine Weile, dann sagte er zum Ritter:

„Die Räuber haben Euch Eure Burg verbrannt und Euch in Banden gelegt. Euch gehört daher von dem Schatze, dessen wahre Eigenthümer ohnehin mehrentheils todt seyn müssen, so Viel zum voraus, als ihr braucht, um Eure Burg wieder aufzubauen. Den Rest mögt Ihr in zwey gleiche Theile sondern; die eine Halbscheide gebühret Euch für Eure ausgestandenen Leiden; aus der zweyten wollen wir, wenn's Euch recht ist, ein Spital sammt Kirchlein bauen für hülflose Waisen, arme Wittwen und verlassene Kranken, damit sie in ihrem Jammer eine sichere Zufluchtsstätte finden mögen.“

Berthold ließ sich den Rath des Klausners gefallen. Die Räuberhöhle ward am folgenden Tage ausgeleert. Reimund übernahm den Bau des Spitals

und Kirchleins, und Berthold kehrte mit Adelinen und seinem Sohne nach Wildeck zurück, wo ihre Kinder sie mit dem Jubel der Unschuld empfiengen.

Am Sankt Peters-Feste des folgenden Jahres wurde das Spital und die Burg von dem frommen Einsiedler eingeweiht, und Adeline speiste und tränkte an diesem heiligen Tage alle Armen des Gaues.

Ueber die große Pforte ließ Berthold einen Fuchs am Fuße einer Eiche in Stein aushauen und darunter mit goldenen Buchstaben schreiben: So errettet Gott die Seinen, die auf Ihn vertrauen; Ihm sey Lob, Preis und Ehre in Ewigkeit! — Seine Enkel erzählten die Geschichte ihres Ahnherrn jedem fahrenden Ritter, der unter ihrem gastfreyen Dache einkehrte, und das Spital war bis auf die stürmischen Zeiten der Zerstörungswuth, die wir, leider! alle kennen, eine Zufluchtsstätte vieler tausend Unglücklichen.

35.

Joel und Hemann.

Es begab sich zu der Zeit, da Ehud Richter in Israel war, daß der kleine Joel, der Sohn Hemanns, mit der Sonne aufstand, um am Fuße des Tabors heilsame Kräuter zu suchen für seinen Vater, der krank lag an der zehrenden Seuche.

Hemann war fromm und arm; eine Wasserfluth hatte ihm seine Heerde ersäuft, bis auf eine einzige Ziege, die ihn ernährte, indeß sein Sohn von den Wurzeln des Feldes lebte.

Da nun der Knabe, ehe der Morgenthau fiel, seine Kräuter sammelte, hörte er plötzlich ein Geräusch über seinem Haupte, und als er seine Augen aufhob, sah er einen Habicht, der eine Ringeltaube verfolgte, die halb todt herunterstürzte zu seinen Füßen.

Joel haschte sie und sagte bey sich selbst: Diesen Vogel will ich meinem Vater zum Mahle zubereiten, auf daß er esse und sich labe, ehe dann er sterbe.

Die Ringeltaube aber sah den Knaben traurig an und schien ihm zu sagen: Wie, auch du willst mich tödten? — Da jammerte der arme Vogel den Knaben, und er sprach: „Nein, dein Retter und nicht dein Mörder will ich seyn. Der Herr, der unsere Väter mit Wachteln speisete in der Wüste, wird auch meinen Vater erquicken.“

Und der Knabe ließ die Ringeltaube los, und als sie empor flog aus seiner Hand, siehe! da schwebte ein lieblicher Jüngling vor ihm, wie Adam, als er hervorgieng aus der Hand seines Erschaffers. Sein Antlitz glänzte wie die Sonne, sein Gewand war weiß, wie der Schnee, und ein goldener Gürtel umzingelte seine Lenden. — „Heil dir!“ sprach er zum Knaben, „daß du Barmherzigkeit gethan hast an dem Vogel. Ich bin einer von den sieben Geistern, die vor dem Throne Gottes stehen, und wurde herabgesandt, dein Herz zu prüfen. Zieh hin im Frieden; ein schöner Lohn wartet auf dich.“ —

Joel fiel auf seine Knie und bethete an; aber der Geist verschwand vor seinen Augen. Da machte der Knabe sich auf und hüpfte fröhlich mit einem Bund Kräuter in der Hand nach der väterlichen Hütte.

Als er aber den Hügel hinanstieg, auf den die Hütte gebaut war, siehe! da kam ihm sein Vater mit rüstigen

Schritten entgegen und sprach zu ihm: „Freue dich mit mir, mein Sohn! denn ich habe Gnade gefunden vor dem Herrn, und er hat seinen Engel gesandt, daß er mich gesund machte. Um die zweyte Stunde saß ich auf meinem Lager, und lechzte nach Athem. Da trat ein fremder Wanderer in meine Hütte. Sein Bart reichte bis an seinen Gürtel, und hundert Winter schienen auf seinem grauen Scheitel zu ruhen. Aber sein Auge blitzte wie der Morgenstern, und seine Stirne glich einer marmornen Tafel, auf der geschrieben stand: „Friede.“ —

„Sey mir gegrüßt!“ sprach er zu mir und reichte mir seine Rechte. „Kannst du mir keine Labung reichen?“ Mein letzter Becher mit Milch stand neben meinem Lager, ich gab ihm den Becher und sprach: „Hier, Vater! nimm hin und trinke. Der Gott Israels weiß, daß ich dir sonst nichts geben kann. — „Da nahm er den Becher aus meiner Hand, und zog aus seinem Busen ein Fläschlein von lauterem Golde, und goß daraus sieben Tropfen, wohlriechend, wie Balsam aus Gilead, in den Becher.

„Trinke du!“ sprach er, indem er den Becher mir reichte, „mich dürstet nicht mehr. Dein guter Wille hat mich gelabet. Trinke, mein Sohn! im Namen dessen, der Leben giebt seinen Geschöpfen.“ —

Ich gehorchte seinem Befehl, und, indem ich trank, ward es mir dunkel vor den Augen und ich fühlte, daß ich zurück sank auf mein Lager. Als ich wieder aufwachte aus meinem Schlummer, sah ich den Alten nicht mehr; aber ich spürte ein sanftes Feuer in meinen Adern, und eine neue Kraft in meinen Gebeinen. Verjüngt, wie ein Adler, stand ich auf und eilte dir entgegen, um dir zu erzählen, welche große Dinge der Herr an mir gethan hat.

Indem Hemann so redete, siehe! da umgab sie eine lichte Wolke; in Joels Ohren war es die Stimme des himmlischen Jünglings, in den Ohren Hemanns die Stimme des göttlichen Greises. „Der Herr ist barmherzig gegen die Barmherzigen," sprach sie, „und sein Segen ruhet auf denen, die da Gutes thun." —

Nun zerfloß die Wolke, und verbreitete einen Duft, süß, wie die Blüthe des Weinstocks. Hemann aber und Joel sammelten Steine und baueten dem Herrn einen Altar, auf dem sie Ihm jeden Neumond ein Dankopfer von Milch und Honigseim brachten.

36.

Der erste Schritt zum Bösen.

Jünglinge, die ihr im Taumel des Freyheitsgefühls elterliche Zucht und Aufsicht hasset, bedenket doch, daß der Wunsch: euch tugendhaft zu erziehen, die kostbare Reinheit eurer Sitten zu erhalten und euch dadurch die Glückseligkeit eures ganzen Lebens zu sichern, der einzige Grund ist, der sie mit Strenge waffnet und sie über die traurigen Folgen zittern macht, welche die verkehrten Neigungen unsers Herzens nach sich ziehen, wenn sie nicht gleich Anfangs unterdrückt und von ihrer weisen Wachsamkeit bezähmt werden.

Nehmt euch ein Beyspiel an dem unglücklichen Lorenz B***, dessen fürchterliche Geschichte vielleicht Einigen von euch nicht unbekannt seyn wird.

Aus einer rechtschaffenen und wohlhabenden Familie entsprossen, äußerte er schon in der zartesten Jugend

einen gegen alle Ermahnungen widerspenstigen Charakter, haßte jede nützliche Beschäftigung, und war besonders nach Geld gierig, um es für Tändeleyen, die ihm seine Laune eingab, zu verprassen.

Die übertriebene Liebe zu diesem einzigen Sohne verblendete seine Eltern dergestalt, daß sie sein ungezogenes Antworten auf ihre Warnungen für Aeußerungen eines geweckten Geistes hielten. Die Nachlässigkeit in seinen Studien und in der Erfüllung seiner Pflichten sahen sie als eine Folge seiner Lebhaftigkeit und eines Leichtsinnes an, der in seinem Alter verzeihlich war; sein beständiges Geldfordern und seine Verschwendungen, als ein glückliches Zeichen seiner edlen Gemüthsart; und so eignete sich das Kind mit jedem Tage schlechtere Gewohnheiten zu, ohne daß eine wahrhaft liebvolle Hand ihm entgegen gekommen wäre, um es von so verderblichen Neigungen zu retten.

Da indessen Lorenz nicht unterließ, mit seinen Kameraden um Geld zu spielen, und immer mehr für Zuckerwerk und Tändeleyen auszugeben, so hatte er oft den Verdruß, seine Börse leer zu sehen, da die Geschenke, die man ihm machte, noch weit nicht zu seinen beständigen Ausschweifungen hinreichen konnten. Einst beobachtete er in der Nacht den Augenblick, in welchem alles im tiefen Schlafe lag, gieng in das Zimmer seines Vaters, näherte sich auf den Zehen dem Bette, suchte ganz sachte in den Taschen der Kleider, und nahm einen Thaler daraus.

Der Erfolg dieses ersten Diebstahles gab ihm Muth, den Versuch öfter zu wiederholen. Allein kein Verbrechen kann mit einer solchen Vorsicht und Heimlichkeit verübt werden, daß es sich nicht früh oder spät selbst entdecke.

Sein Vater hatte einen Prozeß von einiger Bedeutung, welcher den folgenden Tag vom Gerichte entschieden werden sollte. Besorgende Gedanken über die Ungewißheit des Ausganges hinderten in jener Nacht seinen Schlaf.

Der Dieb, welcher diese Stunde für die sicherste zu seinem Zwecke hielt, schlich sich wie gewöhnlich in das Zimmer. Ein Mondesstrahl warf durch das Fenster einiges Licht in das Zimmer, und so wurde er gleich von seinem Vater erkannt, welcher, Zeuge einer solchen Verkehrtheit, mit Mühe seinen Zorn zähmen und schweigen konnte.

Am folgenden Morgen sagte er zu ihm: „Mein Sohn, es nähert sich nun dein Geburtstag, du mußt daran denken, deinem Vetter ein Geschenk zu machen; du weißt, daß auch er vor zwey Monaten dasselbe mit dir gethan hat.“

„Aber ich habe kein Geld;“ antwortete der Lügner, „die drey Livre, welche mir die Mutter vorgestern gab, habe ich unter die Armen vertheilt.“

Jetzt konnte der Vater seinen gerechten Unwillen nicht länger zurückhalten und schrie: „Betrüger! Zeige mir das Geld, welches du mir diese Nacht entwendet hast; ich weiß alles.“ Er faßte ihn bey einem Arme, durchsuchte ihn, und fand in seiner Börse zwey Thaler.

Die gewohnte Nachsicht wich in diesem Augenblicke den Aufforderungen einer gerechten Strenge dergestalt, daß Lorenz genöthigt war, einige Tage im Bette zu bleiben, um sich von den Folgen dieser empfindlichen Züchtigung zu erholen.

Leider geschieht es fast immer, daß man ohne Nutzen Mittel anwendet, um einen Fehler auszurotten, wenn er schon tiefe Wurzel in das Herz geschlagen hat. Lorenz,

ohnerachtet dieses Vorfalls, wurde um gar nichts besser, als vorher. Im Gegentheile, als er es dahin brachte, den Schlüssel von dem Schranke seines Vaters in die Hände zu bekommen, ließ er einen ähnlichen nachmachen und erleichterte sich dadurch die Gelegenheit, die Familienkasse zu bestehlen, wann es ihm gefiel.

Er nahm aber jedesmal von der großen Menge nur eine kleine Anzahl Geldstücke, und vermittels dieser Vorsicht blieben seine Diebstähle lange Zeit verborgen. Zudem richtete er sein Betragen so klug, so folgsam ein, daß seine Eltern, dem Scheine trauend, ihm die alte Liebe wieder schenkten.

Es ereignete sich indeß, daß der Vater, als er einst die Zinsen eines Kapitals erhob, eine Münze darunter fand, die ein fremdes Gepräge hatte; er legte sie vor der Hand unter die andern, und des folgenden Morgens, als er seinen Schrank besah in der Absicht, jene Münze auf die Seite zu legen, so war sie schon verschwunden.

Plötzlich fiel ihm die alte Neigung seines Sohnes ein, und da er auch sonst an der Ehrlichkeit seiner Hausgenossen nicht zweifeln konnte, so wurde es ihm einleuchtend, daß er allein der Thäter seyn konnte.

Man kann sich leicht vorstellen, was für eine schmerzhafte Wunde für das Vaterherz diese neue schreckliche Entdeckung war. Er unterdrückte seinen Zorn, und berieth sich mit seinen Freunden über die Art, seinen Sohn zu züchtigen. Die Vernünftigsten waren der Meinung, daß man ihn so lange in ein Gefängniß sperren sollte, bis er verlässige Beweise von Reue gegeben hätte.

Allein der Gedanke, ihm eine so entehrende Mackel anzuhängen und die väterliche Liebe, die in seinem Herzen noch nicht gänzlich verloschen war, benahmen ihm die Kraft, dieses heilsame Mittel auszuführen; er zog

vor, ihn nach England zu schicken, und empfahl ihn daher der klugen Wachsamkeit eines Freundes, der ihn als Kaufmann beständig mit Studiren und in der Handlung beschäftigen, auch ihm nur ein wenig Geld zu den nothwendigen Bedürfnissen geben sollte.

Diese Vorsicht kam zu spät und war daher ganz unnütz; denn der Jüngling hatte schon jenen Grad von Verderbtheit erreicht, der keine Besserung mehr zuläßt.

Taub gegen die Ermahnungen seines neuen Führers noch mehr, als er es gegen diejenigen seines Vaters war, suchte er bald die Gesellschaft lüderlicher Menschen, und da es ihm an den Mitteln fehlte, den Neigungen eines müssigen und lüderlichen Lebens zu willfahren, so ergab er sich den Glücksspielen der geheimen Wirthshausgesellschaften und verlegte sich auf alle Arten von Betrügereyen und Niederträchtigkeiten.

Es schien, als ob Gott kein Vergehen dieses Jünglings ungestraft lassen wollte, um ihm alle Mittel darzubiethen, sich endlich vom Verderben zu retten.

Drey handfeste junge Spieler wurden seine betrügerischen Kunstgriffe gewahr; sie fielen über ihn her und richteten ihn so übel zu, daß er darüber beynahe gestorben wäre.

Blaß, von Blut träufend wurde er nach Hause getragen, und da noch ein sehr heftiges Fieber dazu kam, so konnte er sich nur mit Mühe nach einer fünfmonatlichen Krankheit erholen.

Der Kaufmann stellte ihm dann mit lebhaften Farben die Schändlichkeit seiner Aufführung vor:

„Unglücklicher Jüngling!“ so sprach er zu ihm, „Was konnte dich je zu einer so schauderlichen Ausschweifung verleiten?“

„Du hast den Namen einer Familie entehrt, die schon durch die Rechtschaffenheit eurer Vorfahren so achtungswürdig ist; du hast mit Undank die Sorgfalt eines Vaters und einer liebevollen Mutter vergolten, welche in dir den Trost ihrer alten Tage zu finden hofften; du hast ihnen bittere Thränen erpreßt und sie genöthigt, den Tag deiner Geburt zu verfluchen.“

„Der Himmel will dich noch zur Einsicht des Abgrundes bringen, in den du dich so unsinnig stürzest.“

„Wehe dir, wenn er dich verläßt!“ Diese Rede machte einigen Eindruck auf Lorenzens Gemüth; er schämte sich und schien Anfangs entschlossen, sich zu bessern.

Aber kaum war er hergestellt und sah seine alten Kameraden wieder, so verschwand jeder gute Vorsatz.

Er verkaufte heimlich, was er am Werthe besaß, borgte von Wucherern Summen, wogegen er Doppelte empfangen zu haben bestätigen, jeden Monat Fünf vom Hundert zahlen und seine künftige väterliche Erbschaft verpfänden mußte. So verfiel er in die größten Ausschweifungen, bis er von den Gläubigen bedrängt, vom Zorne seiner Eltern bedroht, von seinen eigenen Kameraden verachtet und von tausend Gewissensbissen zernagt endlich in die äußerste Verzweiflung gerieth.

Eines Tages kam er in ein Gasthaus, wo gerade zwey Feldwebel waren, um für die Colonien Rekruten zu werben. Sie bemerkten die Verwirrung in seinem Gesichte, gaben sich unter einander ein Zeichen, fiengen an fröhlich zu zechen, von den Vortheilen der englischen Miliz zu erzählen und von den Hoffnungen, welche sie zu großem Glücke darbiethet. Sie nannten mehrere, welche von dem niedern Stande eines Matrosen Admiräle geworden waren.

Lorenz hörte ihnen begierig zu und durch ihre Worte verführt, fragte er, ob er nicht auch bey dem Regimente angenommen werden könnte.

„Die Wahrheit zu sagen,“ antwortete einer, „das Corps ist schon vollständig, aber ihr scheint mir einen Vorzug zu verdienen. Nehmt diese vier Pfund Sterlinge, sie sind euer, wenn ihr mit uns kommt.“ Der Unglückliche blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob er sollte oder nicht. Als er aber bedachte, daß dieß die schicklichste Gelegenheit wäre, sich aus jeder andern Verlegenheit zu reißen, so nahm er das Handgeld, und den andern Tag sah er sich schon in der Kaserne eingeschlossen.

Einige Tage darauf kam der Befehl, nach Amerika abzureisen, und Lorenz freute sich über die Hoffnung, neue Länder zu sehen, und über die Leichtigkeit, sich Reichthümer zu erwerben, was so viele andere Europäer gethan hatten.

So verblendet von seinen eitlen Hoffnungen, vergaß er auf seine Eltern, die er in der erbärmlichsten Trostlosigkeit verließ, bestieg freudig sein Schiff und reiste ab.

Der Unsinnige! Es dauerte nicht lange, so erkannte er die Täuschung, von der er sich verführen ließ, und fühlte das Elend und die Verachtung, die er sich durch seine Verbrechen zugezogen hatte.

Geängstiget von der Furcht einer gefährlichen Schiffahrt, entkräftet durch seine vorausgegangenen Ausschweifungen, von einer geringen Portion alten Zwiebacks und von faulem Wasser kaum ernährt und ganz erschöpft von Anstrengungen, landete er in Amerika, wo er sich ohne Hoffnung, ohne Hülfe und Unterstützung sah. Ueber seine schreckliche Lage erbittert, ließ er

sich verzweifelt zu den schändlichsten Missethaten hinreißen.

Die schweren Züchtigungen, denen er öfters unterlag, halfen nicht, ihn zu zähmen. Endlich wurde er von dem Militär-Gerichte zur Galeere verurtheilt.

Was war indessen das Loos seiner unglücklichen Eltern?

Sie lebten zwar noch, aber ihre alten Tage waren durch ihren quälenden Schmerz ihnen zur Folter geworden.

Sie konnten es nicht ertragen, in ihrem Vaterlande länger zu bleiben, wo jedermann die Verbrechen des Sohnes und also die Schande ihres Hauses wußte, und sahen sich genöthigt, irgendwo anders einen Zufluchtsort zu suchen. Sie ließen sich in einem Dorfe unweit Neapel nieder.

Schon zwey Jahre wohnten sie in dieser dunkeln Einsamkeit, als Lorenz und die andern Verurtheilten Mittel gefunden hatten, sich von ihren Ketten loszumachen, die Wachen zu tödten, sich der Galeere zu bemächtigen, und in einer finstern — nur von hundertfältigen Blitzen erleuchteten Gewitter-Nacht gerade in der Nähe von Neapel zu landen, um die Häuser in der Gegend zu plündern.

Sein bedaurungswürdiger Vater wachte gerade diese Nacht bey dem Bette seiner Gattin, welche nach einer langen Krankheit jetzt in Zügen lag und im Irrsinne mit matten Tönen den Namen ihres einzigen Sohnes nannte, ihn rief, um ihn zu umarmen und ihm noch vor ihrem Tode zu vergeben.

Auf einmal hört der unglückliche Alte mitten unter fürchterlichem Donner ein Gepolter von Leuten, welche die Treppe herauf kamen. In der Angst, der Blitz möchte vielleicht gezündet und die Leute zur schleunigen

Hülfe herbeygezogen haben, wendet er sich mit dem Lichte gegen die Thür, zehn wüthende Mörder traten in das Zimmer, und Lorenz der erste von allen, mit einem Dolche bewaffnet, erkennt seinen eigenen Vater nicht mehr, stürzt auf ihn los, wie ein blutdürstender Tiger, und — schaudere zurück Natur! — von verruchter Sohneshand ermordet, sinkt der Vater zu Boden.

Im nämlichen Augenblicke zerschmettert ein Blitz vom Allmächtigen geschleudert den Bösewicht und fodert seine Seele, belastet mit den schrecklichsten Gräueln, vor sein Gericht. —

O Jünglinge! Segnet die Hand, welche euch mit Gewalt bey den ersten Schritten von dem Pfade des Lasters zurückzieht.

Wer kann euch versichern, wenn ihr einmal auf den Weg der Verbrechen gerathen wäret, daß euch ein ähnliches Loos wie Lorenzen nicht treffen sollte, der ein Räuber und Vatermörder zuletzt geworden war.

37.

Menschlichkeit gegen Alle.

Georg, der alte Thürsteher einer reichen Familie in Verona, schon seit mehreren Jahren Wittwer und ohne Kinder, hatte einen Hund liebgewonnen, den er Fido nannte, weil er wirklich ein treuer Freund seines Herrn war, nie von seiner Seite wich, ihm mit Geschicklichkeit diente, und die größte Freude seines Alters war. Aber Fido war ein häßliches Thier, lang, hager, einäugig, rothhaarig und so übel riechend, daß ihn ein jeder von

sich stieß. Georg aber kehrte sich gar nicht nach dem äußern Scheine, nahm ihn vielmehr immer freundlich auf und vergalt ihm seine Zuneigung.

Der einzige Sohn des Herrn jenes Hauses war Ludwig, ein Jüngling von ungefähr 15 Jahren, von seinem Vater über Alles geliebt, von schöner Gestalt, ausnehmend geistreich und lebhaft.

Allein unter den Naturgaben, womit er ausgestattet war, zeigte er auch eine Härte des Charakters, einen unfreundlichen Hochmuth gegen Untergebene, was ihn der ganzen Familie unerträglich machte; nur der Vater, verblendet von der Zärtlichkeit gegen ihn, bemerkte diesen Fehler nicht, der einer weisen Erziehung so zuwider und dem eigenen und fremden Glücke so nachtheilig ist.

Es ist daher nicht schwer sich vorzustellen, wie der arme Fido von Ludwig behandelt wurde. Nie ward ihm von dessen Tafel das kleinste Bröckchen Brod zu Theil geworden.

Weg da, Ungeheuer! Wie er stinkt! Jagt ihn weg von hier! Solche und ähnliche Ausrufungen waren öfters noch von manchem Fußstoße begleitet.

Der Jüngling tanzte wunderschön, begleitete seine melodische Stimme auf dem Klavier mit aller Anmuth, hatte eine besondere Leidenschaft zum Reiten, um im Wettrennen und Turnieren der Erste zu seyn.

Eines Tages, als Ludwig auf einem solcher raschen und jungen Pferde saß, die unbändig ausschlagen und keine Last auf dem Rücken dulden wollen, wurde er auf einmal, was oft auch den besten Reitern begegnet, von einem plötzlichen Sprunge so erschüttert, daß er sich auf dem Sattel nicht mehr halten konnte, herabstürzte, und sich das Schienbein an einem Steine zerschlug.

Im ersten Augenblicke merkte er wenig auf seinen harten Stoß, und statt zu einem schnellen Hülfsmittel zu greifen, stieg er sogleich wieder zu Pferd, da er nur dadurch seinen Muth zeigen und sich stellen wollte, als hätte er sich gar nichts Leides gethan.

Die Wunde war tief und schmerzhaft, und dennoch sagte er seinem Vater nichts davon, weil er von einem Ritterspiele durchaus nicht wegbleiben wollte, welches gerade auf diesen Tag festgesetzt war.

Die üble Schonung vergrößerte immermehr die Entzündung der gereizten Wunde, und der Schmerz wurde so heftig, daß er sich genöthiget sah, sich zu Bette zu legen.

Es kam ein Wundarzt, welcher erklärte, daß man das Uebel keineswegs vernachlässigen dürfte, und daß die Herstellung nur langsam und nicht ohne Schwierigkeit erfolgen würde.

Und wirklich gieng es täglich schlechter, indem noch ein heftiges Fieber dazu kam. Da er jetzt einsam und allein war, fieng er an einzusehen, daß es nur die Vorzüge des Herzens sind, welche uns den Trost unserer Freunde erwerben, ohne welche wir einsam und verlassen verschmachten.

Während dieser ganzen Zeit hatte er keinen andern Tröster, als seinen Vater; denn die Hausleute, welche er so oft durch sein unfreundliches Benehmen gekränkt hatte, thaten ihm nicht mehr, als was nur ihre strenge Schuldigkeit erheischte, und sie erwiesen ihm keine jener liebreichen Sorgen, die doch so sehr beytragen, die Last unsers Unglückes zu erleichtern.

Bey alle dem konnte doch der alte Georg, der Ludwigen schon als Kind auf seinen Armen getragen hatte, und in ihm das Andenken seiner verstorbenen Frau und

Wohlthäterin liebte, dem Drange, ihn zu besuchen, nicht widerstehen.

„Vergeben Sie mir, gnädiger Herr!“ sagte Georg, indem er schüchtern die Thür des Zimmers öffnete, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mein Bedauern über Ihre Krankheit bezeige. Wie befinden Sie sich heute?“ „Nicht wohl, lieber Georg,“ antwortete jener mit einer Sanftmuth, über welche der Alte sich wunderte und dann fortfuhr: „Du bist jetzt der erste von meiner Familie, der mir ein mitleidiges Gefühl bezeiget.“ — „Aber, gnädiger Herr! alles ist gewohnt in ihrer Gegenwart zu zittern, und ich selbst hatte, trotz meiner Liebe zu Ihnen, kaum Muth genug dazu.“ —

„Ich weiß es, du hast Recht, aber ich will es in Zukunft wieder gut machen.“ — „Hören Sie, um Ihnen zu beweisen, daß ich nie aufgehört habe, an Sie zu denken, komme ich Ihnen ein sicheres Mittel vorzuschlagen.“

„Wenn Sie mich Ihres Vertrauens nicht unwürdig halten, so bürge ich Ihnen, daß ich Sie binnen acht Tagen so gut, wie Sie es zuvor waren, herstelle.“ — „In acht Tagen! Wäre das möglich! lieber Georg! Wie groß müßte meine Dankbarkeit seyn!“ —

„Das Mittel ist sehr einfach und sicher, ich habe davon die Erfahrung verflossenen Sommer an meinem Arme gemacht.“

„Ich ließ die Wunde von meinem Fido lecken, und in kurzer Zeit sah ich mich vollkommen hergestellt. — Aber vielleicht werden Sie es übel nehmen, daß — das arme Thier! — er ist so häßlich — und dann fürchte ich, daß er sich weigere, es Ihnen zu thun; Sie haben ihn so oft geschlagen! Und diese Thiere haben ein gutes Gedächtniß, das wissen Sie.

„Wohlan," erwiederte Ludwig, „suche ihn hieher zu bringen, und ich werde durch Lockspeisen und Schmeicheleyen suchen, ihm das Vergangene vergessend zu machen."

Georg fand seinen Hund vor der Thüre des Vorsaales auf ihn wartend; beym ersten Wink in das Zimmer des Kranken zu gehen, zog er den Schweif ein, lief in den Garten, sich zu verbergen, und weigerte sich hartnäckig, ihm zu gehorchen.

Er nahm ihn dennoch mit Gewalt, und führte ihn zu Ludwigs Bett, welcher ihm seine Wunde zeigte, und durch tausend Liebkosungen ihm seinen Wunsch zu erkennen gab.

Endlich leckte das arme Thier ganz zitternd, Mißhandlungen mit Wohlthaten vergeltend, die Wunde, welche, da man dieß als das heilsamste Mittel öfters wiederholte, in weniger als acht Tagen zuheilte.

In der Seele des jungen Ludwigs bewirkte diese Begebenheit eine glückliche Veränderung; er sah ein, daß man gegen jedermann menschlich und freundlich seyn muß, weil man oft unter einem schlechten Aeußern die schätzbarsten Eigenschaften findet, und die wichtigsten Dienste von denjenigen erhält, von denen man sie am wenigsten erwartet.

38.

Der Taubstumme.

Immer wird Frankreich das Andenken des Abbe de l'Epee theuer bleiben, der in Paris die ersten Schulen

für Taubstumme gründete, wo diese Unglücklichen zu einem neuen Leben geweckt, ihren Verstand den Vorstellungen des Wahren und Schönen, der Kenntniß der religiösen und geselligen Pflichten öffnen, und sogar oft es dahin bringen, in den Wissenschaften und der Litteratur sich gründliche Kenntnisse zu erwerben.

Von diesem wohlthätigen Manne erzählt man, daß ihm eines Abends ein unbekanntes Kind von ungefähr acht Jahren vorgestellt wurde, welches von Geburt aus taubstumm war. Die Polizeywache nahm es in Verwahrung, als es allein und weinend auf der neuen Brücke der Seine stand. Obwohl es schlecht gekleidet war, so merkte man doch an seinen Gesichtszügen etwas Edles, und ein gewisser Unwille, welcher sich in Blick und Gebehrden darüber offenbarte, daß es sich mit Lumpen bedeckt sah, erregte in de l'Epee's Herzen den Verdacht, daß es irgend einer wohlhabenden Familie gehöre, und das Opfer eines geheimen Anschlags geworden sey.

Die Ankündigung dieses Ereignisses in den öffentlichen Blättern war fruchtlos; denn das Kind wurde von Niemand zurückgefordert und blieb in der Schule unter dem Namen Theodor.

Man hat bemerkt, daß die Natur, um diese Unglücklichen einigermaßen für das erlittene Unrecht schadlos zu halten, sie beynahe immer mit einem vorzüglichen, durchdringenden Verstande beschenkt hat; und Theodor war wirklich nach zwey Jahren von angewandtem Fleiße im Stande, Andere zu verstehen, seine eigenen Gedanken vermittelst Gebehrden und Schreiben genau mitzutheilen; und jetzt sah man seine Einbildungskraft oft lebhaft erschüttert durch die Erinnerung vergangener Dinge.

Eines Tages stand er in Begleitung seines Lehrers vor dem Justizgebäude in dem Augenblicke, als der Gerichtspräsident aus dem Wagen stieg.

Der Junge war über diesen Anblick bewegt und gab zu verstehen, daß ein auf ähnliche Art in Purpur gekleideter Mann mit langen gekräuselten Haaren ihn oft in seine Arme geschlossen und liebevoll geküßt hatte.

L'Epee schloß daraus, daß er der Sohn oder nächste Verwandte einer Magistratsperson von höherem Range und also in einer der Hauptstädte des Reiches gebürtig seyn müsse.

An einem andern Tage sah er in einer Kirche der Vorstadt St. Germain das Leichenbegängniß eines Reichen. Seine Augen füllten sich mit Thränen und er wandte sich zu seinem Lehrer, der ihn um die Ursache seiner Rührung fragte; worauf er durch Zeichen antwortete: „Vier Monate vor meiner Reise nach Paris begieng man ein ähnliches Leichenbegängniß wegen des Todes jener Person, die mich so oft liebkosete, und jetzt erneuert mir ein solcher Anblick den Schmerz seines Verlurstes."

Dieser zweyte Wink erregte in seinem Lehrer die Vermuthung, daß er ein verwaistes Kind wäre und vielleicht der alleinige Erbe großer Reichthümer; daß habsüchtige Verwandte seine hülflose Lage benützt, ihn in ein entferntes Land gebracht und absichtlich verloren hätten, um sich seiner Güter zu bemächtigen.

So wichtige Verdachtsgründe verstärkten den Muth und den Eifer des Abbe, welcher von diesem Augenblicke an den edlen Entschluß faßte, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Urheber eines solchen Verrathes zu entdecken, seinen Zögling in sein Vaterland zurückzuführen und den Anspruch auf alle seine Rechte geltend zu machen.

Aber den Namen seines Vaters und seines Geburtsortes zu finden, war äußerst schwer. So bald er aber sich versichert hatte, daß der Knabe das Thor wieder erkennen würde, durch welches er zu Paris anlangte, so waren sie schon beyde gleich am folgenden Tage in Bewegung, um alle Thore der Stadt durchzulaufen.

Als sie zu dem Thore de l'Enfer kamen, bezeigte Theodor wirklich es zu erkennen und gab ihm zu verstehen, daß gerade dort die Zöllner ihn und die Person, die ihn begleitete, aus dem Wagen steigen hießen, um denselben durchzusuchen, und daß sie dahin nach einer unausgesetzten Reise von vier Tagen und vier Nächten, wobey sie von Zeit zu Zeit die Pferde wechselten, gekommen waren.

Theodors Vaterland war also gewiß eine Stadt südlich hin gelegen, und wahrscheinlich in einer sehr weiten Entfernung. Um doch nach den fruchtlosen, durch Briefe gemachten Nachforschungen etwas zu bewirken, war das zweckmäßigste Mittel, eine Fußreise nach allen mittäglichen Hauptstädten vorzunehmen.

Der gute Greis, beseelt von der süßen Hoffnung, den frommen Wunsch seines Herzens erfüllt zu sehen, flehte Gott den Vater und Beschützer der unterdrückten Unschuld um seinen Beystand an und beschloß, in Gesellschaft seines Theodors abzureisen.

Ein Weg von dreyßig Tagen konnte die Standhaftigkeit des Jünglings nicht ermüden, in dessen Seele lebhaft die Hoffnung sprach, die Schwelle seines väterlichen Hauses wieder zu sehen, und auch des biedern de l'Epee nicht, der ein Vorgefühl der unaussprechlichen Freude empfand, welche immer der sichere Lohn der Tugend ist.

Endlich kommen sie zu den Thoren von Toulouse, gehen immer vorwärts, bis zu dem alten Pallaste der

Familie d'Harancour. Theodor, freudetrunken, fällt auf die Knie, hebt die Hände gegen den Himmel und deutet unter einem Strom von Thränen, daß er in diesen Mauern geboren sey und daß er darinnen die ersten Jahre seiner Kindheit zugebracht habe.

L'Epee hält die ersten Ausbrüche Theodors zurück, zieht von den Nachbarn die nöthigen Erkundigungen ein und erfährt, daß ein gewisser Darlemont die große Erbschaft d'Harancours statt seines Neffen und Mündels Julius besitzet, welcher durch eine scheinbar gesetzliche Urkunde schon seit drey Jahren in Paris für todt erklärt wurde.

Man sehe auf welche Art die ewige Gerechtigkeit, die immer wacht, die Lasterhaften zu bestrafen, dem glücklichen l'Epee das Verbrechen entdeckte, welches Darlemont in ewiger Finsterniß begraben und den Augen der Menschen für immer entzogen glaubte.

Das Anliegen des beraubten Waisen wurde der Vertheidigung Franvals, eines der wackersten Rechtsgelehrten von Toulouse anvertraut. Mit ihm gieng der Abbe des folgenden Morgens zu dem Pallaste d'Harancours, in der Absicht, das Herz des Ungerechten plötzlich zu erschüttern, ihn, wenn es möglich gewesen wäre, zur Einsicht seines Vergehens zu bringen und ihn dadurch mit der öffentlichen Schande zu verschonen.

Als l'Epee vor Darlemont kam, sprach er zu ihm: „Ich komme, die Winke der Vorsehung zu erfüllen, welche meine Schritte bis nach Toulouse und bis zu Ihnen gelenket hat, indem ich Ihnen ankündige, daß der Erbe d'Harancours, Julius, Ihr Neffe und Mündel lebt, daß ich ihm beystehen werde, seinen Namen und seine Güter wieder zu erlangen, die ihm auf eine so grausame Art geraubt wurden."

Dem bestürzten Verräther überfiel bey diesen Worten ein Zittern durch alle Glieder. Vergebens suchte er die Angst und die Wuth zu verbergen, die sich auf seinem Gesichte mahlten. Dennoch zwang er sich zu einem Lächeln und antwortete: „Wie, mein Neffe sollte leben? Und ich selbst war vor drey Jahren Zeuge seines Todes? Wurde es nicht den Behörden durch eine gesetzmäßige Urkunde dargethan? O ihr scherzet; dieß ist ein Mährchen.“

„Nein,“ erwiederte der ehrwürdige Greis,“ die Verwirrung auf Ihrem Gesichte entdeckt mir hinlänglich Ihr Herz.“

„Diese Urkunde war falsch, die Behörden wurden betrogen oder erkauft.“

„Julius d'Harancour lebt, und hier sehen Sie ihn vor Ihnen.“

In jenem Augenblicke trat Saint Alme, Darlemont's kleiner Sohn, in das Zimmer, welcher, als er die letzten Worte des Abbe gehört hatte, ausrief: „Ja, er ist's! er lebt; ich sehe ihn, es ist mein geliebter Julius, der Freund meiner Kindheit! — Beyde liefen auf einander zu, umarmten sich freudig und weinten vor zärtlicher Rührung.

Auch Dominik und Marianne, die alten Diener seiner Familie, erkannten die Züge des Jünglings, welchen sie oft als Kind geliebkoset hatten. — „O Himmel!“ riefen sie „er lebt; ja, er ist's, Julius der Sohn unsers verstorbenen Herrn!“

Aller Vertheidigungsmittel auf einmal entblößt, bedroht von der Strenge der Gesetze, zerrissen von Gewissensbissen stand Darlemont lange unbeweglich da mit Augen voll Wuth, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Großer Gott!“ rief er endlich mit einem tiefen Seufzer aus, „wie schrecklich bist du in deiner Gerechtigkeit!“

„Ja, alle sollen es nun wissen, dieser ist mein Neffe, und ich bin der verruchteste Bösewicht unter den Sterblichen.“

„Ich überlasse ihm seine Rechte, und mir gebt den Tod, der mich der unerträglichen Schande auf einmal entziehe.“

L'Epee bedeutete den Julius das Geständniß seines Oheims, dieser blieb einen Augenblick in Gedanken vertieft, dann warf er einen liebenden Blick auf Saint Alme, setzte sich und schrieb:

„Ich vergesse alles und will, daß mein geliebter Vetter die Hälfte der mir zurückgestellten Güter erhalte. Wir waren von Jugend an gewohnt, alles wie Brüder zu theilen, und unsere Herzen, die sich jetzt wieder vereinigen, müssen die alten Gewohnheiten wieder annehmen.“

„O edle, o wahrhaft tugenhafte Seele!“ rief dann l'Epee aus. „Dieß ist der theuerste Lohn, den mir Theodor zur Vergeltung alles dessen, was ich für ihn that, je hätte geben können.“

39.

Des Christen Lebensreise.

(Eine orientalische Erzählung.)

Luk. 13, 24. Matth. 7, 13—14.

Aboni, der arme Hirt, saß am rauschenden Felsenbach; sein Horn, womit er die zerstreute Heerde zusammenrief, hieng am dürren Ast und seine arme Hirtentasche ruhte neben ihm; sie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum

hinreichend, den schweren Hunger zu stillen. Barfuß, in einem alten zerlumpten Kittel, der eben seine Blöße bedeckte, saß er da und flocht einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zusammengesucht hatte und mit heißen Thränen benetzte. Er suchte sich durch diese Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um sich gegen Regen und Frost schützen zu können; aber selten gelang ihm seine Bemühung: er brachte nie etwas ganz Brauchbares heraus; dieß bekümmerte ihn dergestalt, daß er darüber seine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Ansehen, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen und sterben würde. Genes. 3, 17 — 19. Tief aus der Seele stiege ihm heißen Seufzer empor, die sich in dem lauten Jammergeschrey auflösten: „O Du Gott der Götter! hast Du vergessen, barmherzig zu seyn, und hörest Du das Geschrey der Elenden nicht mehr? — Ich armer Waise habe keinen Vater als Dich, und es scheint, als wenn auch Du mich vergessen hättest. Erbarme Dich über mich!" — Hiob. 14, 1 — 22. Röm. 7, 24. Hiob. 3, 25.

In dem Augenblicke trat ein Mann im Reisekleid vor ihn hin; er schien ein Jüngling zu seyn, sein Angesicht war verhüllt und ein himmelblauer Mantel hieng auf seinen Schultern; er hieß Hieron. Schweigend sah Hieron den Hirten an, endlich sagte er mit gemäßigter Stimme: „Armer Jüngling! Warum weilst du in dieser heulenden Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren und der ganzen Härte der rohen Natur ausgesetzt bist?" Js. 44, 22.

Aboni sah ihn mit Befremden an und antwortete: „Würdiger Fremdling! Sage mir, wo soll ich hin? — Ich weiß ja keinen Ort der Welt, wo ich zu Haus bin und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth

retten könnten. — Weißt du Rath und Hülfe für mich, o, so erbarme dich meiner und hilf mir! Joh. 6, 68.

Hieron. Hast du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weißt du nicht, daß Alle, deren Eltern hieher verwiesen worden, weil sie schwere Verbrecher waren, begnadigt sind und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können? Joh. 3, 16.

Aboni. Ach ja, das weiß ich sehr wohl, es ist mir von Jugend auf Viel davon erzählt worden.

Hieron. Warum hast du dich denn nicht schon längst auf den Weg gemacht?

Aboni. Weil er so beschwerlich und gefährlich ist; und denn hat man mir auch gesagt, man wisse noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr sey, was von dem Land Aetherion in den Büchern stehe.

Hieron. Nun so will ich dir denn sagen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin, und daß die Bücher noch lange nicht so viel Schönes von diesem Lande sagen, als du wirklich daselbst finden wirst, wenn du dir anders die Mühe geben willst, dahin zu reisen. 1. Kor. 2, 9.

Aboni. Aber werde ich armer zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt bloß auf dein Betragen auf der Reise an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, sie mag auch noch so viele Glückseligkeiten versprechen, von deiner Reise und von deinem Wege abwendig machen lassen; du darfst keine Gefahr scheuen, sondern du mußt sie muthig bekämpfen; und dann darfst du auch nirgend verweilen, sondern du mußt immer forteilen; wirst du in dem Allem treu seyn, so wirst du so glücklich werden,

daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Ursache hast. Mark. 8, 34. Luk. 13, 24. Matth. 7, 13. 2. Tim. 2, 1—3. Offenb. 2, 16.

Aboni. Ist das aber auch alles wahr, was du mir da sagst?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückest, so wirst du von dieser Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dieß bewog mich, dich anzureden und dir mit Rath und That beyzustehen. Ps. 33, 8. Hebr. 1, 14.

Aboni. Ach, ich danke dir! Ja, ich will in Gottes Namen die Reise antreten; — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm mit mir, so wie du da stehst; wenn du mir in Allem treulich folgst, so werde ich auch für Alles sorgen, was du bedarfst. Matth. 6, 33.

Aboni. Siehe, hier bin ich! Ich folge dir, wohin du mich führen wirst.

Hieron. Lieber Aboni! Du ahnest dein Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hältst; aber sey treu und standhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müssen dort die Felsenkluft hinanklimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Die werden ihren Hirten finden; folge du mir nach!

Hieron faßte seinen Stab mit starker Hand und schritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit seinem Hirtenstock nach. Die Felsenkluft war eng, steil und schauerlich; dazu gieng Aboni barfuß auf den schroffen Felsen und zerbröckelten Steinen, so, daß seine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: „O Hieron,

ich kann nicht mehr!“ Hieron sah ihn durchdringend an und sprach: „Aboni, das sind Kleinigkeiten! Fasse Muth, bald sind wir droben; wer wird denn so bald an Kraft ermatten und an Unterstützung verzweifeln?“ Aboni stieg immer hinter seinem Begleiter her, die Kluft war so eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß setzte. Aboni weinte und seufzte immer hinter seinem Führer her, aber er stieg fort, ungeachtet seine Füße bluteten und sehr schmerzten. Luk. 13, 24. Matth. 7, 13.

An einem sehr steilen und mühseligen Platz schlupfte seitwärts eine schreckliche Schlange aus einem Loch hervor; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber schlug sie mit dem Stab auf den Kopf, daß sie wieder zurückfuhr. Jetzt stutzte Aboni und sagte: „Wie kann ich in diesem fürchterlichen Wege weiter gehen?“ — „Du mußt!“ sagte Hieron sehr ernst und feyerlich, und drohte ihm mit dem Stab. Aboni seufzte tief und folgte. Bald kam eine schöne weibliche Figur von der Seite her geschlichen; sie lispelte Aboni ins Ohr: „Laß dich den strengen Mann nicht irre führen, komm mit mir, ich will dich glücklich machen!“ Sprüchw. 23, 29 — 35. Aboni wankte, — indem aber bemerkte er, daß dieses schöne Weib von hinten her eine Schlange war, er eilte also vorwärts, klammerte sich fest an Hieron an und ließ sich von ihm fortschleppen. Matth. 18, 89. Hieron faßte ihn am Arm und trug ihn fast, bis sie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem schönen grünen Rasen überwachsen war, auf welchem der arme Aboni mit seinen wunden Füßen erquickend fortwandelte und sich nun freute, daß dieser böse Weg schon zurückgelegt war. Bald kamen sie an eine von außen unansehnliche, aber ziemlich große Wohnung. „Hier müssen wir einkehren,“

sagte Hieron, „du bedarfst der Reinigung deiner Füße, auch sonst noch eins und anderes; folge mir nach!

Hieron zog eine Schelle an der Thür, bald wurde sie aufgemacht; nun kam ein starker Mann mit einem ernsthaften Gesichte zum Vorschein; dieser zog den armen Aboni ganz aus, nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in ein scharfes Seifenwasser und rieb ihm damit den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; dann verband er ihm auch seine Füße mit einem Balsam, der in den Wunden zwar heftig schmerzte, aber sehr heilsam war; hierauf gab er ihm Brod und Wein zur Stärkung und brachte ihn dann in ein Bett zur Ruhe.

Des folgenden Morgens stand Aboni gesund und gestärkt auf, aber nun fehlte es an Kleidern; — bald kam der ernsthafte starke Mann und brachte ihm eine ganze Kleidung von Haupt bis zu Fuß, die er nun mit großer Freude anzog, wobey er aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er sie beschmutzte, oder zerriß, oder gar ablegte, so würde er bey seiner Ankunft im Lande Aetherion schrecklich gestraft werden; dieß sey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in seinem Reich erscheinen müsse. Joh. 3, 5. 1. Petr. 3, 21. Röm. 6, 3 — 4.

Jetzt fieng Aboni an Muth zu fassen; bis dahin hatte er noch immer einen geheimen Zweifel gehabt, ob es auch mit dem Lande Aetherion seine Richtigkeit habe? Dieser Glaube wurde aber nun vollends dadurch gestärkt, daß ihn Hieron in Begleitung des ernsten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein schönes Zimmer führte und ihm da durch ein Fenster die Aussicht gegen Morgen zeigte, welche unaussprechlich groß und schön war: denn das Haus lag auf einem sehr hohen Berge; nun zeigte man ihm auch durch ein Fern-

rohr im weitesten Horizont gegen Osten die Gebirge Aetherions; ihn däuchte, er könne die Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlösser erkennen. Jetzt jubelte er in hoher Freude und sagte: „Mit festem Muth will ich dahin reisen und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! Du wirst mich begleiten, und mir beystehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden und meinen Unterhalt finden?“

Hieron. Du mußt dem König ein Geschenk von kostbaren Juwelen bringen; je größer und schöner dieß Geschenk ist, desto größer und schöner werden auch die Güter und desto größer wird auch die Ehre seyn, die man dir dort erzeigen wird. Aboni rang die Hände, weinte laut und antwortete: „Wie kann ich Aermster aller Armen ein solches Geschenk bringen; ich besitze ja keinen Heller; — ich konnte mir ja nicht einmal ein Paar Schuhe, geschweige eine Kleidung anschaffen.“

Hieron. Darüber beruhige dich! ich will dich unterrichten, wie du dazu gelangen kannst: So oft du auf deiner Reise eine schöne gute Handlung ausübst, so oft gebe ich dir einen Stein, dessen Werth sich verhält, wie der Werth deiner That; aber so oft auch du einen Fehler machst, mußt du mir einen Stein wieder zurückgeben. Durch diese Uebung wirst du immer mehr an Tugend und Rechtschaffenheit zunehmen und also der Bürgerschaft Aetherions würdig werden.

Aboni freute sich hoch und versetzte: „Ich will mein Bestes thun und alle meine Kräfte anwenden; aber, lieber Freund! du mußt mich auch in Allem unterrichten.“ Ps. 138, 23—24.

Hieron. Daran soll es nicht fehlen, sey nur vorsichtig! der Weg ist schmal und an vielen Orten sehr gefährlich, aber nur für den, der sich gern umsieht, neugierig ist

und alles besehen und erforschen will; für den aber, der immer vor die Füße sieht und genau den Fußtritten seines Führers folgt, ist auf dem ganzen Wege nichts zu fürchten.

Aboni. Ich will das alles getreulich beobachten und dir auf der Ferse nachfolgen; führe du mich nur.

Jetzt brachte nun der Hauswirth einen Schild, ein Schwert und einen Helm; den Helm setzte Hieron dem Aboni auf den Kopf und schnallte ihn unter dem Kinn fest, das Schwert gürtete er ihm an die Seite und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfieng er noch einen starken Reisestab, unten mit einer Spitze versehen, womit man sich über Spalten in Felsen oder Eis, auch über Wassergräben hinschwingen konnte. Hieron nahm über das alles noch einen starken Bogen, einen großen Köcher voller Pfeile und etwas Nahrung nebst Arzneymitteln mit, um sich deren im Nothfall bedienen zu können. Ephes. 6, 10—18.

Nachdem sich beyde so ausgerüstet hatten, so traten sie ihre Reise an, wozu ihnen der Hauswirth vielen Segen wünschte. Anfänglich führte der Weg eine abhängige Wiese hinab, dann aber wurde er sehr schmal und so steil abwärts, daß Aboni vor Angst zitterte und bebte. Freylich sah er immer starr vor seine Füße und hielt sich genau an die Fußstapfen seines Führers; aber er konnte sich doch nicht enthalten, oft seitwärts zu schielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, so überfiel ihn Zittern und Beben, und dann strengte er sich an, nichts zu sehen, als die Fußtritte seines Führers. „Ach Hieron!" fieng er endlich an, „ich ermatte, ich wanke und kann keinen sichern Tritt mehr thun!" — Hieron gab ihm eine Herzstärkung aus seiner Flasche, redete ihm freundlich zu und sagte: „Sey getrost, lieber Aboni! bald sind wir

unten, und dann wirds besser.“ Es währte auch wirklich nicht lange, so wurde der Weg bequemer und sie gelangten in ein schönes Wiesenthal, das sich weithin erstreckte und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fieng der Helm an, seinen Kopf zu drücken; um ihn also ein wenig zu lüften, schnallte er ihn unter dem Hals los. Indem bemerkte er einen großen Adler, der nahe über ihm hin und her flog und ehe er sichs versahe, faßte der Adler den Helm mit seinen Klauen und flog damit in die Luft. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte den Pfeil an und schoß den Adler, daß er den Helm fallen ließ und dann sterbend herunter flatterte. Aboni lief schnell hin, holte den Helm, setzte ihn auf und schnallte ihn fest.

Hieron. Siehst du nun, wie vorsichtig man auf diesem Wege seyn muß? Matth. 20, 41.

Aboni. Der Helm drückte mich so sehr an den Kopf, daher wollte ich ihn etwas lüften; ich werde mich aber nun besser in Acht nehmen.

Gegen Mittag fieng die Hitze an sehr lästig zu werden, daher kehrten unsere Reisende in einem einsamen, schönen Haus ein, das mehr einem Schloß, als einem Gasthof ähnlich war. Hier wurden sie freundlich aufgenommen; sie fanden da eine glückliche Familie, die sich von ihren Gütern nährte und gegen alle Vorbeyreisende sehr gastfrey und wohlthätig war. Unsern beyden Reisenden wurde ein heiteres Zimmer angewiesen, aus welchem sie eine angenehme Aussicht über das Thal hin hatten, dahin brachte man ihnen auch ein wohlzubereitetes Mittagsmahl und einen kühlen erquickenden Trank. Indem nun beyde vergnügt auf einer Ruhebank beysammen saßen und sich mit Speise und Trank erquickten, so zog

Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni und sagte: „Den schnalle an deinen Gürtel fest, damit du ihn nie verlierst, und nun gebe ich dir hier drey Steine, die ich dir, für dein behutsames Herabsteigen vom Berge, zugedacht habe; da du aber mit deinem Helm eine Unvorsichtigkeit begiengst, so nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zween aber verwahre nun sorgfältig in deinem Beutel. Aboni besahe die Steine, sie schienen ihm so schlecht und von geringem Werth zu seyn, er sagte daher: „Ach, wie werde ich mit solchen Geschenken bestehen können?“ Hieron antwortete: „Der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält sich genau, wie der Werth deiner Handlungen, die du ausübst; indessen sieht der König nicht so sehr auf den Werth des Geschenks, als auf die Gesinnung des Herzens, mit der es gegeben wird. Verwahre du sie wohl, und für das Uebrige laß mich dann sorgen.“ Aboni fuhr fort: „Ich sahe diesen Morgen in dem schönen Zimmer eine Krone, daran waren viele Steine, die in allen Farben strahlten; nun sagte man mir, diese Steine seyen solche Juwelen, wie man sie dem König zum Geschenk bringen müsse. Verzeihe mir, Lieber! die Steine, die du mir gegeben hast, sehen schmutzig dunkel aus, sie strahlten gar nicht.“ Hieron lächelte und versetzte: „Bekümmere dich darum gar nicht; es ist dem König nicht um deine Geschenke zu thun, denn er ist überschwenglich reich; sondern er will nur daran erkennen, inwiefern man seiner Gnade sich würdig gemacht habe, um darnach auch die Aufnahme und Anstellung in seinem Reich bestimmen zu können. Sey du nur aufmerksam auf deine Reise und auf deinen Weg, damit du nicht strauchelst und kein Unglück bekommst; für die Juwelen laß mich dann sorgen.“ Aboni gab sich zufrieden und als nun

der Tag anfieng, kühler zu werden, so machten sie sich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger und verlor sich in einem dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt und also übel zu finden war; zudem gieng nun die Sonne unter und es fieng an, immer finsterer zu werden, so, daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen sehen konnte. Aboni wurde zaghaft, und sagte: „Ach, Hieron, wie komme ich hier fort, ich kann dich ja nicht mehr sehen, geschweige den Weg!“ Hieron lispelte ihm zu: „Sey muthig und getrost, aber rede ja nicht laut, denn es sind viele Räuber in diesem Wald, auch fehlt es an wilden reißenden Thieren nicht; indessen hast du aber nichts zu fürchten, wenn du nur im Wege bleibst und mir auf der Ferse folgest; dann nimm auch dein Schwert in die Hand!“ Kaum waren sie noch einige Schritte weiter gegangen, so sahen sie seitwärts nicht weit vom Wege einige Kerls um ein Feuer sitzen; diese, als sie das stille Fortwandeln unserer Reisenden vernahmen, fuhren schnell auf und liefen auf sie zu. Leise sagte Hieron zu Aboni: „Stehe nur fest, bleib auf dem Wege, halte den Schild vor, damit dich kein Pfeil trifft, und schwinge dann dein Schwert mit starker Hand hinter dir hin und her; beleidige nicht, sondern vertheidige dich nur, für das Uebrige laß mich sorgen. Während Hieron das sagte, hatte er auch schon seinen Bogen ein Paar Mal gespannt und ein Paar Pfeile unter den Haufen los gedrückt; diese muthige Gegenwehr machte die Räuber stutzig, sie wichen zurück und setzten sich wieder zu ihrem Feuer; unsere Reisende aber verfolgten ihren Weg. Kol. 2, 8—9.

Nach einigen Minuten Gehens hörten sie seitwärts in der stockfinstern Nacht ein leises klägliches Winseln,

es war der Ton eines weiblichen Wesens, das schwer leidet. Aboni bemerkte das; „ach Hieron,“ sagte er, „darf ich nicht zusehen, wer da leidet, vielleicht könnte ich der leidenden Person helfen?“

Hieron. Dein Vorsatz ist sehr löblich; aber du darfst keinen Schritt vom Wege thun.

Aboni. Verzeih, lieber Freund! ich meine aber doch, der Weg, einen Unglücklichen zu retten, sey niemals um, und der Weg, der bey ihm vorüber geht, sey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni! diese Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängst deine Reise gut an; jetzt aber folge mir. Das, was du da hörst, ist die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verschlingen würde, wenn du dich ihm nahtest. Matth. 23, 27. Sirach. 19, 26—29. Ps. 61, 5. 63, 6. Luk. 12, 2.

Aboni. Das ist erschrecklich! Wie leicht kann aber da ein unwissender Reisender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der diese Reise mit Glück machen will, einen sichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen, und uns anfallen?

Hieron. Nein! nicht fern von uns ist eine starke Verzäunung von Pallisaden.

Ungeachtet der stockdicken Finsterniß, setzten sie doch ihren Weg ziemlich schleunig fort; es währte aber nicht lange, so fühlte sich Aboni von hinten her mit starkem Arm umschlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß jemand den Schild von seinem linken Arm zu winden suchte. Da er aber seinen rechten Arm, mit dem er das Schwert trug, frey hatte, so setzte er seinen Reisestab mit dem starken Stachel in den Boden und faßte ihn fest mit der linken Hand; dann schwang er sich rechts um, indem er mit dem Schwert einen Hieb führte; dadurch rang er sich nicht allein los, sondern er entfernte auch seinen Feind, der ihn verließ und ächzte.

Hieron. Du hast dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Desto besser; aber gieb wohl Acht, ich sehe da etwas kommen, das uns zu schaffen machen wird.

Aboni. Ja, wenn ich nur sehen könnte! Mein Muth wächst zusehends.

Indem sie so sprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich und richtete sich auf, den Hieron mit seinen ausgebreiteten Vorderklauen zu fassen. Hieron schritt etwas zurück, Aboni zückte sein Schwert und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beyden Vordertazzen ab. Die Bestie sank nieder und die Reisenden giengen weiter. 1. Petr 5, 7 ꝛc.

Hieron. Aber sage mir doch, Aboni, du bist ein gewaltiger Mensch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht gesucht, wie kommst du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundre mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wüste hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle sind mir nicht fremd. Aber ich bin so müde und schläfrig; diesen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, so sind wir in der Herberge. Aber schließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewisse schläfrige Ermattung den guten Aboni dergestalt, daß er anfieng, in die Knie zu sinken und zu straucheln. Hieron bemerkte dieß, er suchte ihn also zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm und unterstützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen schrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indessen schützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag vergieng ihm aller Schlaf; auf dem Fuße drehte er sich um und führte einen so gewaltigen Hieb vorwärts, daß der Feind entfloh.

Aboni. Das vertreibt einem den Schlaf.

Hieron. Siehst du, wie nöthig einem auf dieser Reise gute Waffen sind! — Besonders ist dein Schwert vortrefflich; aber ich muß dir auch zu deiner Beruhigung sagen, daß du gut damit umzugehen weißt, fahre nur so fort!

Nun währte es etwa noch eine Viertelstunde, bis sie an eine hohe Mauer kamen, in welcher ein verschlossenes Thor war; hier zog Hieron eine Glocke, bald fragte inwärts Einer: „Wer seyd ihr?“ — Hieron antwortete: „Nach Aetherion Reisende!“ — Jetzt ward

die Pforte geöffnet, man ließ sie hinein und schloß dann wieder zu. Der Pförtner war ein gar sanfter und freundlicher Mann, er führte die beyden Pilger in einen Saal, wo der Herr des Hauses mit seiner Familie saß; sie hatten eben zu Nacht gegessen, und waren im Begriff, schlafen zu gehen, denn es war fast eilf Uhr, jetzt aber blieben sie den Reisenden zu Gefallen noch auf und unterhielten sie auf eine liebliche Weise. Zugleich wurden nahrhafte Speisen und Getränke aufgetragen, an denen sich Hieron und Aboni recht labten.

Nun erkundigte sich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgestoßen seyen? — Hieron erzählte alles und vergaß nicht, das Lob seines Reisegefährten zu verkündigen; dieß aber verbath sich Aboni, indem er sagte: „Lieber Freund! das sage ich dir ein für allemal, erzähle durchaus nichts von mir, das sind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn sich meine Geschenke verhalten sollen, wie der Werth meiner Handlungen, so werde ich übel aufgenommen, aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm sagst, daß ich immer gethan hätte, was ich konnte, so wird er ja barmherzig seyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweisen, wenn es auch gering ist.“

Hieron redete ihm freundlich zu, tröstete ihn und versprach, für ihn zu sorgen. Hierauf giengen sie alle beyde zur Ruhe.

Als sie des Morgens sanft geschlafen und ausgeruht hatten, so standen sie auf, zogen sich an und genossen das Frühstück. Jetzt zog Hieron sieben schwere Steine hervor und sagte: „Aboni! Nimm diese Steine und verwahre sie wohl, sie sind dir Zeugen deines Wohlverhaltens am gestrigen Tage.“ Aboni nahm sie traurig an und erwiederte: „Ach wie schmutzig und dunkel sehen sie aus! — Aber ich weiß auch sehr wohl, daß ich keine bessere verdiene.“ Hieron antwortete: „Sey ruhig und erfülle nur immer deine Pflicht; für das Uebrige laß mich sorgen.“

Nun nahmen beyde Reisende Abschied von den freundlichen Leuten und begaben sich wieder auf den Weg; die Witterung war sehr schön, der Weg bequem und allmählig aufwärts führend. Jetzt freute sich Aboni hoch, daß er auf der Reise war; beyde Pilger unterredeten sich

lieblich, Hand in Hand, miteinander, indessen führte der Weg immer gemächlich aufwärts, bis sie endlich auf eine sehr erhabene Höhe gelangten, von welcher man Aussichten genoß, die über alle Vorstellung giengen. „Jetzt nimm dich in Acht!“ fieng Hieron bedeutend an, „denn eben dieser schöne Weg ist gerade einer der gefährlichsten. Du darfst wohl Blicke in die weite schöne Natur thun; aber du mußt ja nicht vergessen, immer vor die Füße zu sehen und keinen Schritt still stehen. Dort in der Ferne vor uns siehst du die Gebirge des Landes Aetherion, weide deine Augen oft an diesem herrlichen Anblick, aber auch nur Augenblicke lang, damit du nicht vergessest, vor deine Füße zu sehen, und hüte dich, daß du keinen Schritt lang still stehest.“

Aboni. Ich begreife doch nicht, wie hier Gefahr seyn kann! — Unterrichte mich doch, lieber Freund! worinnen sie bestehe, damit ich mich desto besser in Acht nehmen könne.

Hieron. Du hast wohl mit einem Blick die schöne Burg da oben vor uns hier auf dem Hügel gesehen? Aber sieh ja nicht wieder dahin!

Aboni. Ja, ich sah sie und wollte dich eben fragen: Wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beschaffenheit erzählen: „Auf dieser Burg wohnt ein sehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unsers Königs ist, und daher alle, die nach Aetherion reisen, mit List zu fangen und dann zu seinen Sklaven zu machen sucht. Da er nun aber keine Gewalt brauchen darf, (denn das würde ihm übel bekommen,) so bedient er sich folgender Mittel: Allenthalben läßt er längs dem Weg ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut säen oder pflanzen, welches sehr stark und angenehm riecht.“ Col. 2, 8—9. 1. Joh. 4, 1—5.

Aboni. Den Geruch habe ich schon bemerkt.

Hieron. Wenn man nun stille steht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufsucht und abbricht, so überfällt einem ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; der Reisende fällt nieder, und da auf der Burg immer Wachen ausgestellt sind, die auf die Reisenden merken, so entdecken sie einen solchen Unglücklichen bald; er wird alsdann abgeholt und auf die

Burg gebracht. Das schlimmste dabey ist, daß solche Leute lebenslang schwach am Verstand bleiben, indessen der Tyrann weiß sie zu brauchen, sie dienen ihm als Sklaven.

Aboni. Das ist schrecklich! Jetzt rieche ich es wieder, laß uns eilen!

Hieron. Es giebt auch viele Reisende, denen der Geruch besonders angenehm ist und die deßwegen langsamer gehen; diese bekommen allmählig eine Art Lähmung, so, daß sie nur sehr schwer und langsam fortschleichen können, und endlich doch entweder liegen bleiben und dem Feind in die Hände gerathen; oder wenn sie ihren Weg getreulich fortsetzen, so werden sie an der Grenze des Reichs in ein Hospital gebracht, wo sie eine schwere und langwierige Cur auszuhalten haben, bis sie gesund sind, und dann auch endlich aufgenommen werden.

Nach einer guten halben Stunde gelangten sie an einen ziemlich starken Bach, über den eine schmale Brücke hinüber führte. Hieron gieng voran, Aboni aber fieng an zu schwanken. „Ach Freund! Hilf mir, ich schwindle — das verwünschte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.

Hieron. Bücke dich nieder, schließ die Augen zu und krieche auf allen Vieren, so wirst du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte diesem Rath, und so gelang es ihm; indessen war ihm doch der Kopf so eingenommen, daß er wie ein Trunkener hin und her taumelte, daher ihn sein Begleiter oft aus seiner Flasche stärken mußte, bis ihm der Schwindel nach und nach ganz vergieng.

Von hier an war der Weg wieder ordentlich und bequem, daher beflügelten auch die beyden Pilger ihre Schritte, so, daß sie an diesem Tage eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten sie auf ein schönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menschen thätig waren und arbeiteten. „Wer sind denn diese fleißigen Leute?“ fragte Aboni.

Hieron. Diese sind im Dienste unseres Königs; denn der große schöne Meierhof, der dort auf der Höhe liegt, gehört Ihm, wir werden da übernachten.

Aboni. Was sagst du Freund! Sind wir denn schon so weit, — sind wir schon nahe an der Gränze?

Hieron. Eigentlich gehört dein Vaterland und das ganze Land, wodurch wir gereist sind, dem König allein da es immer von mancherley Rebellen verwüstet und unsicher ist, so nimmt Er gerne Solche ins Reich Aetherion auf, die freywillig zu Ihm kommen wollen und sich der Herrschaft der Aufrührer entziehen.

Aboni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer nicht von der Erde?

Hieron. Das wird er zu seiner Zeit gewiß thun; jetzt hat Er aus weisen Ursachen noch Geduld mit ihnen. Matth. 13, 24 ꝛc. — Aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie giengen also schnell die Höhe hinan und als sie zur Pforte des Meierhofes hineinschritten, empfiengen sie den letzten Strahl der untergehenden Sonne. Der Meier war ein ansehnlicher und reicher Mann, er nahm unsere Reisenden freundlich auf und erkundigte sich bey Hieron, wer sein Begleiter sey? — Hieron erzählte ihm Aboni's Geschichte und gab ihm das beste Lob, so, daß ihm der Meier mit freudigen Lächeln die Hand drückte und sagte: „Sey mir willkommen, lieber Freund! halte nun auch redlich aus und vollende deine Reise so vorsichtig und so treu, wie du sie angefangen und bisher fortgesetzt hast: du ahnest nicht, welch ein Glück dann auf dich wartet.“

Hieron. Für dein heutiges schönes Betragen lege ich dir hier noch einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach diese sind noch viel zu schlecht, sie schimmern ja gar nicht und sind auch noch sehr schmutzig.

Nun speisten sie mit dem Meier an seinem Tisch und legten sich dann zur Ruhe.

Als sie des Morgens aufgestanden waren, so führte Hieron seinen Aboni ans Fenster und zeigte ihm die schöne Aussicht. „Siehst du nun,“ sagte er mit zärtlich-liebreicher Stimme, „das Land Aetherion? Du hast nun nicht weit mehr.“

Aboni. Ach wie unaussprechlich herrlich! — Welche Städte und welche Schlösser! — Ach wenn wir nur schon da wären! 1. Joh. 3, 2. 1. Cor. 13, 9.

Hieron. Darum wollen wir nun auch wieder die Reise antreten; du wirst aber noch schwere Proben auszuhalten haben, ehe du ins Land kommst; aber sorge

nicht! Folge du nur treulich meinem Rath, so hast du nichts zu fürchten.

Jetzt nahmen sie Abschied von dem Meier, der Aboni freundlich die Hand both und dann eine glückliche Heimreise wünschte; ihm war auch so innig wohl, daß er auf dem Wege Loblieder sang und seine Schritte beschleunigte. Kaum hatten sie eine halbe Stunde zurück gelegt, als sie an einen steilen Abhang kamen, den sie hinabsteigen mußten. Nun war aber der Weg sehr schlüpfrig, so, daß Aboni immer ausglitschte und in Gefahr war, in den Abgrund zu stürzen, der sich an der linken Seite befand; er nahm sich zwar sehr in Acht und bediente sich seines Reisestabs fleißig, allein die Gefahr war doch so groß, daß er anfieng zu zittern und zu zagen, und seinen Freund Hieron um Rath und Hülfe bath. Dieser redete ihm freundlich zu, empfahl ihm Vorsicht und faßte ihn dann an der Hand, um ihm vollends hinab zu helfen, welches denn auch endlich, wiewohl mit großer Angst und Mühe, gelang. Indessen war nicht viel damit gewonnen; denn nun mußten sie durch ein sehr enges und tiefes Thal wandern, von dem man das Ende nicht sahe, und was noch das Schlimmste war, es hatte sich ein düsterer stinkender Nebel hinein gelagert, so, daß man kaum Odem holen konnte. Hier wehte kein erquickendes Lüftchen, und wenn Aboni nur ein Paar Schritte zurück blieb, so sahe er weder den Weg, noch seinen Begleiter; er faßte diesen also hinten am Kleid, und aller Müdigkeit und Betäubung ungeachtet, schritt er wacker fort, so, daß sich Hieron innig seiner freute. Endlich gegen Mittag kamen sie heraus ins Freye. Hier fanden sie nun wieder einen königlichen Meierhof. Das Gebäude umher war entzückend schön, und ein erquickender Ostwind wehte von Aetherion herüber; hier fand man auch schon Gewächse, die aus jenem Lande hieher verpflanzt waren und auch ziemlich wohl gediehen. Hieron faßte seinen Freund Aboni freundlich an der Hand und führte ihn langsam zu der friedlichen schönen Wohnung, die nicht ferne von ihnen am Wege stand.

Dieser Meier war noch ansehnlicher und vornehmer als der, der sie vorige Nacht bewirthet hatte; er freute sich ihrer Ankunft und erkundigte sich ebenfalls nach

unserm Aboni. Als er nun von Hieron alles das Gute hörte, so umarmte und küßte er ihn. Aboni aber klagte wieder über seine Steine, über sein geringes Herkommen und über seine Armuth. Der Meier tröstete ihn mit den Worten: „Diese Gesinnung ist dem Könige weit lieber, als alle deine Steine; sey darüber nicht bekümmert.“ Dann führte er sie an seinen Tisch zum Mittagmahl, wo sie eine große Anzahl Gäste fanden, die alle unsere Reisende sehr liebreich empfiengen und besonders Aboni mit der innigsten Freundschaft umarmten. Hier labte er sich recht und fand sich bald so gestärkt, daß er seinen Führer bath, nun die Reise wieder mit ihm fortzusetzen. Auf einmal aber trat einer von der Gränzwache des Königreichs herein; nachdem er alle durchdringend angesehen hatte, worüber sie alle erschracken und erblaßten, so blieb sein drohendes Auge auf Aboni haften, dann winkte er ihm schnell zu folgen. Röm. 5, 12.

Aboni erschrack auch darüber, doch faßte er sich wieder, besonders als ihm Hieron sagte: „Jetzt, lieber Aboni! mußt du den letzten sauern Gang gehen, du wirst nach Aetherion abgefordert; aber sey getrost! ich verlasse dich nicht, halte dich nur immer fest an mich, damit du mich nicht verlierst; dieser furchtbare Führer wird uns begleiten und uns den Weg führen, der für dich der schicklichste ist. Hier hast du wieder einige schöne Steine für dein heutiges Betragen. Aboni steckte die Steine in seinen Beutel, er schwieg zwar, aber er weinte stille Thränen darüber.

Nun winkte der ernste Führer vorwärts. Hieron gieng voran, Aboni folgte und der Führer gieng zu hinterst; er trieb aber so streng zum Forteilen, daß Aboni gänzlich ermattete und nicht mehr fort konnte. Hieron gab ihm oft eine Herzstärkung aus seiner Flasche; allein Müdigkeit und Kummer drückten ihn so, daß ihn der Führer endlich auf seinem Rücken vollends den Berg hinauf trug. Während dem klagte er immer über seine Steine und über sein geringes Herkommen, und dann fiel ihm auch sein Kleid ein: „Ach!“ sagte er, „mit diesem Kleid soll ich vor dem König erscheinen und es ist von der weiten Reise so gar schmutzig geworden. Nein! ich kann nicht gnädig aufgenommen werden!“ —

„Dafür laß mich sorgen;“ versetzte Hieron mit liebreicher Stimme, „fasse nur Muth! Bald hast du den letzten Berg erstiegen und dann wirst du unaussprechlich glücklich seyn.“ Indem Hieron noch redete, waren sie droben. Hier war nun eine hohe und steile Felsenwand; unten in dieser Wand sahe man die Mündung einer Höhle, die voll Wasser war, und vorn in der Mündung war ein kleiner Nachen, in dem ein Schiffer saß, der Aboni freundlich winkte, übrigens sah er schrecklich aus. Aboni entsetzte sich und bebte vor dem Fischer und seinem Nachen zurück, aber der Führer faßte ihn mit starkem Arm und brachte ihn ins Fahrzeug. Hieron setzte sich zu ihm und sprach: „Nur noch diesen schauerlichen kurzen Weg! Bald kommen wir auf der andern Seite heraus und dann wirst du dich mit nie empfundener Freude freuen.“ Aboni hörte dieß noch, aber nun überfiel ihn eine Ohnmacht und aus dieser gerieth er in einen sanften Schlaf. Während diesem kamen sie durch den Berg, und auf der andern Seite heraus; jetzt zogen ihm der Schiffer und der Führer sein schmutziges Kleid aus, überreichten es Hieron, brachten Aboni in eine schöne Ruhekammer, welche hier in der Nähe war und kehrten dann wieder zurück auf ihren Posten. Offenb. 14, 13.

Bald erwachte Aboni, er befand sich wohl und jugendlich gestärkt; vor seinem Bett stand Hieron, der nun auf einmal den Schleyer und den Mantel ablegte und mit himmlischen Lächeln auf Aboni hinblickte. — Mit freudigem Schrecken sah dieser einen glänzenden Engel im Lasurgewande da stehen, er schlug die Hände zusammen und rief: „Mein Herr und mein Gott! Hast du mich eines solchen Führers gewürdigt? Wie kann ich dir das verdanken? — Aber du bist nun mein Hieron nicht mehr, wer bist du denn?“

„Ich bin Einer von den Bothen Gottes, die seinen Thron umgeben; mein Beruf ist, Menschen glücklich zu machen, und darin fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.“

Hierauf zog er Aboni's schmutziges Kleid hervor und besprengte es mit einer blutrothen Tinktur, die es alsofort wie ein Lichtstrahl durchdrang und alle, auch die kleinsten Fleckchen tilgte, so, daß nun das Kleid einen himmlischen Glanz bekam; so mußte es nun Aboni an-

ziehen, der für Freude und hoher Empfindung außer sich war. „Aber nun meine Steine!“ sagte er mit traueriger Miene.

Lächelnd und schweigend nahm sein Schutzgeist einen großen krystallenen Becher; füllte ihn mit der blutrothen Tinktur, warf dann einen Stein nach dem andern hinein, und so wie er sie wieder heraus zog, strahlten sie ein so herrliches siebenfarbiges Feuer, daß es sterbliche Augen nicht ertragen konnten. Aboni jubelte für Freude und sagte: „Wie komme ich armer unwürdiger Hirtenjunge zu einer solchen Ehre und Herrlichkeit? Offenb. 3, 5. — Ich darf meine Augen für Beschämung nicht aufheben.“

Der Engel antwortete: „Eben diese Gesinnung bewegt mich, dir noch ein besonderes Geschenk zu machen.“ Damit zog er ein prächtiges Diadem von orientalischen Perlen hervor, setzte es ihm auf sein Haupt und sprach: „So ausgerüstet darfst du nun vor dem König erscheinen; Er wird dich sehr gnädig empfangen und dir eine Seligkeit gewähren, von der du dir keine Vorstellung machen kannst; jetzt komm! Wir wollen zu seinem Throne eilen und Ihm für seine überschwengliche Gnade ewigen Dank opfern.“ Offenb. 21, 4—5.

Liebe Leser! Könnt ihr dieß Räthsel errathen? — Aber auch in allen seinen Theilen errathen? Einige Fingerzeige gab ich euch aus der heiligen Offenbarung. — Wohl dem, der es aus Erfahrung kann! Aber selig ist der, der es auch bis zum Perlen-Diadem und zum Anbethen vor dem Thron aus Erfahrung kann! — Glückliche und gesegnete Reise! Predig. 12, 13. Matth. 7, 24—28. 2. Thessal. 2, 15—18.

Inhalt.

Seite.

1. Das belohnte kindliche Vertrauen, oder: Der kleine Schweizerseppeli. 1
2. Die Holzlese, oder: Die Kraft der Liebe. . 23
3. Geschichte eines alten Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war. 25
4. Alfred. 39
5. Der Scheerenschleifer, oder: Die belohnte Rechtschaffenheit. 41
6. Attalus und Meno, oder: Der Wiedergeborne. . 54
7. Der Dragoner von Vincennes. 57
8. Die Sünde. 70
9. Kanitverstan. 73
10. Die Waisen, oder: Das Lehrtamt. . . . 77
11. Theodor. 78
12. Jonathan, oder: Der vollendete Jüngling. . 103
13. Matthias, oder: Der Tod des Gerechten. . . 105
14. Matathias, oder: Die Freyheit und das Heiligthum. 112
15. Die Wittwe zu Zehra. 116
16. Der Libanon. 121
17. Blanka. 123
18. Nehemias und Elimah, oder: Der lebendige Gott. 137
19. So stirbt der wahre Christ. 139
20. Die edelmüthige Armuth. . . . . .

Seite.

21. Gott geleite dich! 150
22. Der durch Wohlthaten entwaffnete Straßenräuber. . 152
23. Die Schule. 154
24. Der Jüngling und der Wolf. 154
25. Der blühende Weinstock. 167
26. Das Gebeth vermag viel, wenn es ernstlich ist. . 169
27. Dankgebeth eines Wilden. 171
28. Die Freuden des Weihnachtsfestes, oder: Gott macht alles wohl. 173
29. Der Wechsel des Schicksals. 183
30. Des alten Gulistan Rath für seinen Sohn. . . 196
31. Die wüste Insel. 201
32. Der Geitz. 207
33. Edelmuth. 210
34. Die hohle Eiche. 212
35. Joel und Hemann. 225
36. Der erste Schritt zum Bösen. 228
37. Menschlichkeit gegen Alle. 226
38. Der Taubstumme. 240
39. Des Christen Lebensreise. 246

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael,

Bildungsschule zur Belebung eines frommen Sinnes und Wandels

München [1820]

Paed.pr. 440
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759342-7